



HEIMATBUCH
DES LANDKREISES
ST. WENDEL

XI. AUSGABE 1965/1966

HEIMATBUCH
DES LANDKREISES ST. WENDEL

XI. AUSGABE 1965/1966

EIN VOLKSBUCH
FÜR HEIMAT- UND VOLKSKUNDE
NATURSCHUTZ
UND DENKMALSPFLEGE

Herausgegeben vom Landrat des Kreises St. Wendel

VORWORT

In den letzten Wochen des Jahres 1966 wird uns eine neue Ausgabe des Heimatbuches des Kreises St. Wendel vorgelegt. Sie führt uns zurück in die Vergangenheit, gibt uns aber auch Kenntnis von besonderen Ereignissen der Gegenwart. Die Fülle des Stoffes und die Form der Darstellung überraschen.

In der äußeren Gestaltung spiegelt sich ein für den Landkreis St. Wendel ganz besonderes Ereignis des vergangenen Jahres. Auf dem Einband prangt zum ersten Male das neue Kreiswappen. Der Herr Minister des Innern hat es dem Landkreis St. Wendel verliehen. Der feierliche Verleihungsakt wurde in der Festsitzung des Kreistages am 9. September 1965 vollzogen. Idee und Entwurfskizze stammen von Herrn Hans Klaus Schmitt, der seit Jahren für die Redaktion unseres Heimatbuches verantwortlich zeichnet. Ihm, sowie Herrn Erhard Dehnke, der den Hauptentwurf gestaltete, sei an dieser Stelle ein herzliches Wort des Dankes gesagt.

Eine Wappenverleihung ist auch heute noch ein Markstein in der Geschichte einer Gebietskörperschaft. Zwar sind damit nicht mehr die Privilegien früherer Jahrhunderte verbunden, doch verpflichtet das Wappen den Bürger nach wie vor zur Erhaltung und Wahrung der Tradition. Diese Tradition hat uns zusammengeführt. Aus ihr erwächst uns auch die Kraft, das Kommende mit Gottes Hilfe zu gestalten.

St. Wendel, den 15. November 1966

Z E Y E R

Landrat
des Kreises St. Wendel

Schriftleitung: Hans Klaus Schmitt, St. Wendel
Buchgestaltung und Druck: St. Wendeler Buchdruckerei und Verlag, St. Wendel

Nachdruck und Übersetzung, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung
des Herausgebers gestattet.

DAS HEIMATBUCH ENTHÄLT

Vorwort	<i>Landrat Werner Zeyer</i>	5
Das Wappen des Landkreises St. Wendel		9
Der altzeitliche Vulkanismus in der Umgebung von St. Wendel	<i>Peter Gärtner</i>	12
Vom Bergbau im Kreis St. Wendel	<i>Kurt Hoppstädter</i>	24
Verdeutschung der ältesten lateinischen Wendalinuslegende	<i>P. Dr. Alois Selzer SVD</i>	31
Opus 15 — Ludwig van Beethoven gewidmet . Bemerkungen zu einem Klavierkonzert von Philipp Jakob Riotte	<i>Franzpeter Goebels</i>	35
Wer seinen Brüdern nützt, bleibt unvergessen Ein Ruhmesblatt auf unsere Auswanderer	<i>Johann Engel</i>	40
Das Haus in St. Wendel, Schloßstraße 5	<i>Max Müller</i>	44
Das ehemalige Haus der „guten Leute“ im Wingert bei St. Wendel	<i>Hans Klaus Schmitt</i>	47
Errichtung einer deutsch-französischen Freundschaftsstätte auf dem Schaumberg bei Tholey	<i>P. Maurus Sabel OSB</i>	54
Matthaeus Schiestl und St. Wendelin	<i>Josef Baum</i>	58
Die Stegenmühle bei Asweiler Ein Erbbestandsbrief von 1598	<i>Emil Ludwig Seibert †</i>	62
Grenzfestsetzung im staatlichen Buchwald Streit zwischen der pfalz-zweibrückischen Herrschaft und der Gemeinde Walhausen	<i>Emil Ludwig Seibert †</i>	65
Stammtafel der St. Wendeler Bürgerfamilie Steininger	<i>Hans Klaus Schmitt</i>	67
Maß- und Bann-Protokoll des Dorfes Urexweiler von 1774	<i>Johann Riotte</i>	73
Aus den „Waldliedern“	<i>Gottfried Keller</i>	75
Das Oberamt Schaumburg unter zweibrückischer Herrschaft	<i>Albert Zink</i>	76
Nohfelden 1865		78
Eine topographische Kundfahrt durch die sachsen-coburgischen Lande im Jahr 1816	<i>Albert Zink</i>	79
Das Handwerk im Kreis St. Wendel einst und heute	<i>Friedrich Mettel</i>	81
Eine alte Ölmühle zu Niederlinxweiler	<i>Paul Krämer</i>	86

Zünfte und Bruderschaften der Stadt St. Wendel im Lichte der vergangenen Jahrhunderte	<i>Paul Krämer</i>	91
Aufenthalt der Kurfürsten von Trier im Schloß zu St. Wendel Aus der „Geschichte der Stadt und des Amtes St. Wendel“, 1865	<i>Julius Bettingen</i>	98
Arbeitslosigkeit, Not und Armut in den Dörfern der Bürgermeisterei Oberkirchen vor 100 Jahren	<i>D. Hinkelmann</i>	100
Ein Streit um die Grenze vor 200 Jahren — Schwarzerdener ernteten, wo sie nicht gesät hatten —	<i>D. Hinkelmann</i>	103
Das Kirchspiel Scheuern Nach einem Bericht des pfalz-zweibrückischen Oberamtmannes Moser zu Tholey vom Jahre 1791		104
Beschreibung von Oberthal Nach einem Bericht des pfalz-zweibrückischen Oberamtmannes Moser zu Tholey vom Jahre 1791		107
Die „Munch“ / Eine Schaumberggeschichte	<i>Nikolaus Schütz</i>	108
Der Marktbrunnen in St. Wendel	<i>Hans Klaus Schmitt</i>	109
Die zwei Nothelfer Eine Geschichte aus dem saarländischen Lohheckenwald	<i>Ernst Leo Müller</i>	111
Eine hundsvött'sche Gnade	<i>Jakob Schmoll (1820)</i>	115
Unser Großvater auf Freiersfüßen	<i>Nikolaus Schütz</i>	116
Kinderspiele zu Großvaters Zeiten	<i>Nikolaus Schütz</i>	119
Histörchen aus Walhausen	<i>Emil Ludwig Seibert</i>	122
O wunderbare Zeit (Gedicht)	<i>Jakob Kneip</i>	123
Kühe mit Selbstbedienung — Schweine im Dunkelstall Jahrhundertalter Bauernhof wurde zum hochmodernen Wirtschaftsbetrieb	<i>Hermann Brill</i>	124
Das Große und das Kleine	<i>Adalbert Stifter</i>	127
Grauer Novembertag (Gedicht)	<i>Rudolf Just</i>	128
Die Wetzrillen an der evangelischen Kirche in Sötern	<i>Horst Kuhn</i>	129
Meine erste Wallfahrt zum hl. Wendelinus	<i>Matthias Lang</i>	131
Die Wüstung Rutzweiler zwischen St. Wendel und Werschweiler	<i>Dr. Ludwig Prinz</i>	134
Düsterer Wintertag (Gedicht)	<i>Rudolf Just</i>	144
Brücke über den Ozean Eine Erzählung aus Kriegstagen	<i>Richard Dickmann</i>	145
Der Eisenhammer von Nonnweiler	<i>Antonius Jost</i>	151

Heckenrosen (Gedicht)	Matthias Lang	154
Wandlungen des Ortsnamens Leitersweiler	Berthold Stoll	155
Die Neueinrichtung des Missionsmuseums St. Wendel	P. Eugen Rucker SVD	157
Volksbrauch in der Thomasnacht (21. Dez.)	Else Annemarie Knebel	162
Der Kreis St. Wendel und die Donaudeutschen	Karl Waldner	163
Oweds am Brunne (Mundartgedicht)	Hans Wolfram Hockl	176

Aus dem Verwaltungsbericht des Landkreises
St. Wendel Landrat Werner Zeyer

A. Bevölkerungsbewegung S. 177

B. Landrätliche Verwaltung: I. Staatshoheitsangelegenheiten 177, II. Kreisrechtsausschuß 178; III. Gemeindeaufsicht 179; IV. Kreispolizeibehörde 179; V. Straßenverkehrswesen 182; VI. Konzessions- und Gewerbeswesen 182; VII. Bauwesen 183; VIII. Flüchtlingswesen 183; IX. Lastenausgleich 184; X. Gemeindeprüfungswesen 185.

C. Kreisverwaltung: I. Kreistag und Kreisausschuß 185; II. Kreisschulen 186; III. Kultur- und Heimatpflege 189; IV. Sozialamt 192; V. Jugendamt 195; VI. Kreisbauamt 198; VII. Landwirtschaft 198. Statistik 200; Strukturverbesserung 201; Förderungsmaßnahmen des Kreises 201; VIII. Gemeindewaldungen 202; IX. Kreissparkasse 203; X. Finanz- und Steuerwesen 204.

BILDERNACHWEIS

Kreissparkasse: S. 10; Hans Gillen: S. 15, 22, 120, 121; Fred Kaster: S. 17; Kreisarchiv: S. 21; Alois Weis: S. 31; Gesellschaft der Musikfreunde, Wien: S. 36; Engel Johann: S. 41; Stadtarchiv St. Wendel: S. 45, 70, 72, 74 (Zeichn.); H. K. Schmitt: S. 51; Albert Ost: S. 55, 56; Joseph Baum: S. 58, 61; Joh. Riotte: S. 74 (Foto); Heimatmuseum St. Wendel: S. 78, 99, 110; Paul Krämer: S. 87, 94, 96; Hermann Brill: S. 125; 126; Horst Kuhn: S. 129; Antonius Jost: S. 152, 153, 154; Br. Linus Helf SVD: S. 158, 161; Karl Waldner: S. 163, 164, 173.

Das Wappen des Landkreises St. Wendel

Der Innenminister des Saarlandes hat dem Landkreis St. Wendel das Recht verliehen, untenstehendes Wappen als Kreiswappen zu führen. Die Bekanntmachung über die Verleihung des Wappenrechts ist im Amtsblatt des Saarlandes vom 12. März 1965 veröffentlicht.

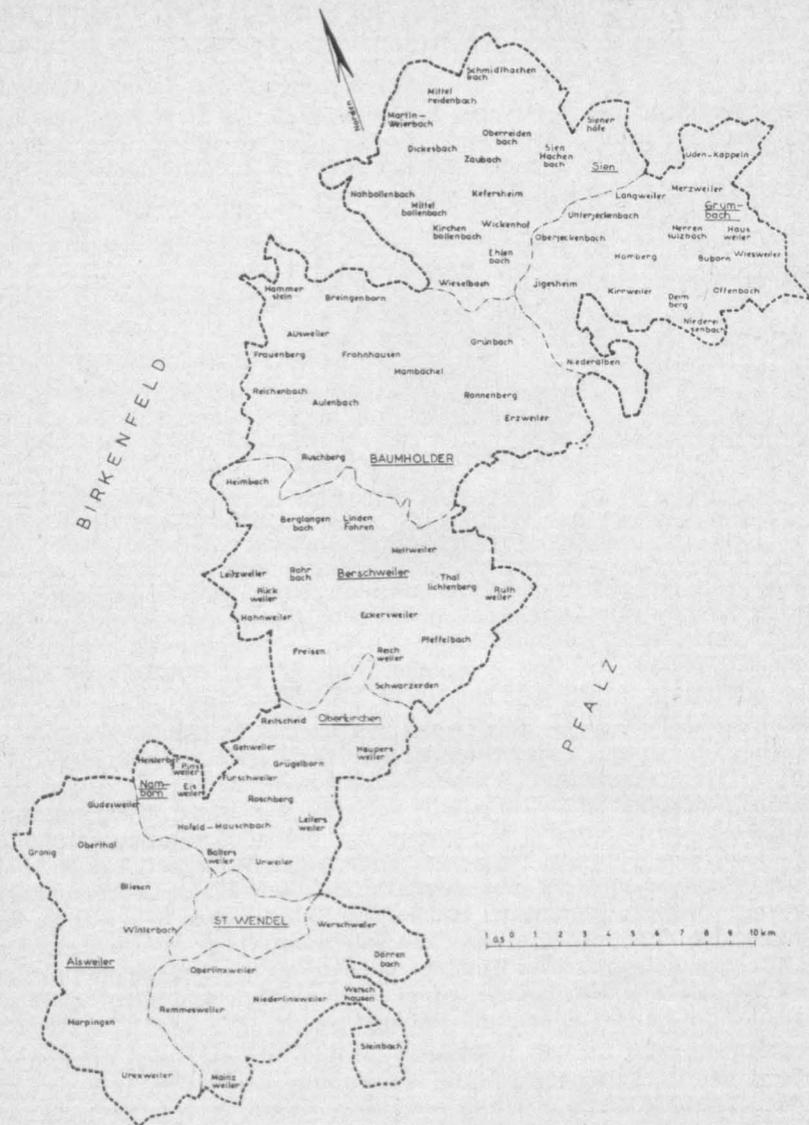


Beschreibung: Im Silber und Blau geteilten Schild ein rot bezungter und rot bewehrter Löwe in gewechselten Farben, belegt mit einem goldenen Herzschild, darin eine rote heraldische Lilie. — Gleichzeitig wurde dem Landkreis St. Wendel das Recht verliehen, die Farben Rot/Gelb als Kreisfarben zu führen.

Begründung des Wappens: Das Gebiet des Kreises St. Wendel war vor der Französischen Revolution zwischen mehreren Territorien aufgliedert: Kurfürstentum Trier, Fürstentum Nassau-Saarbrücken, Herzogtum Pfalz-Zweibrücken als Nachfolger der Grafschaft Veldenz, Herzogtum Lothringen und einige kleine reichsritterschaftliche Gebiete. Aus diesen Territorien wurden für die Gestaltung des Wappens Teile bzw. Farben des Veldenzers Wappens, des Lothringer Wappens und des nassau-saarbrückischen Wappens benutzt. Aus dem Veldenzers Wappen stammt der blaue Löwe in Silber, aus dem von Nassau-Saarbrücken der silberne Löwe in Blau, allerdings ohne die eingestreuerten Kreuze, aus dem lothringischen Wappen stammen die Farben des Herzschildes Gold und Rot und aus dem kurtrierischen Wappen sind im großen Schild und im Herzschild die Farben Silber und Rot vertreten.

Das Wappen zeigt starke Anklänge an das Wappen des Fürstentums Lichtenberg, das durch landesherrliche Verordnung vom 6. 10. 1819 von dem Herzog von Sachsen-Coburg-Saalfeld geschaffen wurde. Diesem Herrscher war auf dem Wiener Kongreß (1814/15) ein Gebiet von 25 000 Einwohnern zugesprochen worden, das aus dem großen preußischen Anteil auf dem linken Rheinufer willkürlich herausgeschnitten wurde und die größeren Orte St. Wendel, Baumholder und Grumbach umfaßte. Herzog Ernst I. benannte das erworbene Ländchen durch Dekret vom 24. Februar 1819 nach der darin gelegenen veldenzischen Burg Lichtenberg als „Fürstentum Lichtenberg“.

Infolge der im Jahre 1832 im Fürstentum ausgebrochenen Revolte, die sich gegen die sachsen-coburgischen Verwaltungsbeamten richtete, trat der Herzog das Fürstentum gegen eine Jahresrente an den König von Preußen ab. Das Gebiet wurde 1834 als Kreis St. Wendel dem Regierungsbezirk Trier angegliedert.



Fürstentum Lichtenberg 1816—1834 / Kreis St. Wendel 1834—1919

Infolge der „Saarabschnürung“ 1919 (Errichtung des Saargebietes unter dem Regime des Völkerbundes, Teilung des Kreisgebietes in einen Stammkreis St. Wendel und einen Restkreis St. Wendel-Baumholder) und durch die Neuordnung des Kreisgebietes 1946 und 1947 deckt sich das heutige Kreisgebiet nicht mehr mit den Grenzen des ehemaligen Fürstentums. Der Kreis St. Wendel in seiner heutigen Form wird gemeinhin als „St. Wendeler Land“ bezeichnet. Daher ist im Kreiswappen die Herkunft St. Wendelins berücksichtigt worden, — der nach der Legende ein schottischer Königssohn gewesen sein soll — indem der Wappenschild mit einem Herzschild belegt wurde, der in

Gold eine rote Lilie enthält. Diese Elemente sind dem Trècheur des schottischen Königswappens entnommen. Nach den Regeln der Heraldik gilt der aufgelegte Herzschild als vornehmster Teil des Wappens.

Das Wappen wurde entworfen von Hans Klaus Schmitt, St. Wendel



Kreis St. Wendel seit 1946 mit Amts- und Gemeindegrenzen

Heraldik . . . für einige Eingeweihte ein Zauberwort, für die meisten ein Buch mit sieben Siegeln; und doch lebt der Mensch unserer Tage mehr denn je umgeben von Symbolen und Heraldik.

Der altzeitliche Vulkanismus in der Umgebung von St. Wendel

VON PETER GÄRTNER

Friedliche Gegenwart — unruhige Vergangenheit

Wer einmal an einem hellen Sommertage auf der Höhe des Bosenberges gestanden und ins St. Wendeler Land geschaut hat, der wird sich nur schwer mit dem Gedanken vertraut machen können, daß das friedliche Land zu seinen Füßen in einer vergangenen Epoche der Erdgeschichte einmal der Schauplatz vulkanischer Tätigkeit gewesen sein soll. Heute sieht alles so festgegründet und so dauerhaft aus, daß man sich eine so gewaltige Unruhe und heftige Erschütterung des Erdbodens, wie sie mit dem Vulkanismus verbunden sind, in unserer Landschaft kaum vorstellen kann. Man meint, wenn man den festen Untergrund unter seinen Füßen spürt und die Berge und Täler betrachtet, die schon seit Menschengedenken unverändert daliegen, es sei immer so gewesen und es müsse auch immer so bleiben.

Aber ähnlich wie der heutige Frieden im Leben der Stadt und der Dörfer ringsum nicht zu der Ansicht verleiten darf, in der Menschengeschichte unserer Heimat habe es immer nur friedliche, ruhige Zeiten gegeben, so wäre es auch ein voreiliger Schluß, die gegenwärtige Ruhe in der Landschaft für die ganze erdgeschichtliche Entwicklung in der Vergangenheit anzunehmen. In der Tat gab es einmal eine Zeit, — sie ist allerdings längst vergangen —, in der hier in der weiteren Umgebung von St. Wendel die Erde bebte, sich hob und senkte, glühendflüssige Lava aus der Tiefe empordrang und sich zum Teil als mächtiger Glutstrom an die Oberfläche ergoß. Die Veränderungen, die dieser Vulkanismus in der damaligen Landschaft hervorrief, waren so tiefgreifend und so gewaltig, daß trotz der langen Zeit, die seitdem vergangen ist und trotz umfangreicher Zerstörungen durch die Kräfte der Abtragung das Landschaftsbild heute noch in erheblichem Maße von den vulkanischen Bildungen aus jener Zeit bestimmt wird. Allenthalben stoßen wir in der Umgebung von St. Wendel auf Gesteine und Oberflächenformen, die auf den altzeitlichen Vulkanismus zurückgehen, wenn es sich auch nur um Reste, um Trümmer der ursprünglichen Formen handelt und das Bild der einstigen Vulkanlandschaft nirgends mehr erhalten ist.

Das Alter des Vulkanismus

Diese Zeit vulkanischer Tätigkeit in unserer Heimat liegt allerdings weit zurück. Das Wort „altzeitlich“ in der Überschrift dieser kleinen Abhandlung deutet darauf hin, daß sie in das Erdaltertum gehört, und zwar hat sich der Vulkanismus in der Epoche abgespielt, die auf die Bildung der uns allen vertrauten Kohlenflöze folgt und Perm genannt wird. Bei uns im Saarland kommt allerdings nur die obere Stufe der Perm, das Rotliegende, vor, während die untere Stufe, der Zechstein, fehlt; deshalb bezeichnet man diese Epoche bei uns auch einfach als „Rotliegendes“. Mit dem Rotliegenden ist das Erdaltertum zu Ende, und es beginnt das Erdmittelalter. Da das Ende des Erdaltertums vor etwa 200 Millionen Jahren anzusetzen ist und der Vulkanismus kurz vorher, in der 2. Hälfte des Rotliegenden, auftritt, sind seit dieser altzeitlichen vulkanischen Tätigkeit etwas mehr als 200 Millionen Jahre vergangen. Der Mensch hat diese unruhigen Zeiten in der Geschichte der Landschaft noch nicht erlebt,

denn er ist erst sehr spät auf der Erde erschienen, wie er ja auch in der biblischen Schöpfungsgeschichte erst am letzten Tag ins Leben gerufen wird. In unsere Gegend wanderte der Mensch wahrscheinlich erst nach der letzten Eiszeit ein, die vor 10 000 Jahren zu Ende ging, ist also erst seit ein paar tausend Jahren hier heimisch, ein Zeitraum, der gegenüber den 200 Millionen Jahren, die der altzeitliche Vulkanismus alt ist, wie ein kurzer Augenblick erscheint.

Das Bild der Landschaft vor dem Ausbruch des altzeitlichen Vulkanismus

Wenn wir durch einen glücklichen Umstand die Möglichkeit hätten, einen Blick auf die Landschaft des Rotliegenden zu werfen, wie sie vor dem Ausbruch des Vulkanismus in der Umgebung des heutigen St. Wendel aussah, würden wir sofort sagen, daß sie völlig anders ist als die heutige Landschaft. Statt der grünen Berge und Täler dehnt sich vor uns eine flache, weite Ebene von wüstenhaftem, fast pflanzenlosem Charakter; zwischen den öden Kies- oder Sandflächen fließen Wildbäche, die oft ihren Lauf verlegen und auf den vorhandenen Ablagerungen immer neuen Schutt, feiner oder gröberer Art, anhäufen. In gewissen Zeitabständen bilden sie auf dem vorher herangeführten Schutt flache Seen, in denen sich feineres Material als Schlamm absetzt, der später zu Ton wird. Nur ein Zug des damaligen Landschaftsbildes ist auch heute noch vorhanden: Am Nordrand dieser flachen Senke, in der sich in der Kohlenzeit bei wärmerem Klima die Sumpfmoorwälder entwickelten, aus denen später die Kohlenflöze wurden, zieht sich ein Gebirge entlang, der heutige Hunsrück, von dem die Bäche das Material heranzuführen, das unten in der Senke Schicht für Schicht aufgeschüttet wird und auch die früher gebildeten Kohlenflöze unter einer mehrere tausend Meter mächtigen Schuttmasse begräbt.

Der Vulkanismus eine Folge von Krustenbewegungen

Bei aller Verschiedenartigkeit des Landschaftsbildes gegenüber dem heutigen wäre der angenommene Betrachter doch nicht auf den Gedanken gekommen, daß in dieser wüstenhaften Landschaft bald ein Vulkanismus seine umwälzende, verheerende Tätigkeit beginnen würde. Aber eine auffallende Veränderung der Oberflächenform etwa in der Gegend, wo heute Saarbrücken und Neunkirchen liegen, leitete eine neue, unruhige Entwicklung im St. Wendeler Raum ein. Parallel dem Rand des Hunsrücks begann dort im Süden die Erde sich wulstartig aufzuwölben; der „Saarbrücker Sattel“ hob sich heraus und teilte die vorherige eine Senke in zwei Mulden. Unser Gebiet lag in der nördlichen, die man nach den beiden Flüssen, die heute die Gegend der alten Mulde entwässern, die Prims-Nahe-Mulde nennen könnte. Diese Bewegung im Untergrund vollzog sich in einem mehr oder weniger spröden Material, das dabei in mannigfaltiger Weise zerbrach, von Klüften und Spalten durchsetzt wurde. Die mächtige Schuttmasse in der Senke wurde an Brüchen oder Verwerfungen entlang in einzelne Schollen zerteilt, die sich gegeneinander verschoben. So wurde der vorher ziemlich feste Verband gelockert, und infolge dieser Zerreißen und Lockerung der Deckschichten konnte die glühendflüssige Lava aus der Tiefe aufsteigen und die schwere Gesteinsdecke über ihr durchdringen. Der altzeitliche Vulkanismus in unserer Gegend war also eine Folge von Bewegungen der festen Erdkruste, deren Ursache in gewissen Strömungen in dem tieferen, plastisch-beweglichen Untergrund der Erdrinde zu suchen ist. Auch sonst kann man die vulkanischen Erscheinungen, die im

Laufe der Erdgeschichte immer wieder aufgetreten sind und auch heute noch in manchen Teilen der Erde ihre großartige, aber oft auch verheerende Wirkung tun, meist mit Krustenbewegungen in Verbindung bringen. So ist die häufig gradlinige Anordnung von Vulkanen, wie wir sie z. B. in der Eifel beobachten können, ein Hinweis darauf, daß sie auf einer Spalte in der Erdkruste sitzen. Auch in unserem Raum ist ein Zusammenhang zwischen dem altzeitlichen Vulkanismus und gewissen Störungslinien unverkennbar: Die Verbreitung der vulkanischen Massen im großen folgt dem Südrand des Hunsrücks und der Richtung des Saarbrücker Sattels; sie beginnt im Westen bei Dillingen in der Nähe der Saar und setzt sich nach Nordosten fort bis in die Gegend von Kreuznach; und auch im kleinen ist häufig eine Beziehung zwischen dem Bau des Untergrundes und dem Streichen der vulkanischen Gesteine festzustellen wie z. B. bei dem schmalen, $3\frac{1}{2}$ km langen Gang, der sich zwischen Winterbach und Alsweiler im Zuge der alten Rainstraße in nord-südlicher Richtung erstreckt und der offenbar die Ausfüllung einer Kluff durch Lava darstellt.

Die drei Phasen des Vulkanismus

a) Die Intrusion des Porphyrs

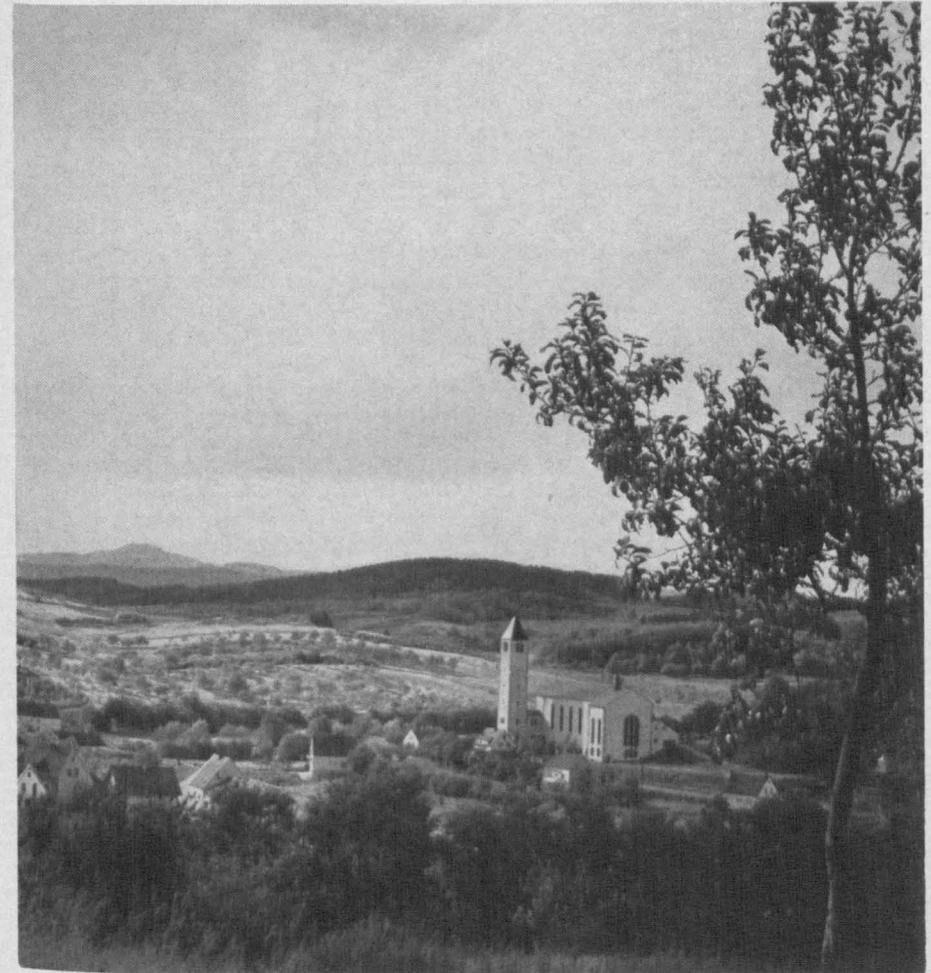
Die im allgemeinen senkrecht an einer Kluff aufsteigende Lava hatte in unserem Raum zu Beginn der vulkanischen Tätigkeit offenbar noch nicht die Kraft, bis zur Erdoberfläche durchzustoßen; sie trieb die bedeckenden Sedimentschichten nur blasenartig in die Höhe und breitete sich in der Nähe der Oberfläche seitlich aus. Wir müssen uns diese Blasen, die einen pilzartigen Kern von Lava enthalten, ziemlich groß vorstellen: mehrere 100 m hoch und über 10 km im Durchmesser.

Diesen Vorgang, bei dem die Lava also in die oberflächennahen Deckschichten eindringt, aber dort stecken bleibt und sich nicht an die Oberfläche ergießt, nennen die Geologen mit einem Fachausdruck eine „Intrusion“ und das dadurch entstandene Lavavorkommen einen „Lakkolith“ oder „Subvulkan“. Da durch spätere Abtragung der gehobenen Deckschichten die vorher darunter verborgene Lavamasse freigelegt ist, können wir heute diese Masse an der Oberfläche sehen. Ein solcher Subvulkan oder Lakkolith ist die Nohfelder Masse, die sich zwischen Güdesweiler und Gronig im Süden, Selbach, Gonesweiler, Sötern im Westen, Ellweiler bei Birkenfeld im Norden und Gimweiler, Walhausen im Osten erstreckt und eine Ausdehnung von 13 km in der Länge und 10 km in der Breite hat.

Diese große, ursprünglich also nur unterirdisch vorhandene und erst nachträglich freigelegte Lavamasse, läßt auch deutlich das Material erkennen, das in dieser ersten Phase des altzeitlichen Vulkanismus aus der Tiefe aufgestiegen ist: es ist ein rosafarbenes, blaß-gelbliches Gestein, das Porphyr heißt und die gleiche chemische Zusammensetzung hat wie der Granit, also aus Quarz, Feldspat und Glimmer besteht. Der Kieselsäuregehalt (Quarz) ist sehr hoch und schwankt zwischen 70 und 78 Prozent. Man bezeichnet den Porphyr deshalb als „saures“ Gestein. Unter dem Einfluß der Verwitterung löst sich der Porphyr an der Oberfläche in dünne Plättchen und scharfkantige Splitter auf, die als Gehängeschutt dann den Hang bedecken und oft die Grenze zu den darunter als Basis anstehenden Tholeyer Schichten verhüllen.

Der Südrand dieser Masse fällt im Leistberg und Momerich steil nach dem oberen Bliestal hin ab. Zwischen Gronig und Selbach kann man auf der rechten Straßenseite den gelblichen Porphyr und die besondere Art seiner Verwitterung gut beobachten. Ebenso bietet das hübsche Tal der oberen Nahe, das die

Masse von Selbach bis kurz vor Hoppstädten der ganzen Länge nach durchbricht, das Gestein an zahlreichen Stellen am Hang dem Blick des interessierten Wanderers bequem dar.



Der Schaumberg im Landschaftsbild
Im Vordergrund Baltersweiler mit seiner Kirche. Die bewaldete Anhöhe oberhalb des Kirchturms ist der Graue Dorn.

b) Die Intrusion der basischen Lava

Nach diesem ersten Vorstoß der vulkanischen Kräfte aus der Tiefe setzte sich die Bewegung in der Erdkruste stärker fort und entsprechend lebte auch die vulkanische Tätigkeit stärker auf. Die Lava drang aber immer noch nicht bis zur Oberfläche vor, sondern blieb wie in der ersten Phase in den Schichten des Deckgebirges stecken. Aber die Art und Weise des Eindringens und die Zusammensetzung der Lava war etwas anders. Die Lava stieg nicht mehr als riesige, pilzförmige Masse nach oben, sondern drang zungenartig in vielen Spitzen und Ausläufern in die Sedimentschichten ein. Sie bevorzugte

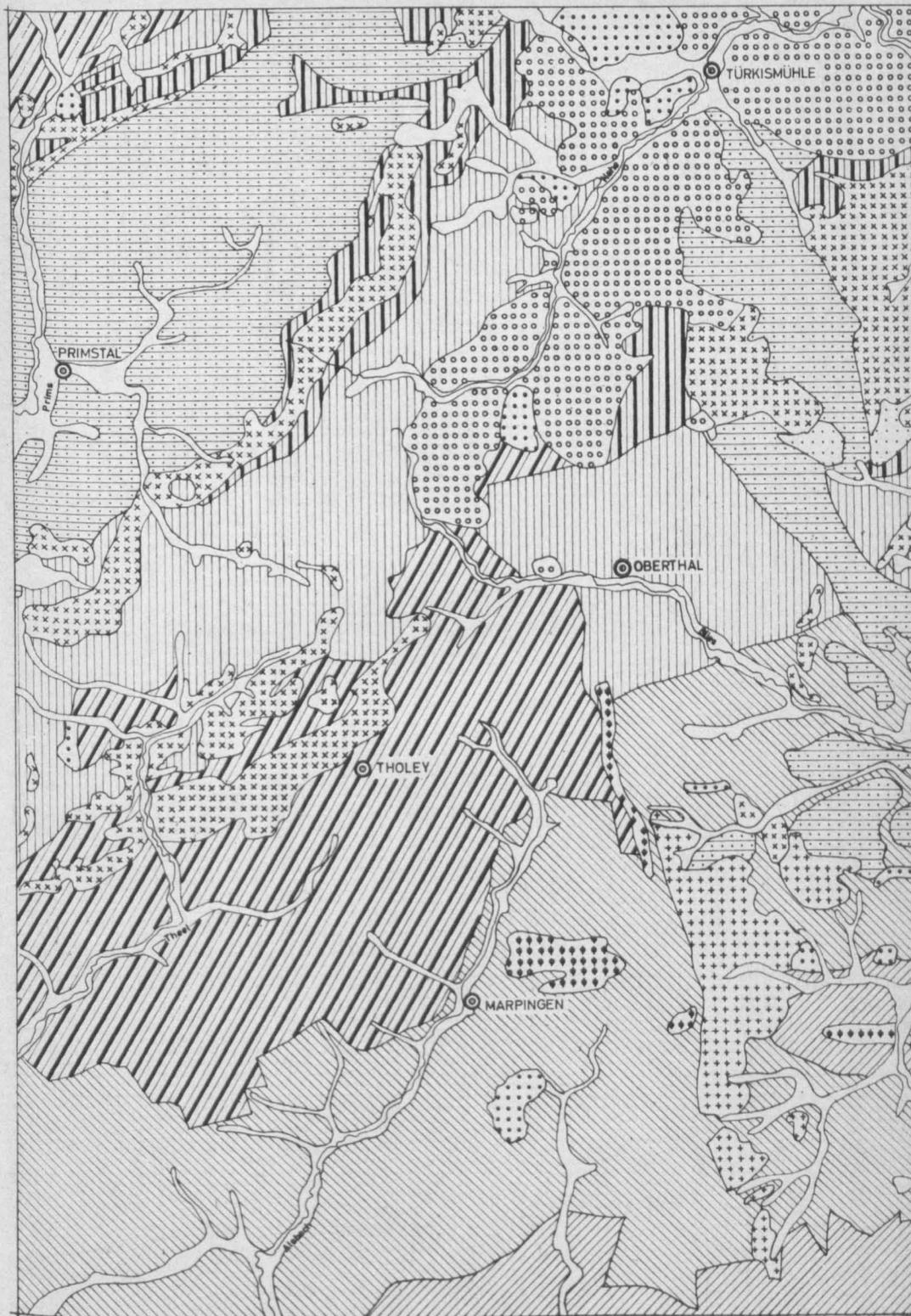
dabei die weicheren, tonigen Schichten gegenüber den härteren Sandsteinen. Infolge der stärkeren Bewegung im Sattel blätterten die Schichten auf und boten der Lava gerade in den Tonschichten einen leichteren Weg. Diese andere Art der Intrusion führte zu zahlreichen Lavagängen und -stöcken im Gefüge der Deckschichten. So ein Lavagang sieht vielfach aus wie eine Sedimentschicht, die parallel zwischen andere Schichten eingeschaltet ist. Oft sind die darüber und darunter liegenden eigentlichen Sedimentschichten nur wenig verändert. An manchen Stellen sind die Schiefertone allerdings gefrittet, d. h. von der Hitze des eindringenden Gesteins geröstet, und an anderen ist die schon von einem etwas erkalteten und verhärteten Mantel umgebene Lava zwischen den aufgebogenen Sedimentschichten abwärts gegliedert und hat „Harnische“, d. h. Gleitspuren auf ihnen hinterlassen.

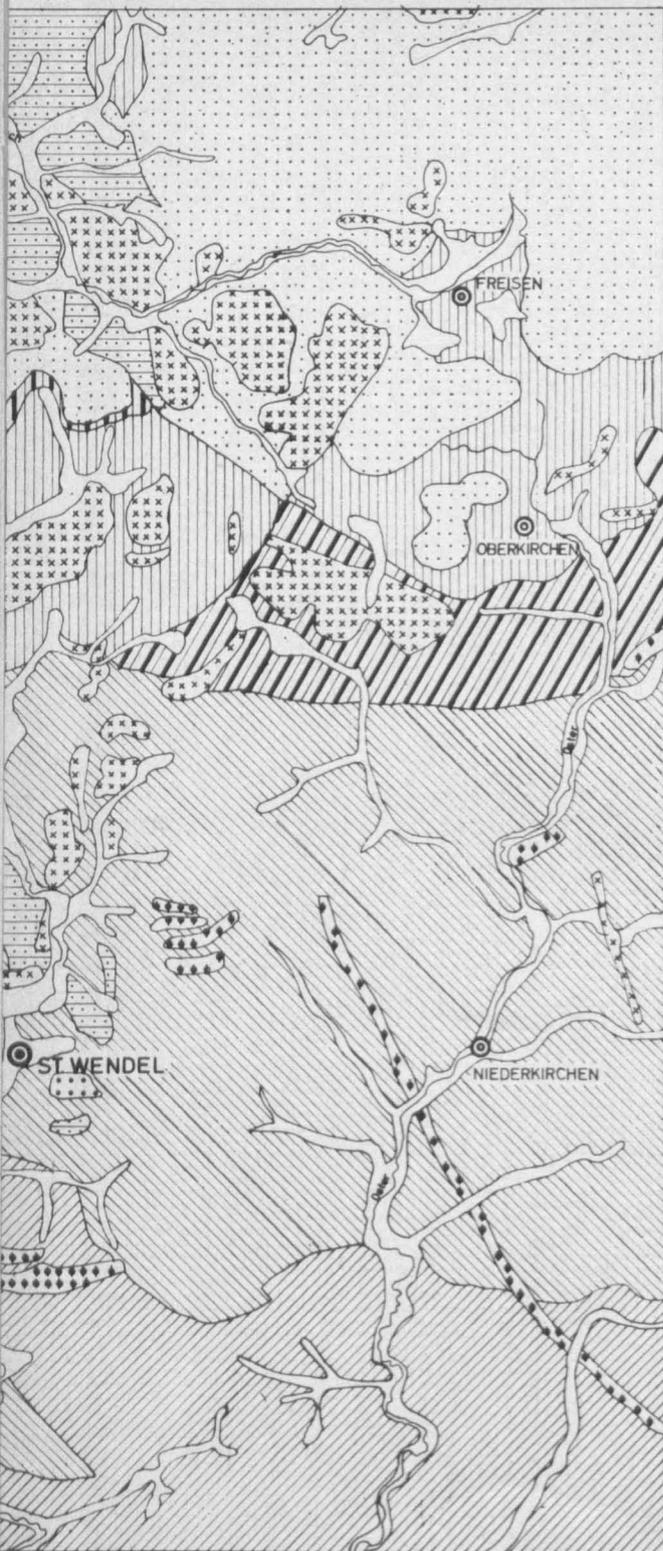
Zu diesem Instrusionstyp gehören die meisten Lavavorkommen in unserer Heimat. Wie bei der Nohfelder Porphyrmassive hat die spätere Abtragung der umgebenden Sedimentschichten, der Sandsteine, Schiefertone, Konglomerate, die vulkanischen Lager und Gänge freigelegt und zu einem Teil sogar beseitigt, so daß die ursprünglich nur in oder zwischen die Schichten eingedrungenen Intrusionen an der Oberfläche an vielen Stellen zutage treten und von uns beobachtet werden können. Infolge der Härte des vulkanischen Gesteins bilden gerade diese Intrusionen heute die markanten Höhen um St. Wendel; der Bosenberg, der Spiemont und Steinberg, der Metzler- und Leidenberg bei Furschweiler und viele andere auffallende Kuppen enthalten stärkere oder schwächere Gänge oder Lager von erstarrter Lava. Auch der Schaumberg gehört zu dieser Gruppe; an dem Einschnitt der neuen Straße zwischen Tholey und Theley kann man deutlich sehen, wie das grünliche, an der Oberfläche aber mit einer braunen Verwitterungsrinde überzogene Gestein ganz regelmäßig in die dort anstehenden Lebacher Schichten eingeschaltet ist. Wenn man von Tholey aus den Fahrweg zum Gipfel des Schaumbergs hinaufgeht, kann man am Wegrand auch die durch die Einwirkung der glühenden Lava gefritteten Schiefer ohne Mühe erkennen.

Der Schaumberg ist also nicht, wie manche Leute meinen, ein ehemaliger Vulkan, sondern der freigelegte Kern einer größeren, linsenartigen Intrusion von Lava in den Lebacher Schichten. Es ist anzunehmen, daß dieser Subvulkan ursprünglich unter einer Sedimentdecke von mehreren hundert Metern verborgen war. Die Kegelform des Berges, die leicht zu der erwähnten falschen Meinung verleitet, es handle sich um einen Vulkan, ist also nur das Ergebnis der Abtragung, die die auflagernden weicheren Lebacher und Tholeyer Schichten stärker aufgelöst und weggeführt hat als die harten vulkanischen Gesteine.

Die in dieser zweiten Phase des altzeitlichen Vulkanismus aufgestiegene Lava unterscheidet sich deutlich von dem hellen gelblichen Porphyr. Es sind dunklere Gesteine, und sie gehören zur Gruppe der Porphyrite und Melaphyre. Im einzelnen unterscheiden die Geologen je nach der Mineralzusammensetzung eine Reihe von Unterarten, die sie z. T. nach dem Hauptvorkommen benennen wie z. B. den Tholeyit, der eine Abart des Melaphyrs ist und den wir außer am Schaumberg auch bei Grügelborn, Furschweiler und Oberkirchen antreffen; eine andere ist der Kuselit, der nach dem großen Vorkommen bei Kusel genannt ist, aber auch im Spiemont und Steinberg mächtige Lager bildet und dort fälschlicherweise den Namen „Diorit“ bekommen hat.

Alle diese Gesteine haben gegenüber dem Porphyr einen geringeren Gehalt an Kieselsäure, und man nennt sie, soweit der Kieselsäuregehalt unter 50% liegt, basisch.



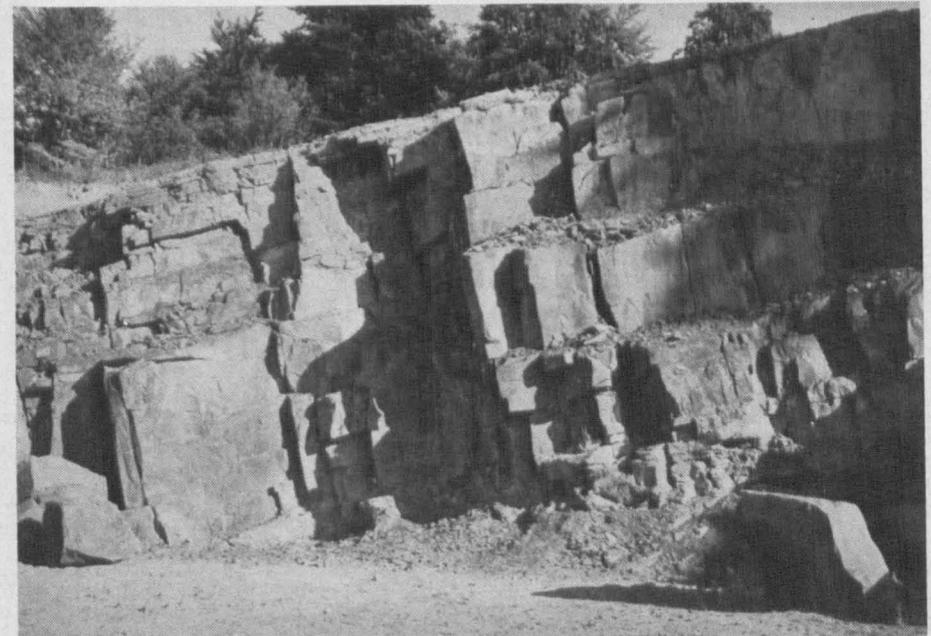


Geologische Skizze der Umgebung von St. Wendel

Erläuterung

	Alluvium	
	Diluvium	
	Buntsandstein	
	Waderner Schichten	} Oberrotliegendes
	Sötker Schichten	
	Porphyrit	} Vulkanisches Gestein
	Porphyrit	
	Metaphyr Tholeyit	
	Kuselit	
	Tholeyer Schichten	} Unterrotliegendes
	Lebacher Schichten	
	Kuseler Schichten	
	Karbon Ottweiler Schichten	

Gezeichnet nach der Geologischen Karte des Saarlandes 1 : 50.000, herausgegeben von der Geologischen Landesanstalt des Saarlandes in Saarbrücken 1955



Steinbruch am Hang des Bosenberges bei Urweiler. Ein etwa 6 m mächtiges Kuselilager zwischen grauen Schiefen der Kuseler Schichten. Der Kuselit bildet starke, von senkrechten Klüften durchsetzte Bänke; die dünnplattigen Schiefer erscheinen als schwache Decke oben vor den Büschen und rechts unten am Fuß der Wand als Liegendes, wo das zerbröckelte Material in einer kleinen Schutthalde angehäuft ist.



Liegende Säulen aus Melaphyr (Weiselbergit) auf dem Gipfel des Weiselberges

c) Die Effusion der Lavadecken

In der 3. Phase erreichte der altzeitliche Vulkanismus in unserer Gegend seinen Höhepunkt. Die Lava drang bis an die Oberfläche durch, aber weniger in Form eines Vulkans, wo nach einer Explosion von Gasen aus einem Krater Asche, Schlacke und schließlich Lava gefördert werden, sondern hauptsächlich in Form von mächtigen Lavaströmen, die aus großen Erdspalten ausflossen und die tiefer gelegenen Täler und Mulden erfüllten, ja richtige Lavaseen bildeten und weite Flächen mit einer Decke aus erstarrter Lava überzogen. Diesen Vorgang des Ausfließens der Lava an die Erdoberfläche nennen die Geologen eine „Effusion“. In unserem Raum folgten mehrere Effusionen aufeinander, wobei die folgende vielfach die vorhergehende durchbrach und sich als höheres Stockwerk auf die ältere legte. Die so übereinander liegenden Decken erreichten an manchen Orten eine Mächtigkeit von 400 Meter.

Die untersten, d. h. die ältesten Lavadecken bestehen aus Porphyrit, die jüngsten, obersten aus Melaphyr. Besonders im Melaphyr waren beim Erguß häufig Gasblasen enthalten, die in dem erkalteten, erstarrten Gestein als Hohlräume erhalten blieben und sich bei genügender Größe im Laufe der Zeit lagenweise mit zirkulierender Kieselsäure füllten und zu Achatmandeln oder Drusen wurden. Diese Mandelsteine wurden in der Umgebung von Idar-Oberstein und am Weiselberg bis ins vorige Jahrhundert hinein gewonnen und zu Edelsteinen verarbeitet.

Mit dem Erguß dieser Lavadecken ist der Vulkanismus bei uns erloschen und nicht mehr aufgelebt. Die Melaphyrdecken bilden also den Abschluß der Effusion von Lava und der vulkanischen Tätigkeit in unserer Gegend überhaupt. Darüber lagerten sich als neues Sediment die Waderner Schichten ab, die unter vielen Quarzitbrocken aus dem Hunsrück an zahlreichen Stellen auch Trümmer aus Lavagestein aufweisen, ein Zeichen, daß nach dem Vulkanismus sofort auch schon die Zerstörung der Lavadecken einsetzte. Da mit den Waderner Schichten das Oberrotliegende beginnt, die Melaphyrdecken also die Grenze zu dieser Stufe darstellen, spricht man auch von dem „Melaphyrgrenzlager“ oder der „Melaphyrgrenzlagerdecke“, wobei man allerdings nicht vergessen darf, daß es sich nicht um eine, sondern um mehrere übereinander liegende Decken handelt.

Die Grenzlagerdecke von Baumholder

Eine besonders ausgedehnte, mächtige Decke liegt nur mit ihrem Südwestrand um Freisen noch im Kreisgebiet und erstreckt sich hauptsächlich um Baumholder als ungefähren Mittelpunkt. Den Südrand dieser Decke kennt jeder, der einmal von Oberkirchen nach der Burg Lichtenberg gewandert oder gefahren ist. Dort schwingt sich in einiger Entfernung von der Straße eine steile, bewaldete Wand zu verschiedenen auffallenden Bergvorsprüngen auf, die in ungefähr gleicher Höhe um 600 m kulissenartig aufeinander folgen: Füsselberg, Trautzberg, Teufelskopf, Spitzeberg und von der Ruine der Burg Lichtenberg aus gesehen ein besonders eindrucksvolles Landschaftsbild ergeben. Der Westrand zieht von Reitscheid nach Norden bis Birkenfeld und biegt dann nach Nordosten in Richtung Idar-Oberstein um. Diese Baumholderer Grenzlagerdecke schließt sich mit nur einem schmalen Zwischenraum an die Nohfeldener Porphyrmassse nach Osten an, ist aber um ein Vielfaches größer als diese.

Drei Besonderheiten in der Südwestecke der Grenzlagerdecke

Die Südwestecke dieser großen Decke zwischen Oberkirchen und Freisen verdient unser besonderes Interesse, nicht nur weil sie noch zum Kreis

St. Wendel gehört, sondern weil sie den Weiselberg, den Füsselberg und das Becken von Freisen als auffallende geographische Erscheinungen umfaßt.

Der Weiselberg, eine der markantesten Höhen des Kreises, wurde früher als ein isolierter Rest der Grenzlagerdecke angesehen, ist aber nach neueren Untersuchungen des Diplom-Geologen Britz ein selbständiger Vulkanstock mit eigenem Gestein, einem tiefschwarzen, glasartigen Melaphyr, „Weiselbergit“ genannt, der säulenartig abgesondert ist wie der Basalt in den jüngeren Vulkanen der Eifel. Die kantigen Säulen, die den Südhang in einem wirren Durcheinander bedecken, sind von dem ursprünglich höher aufragenden Vulkanschlot abgestürzt und den Hang hinabgeglitten, weit über die umgebenden Sedimente der Tholeyer Schichten hinweg bis in die Nähe der heutigen Bahnlinie. Dieses „Steinerne Meer“ am Südhang des Weiselberges ist eine besondere Sehenswürdigkeit in der Vulkanlandschaft unserer Heimat; es zeigt allerdings auch deutlich, daß der Weiselberg nur eine Ruine ist, ein Trümmerfeld des einstigen höheren Vulkangebäudes.

Der Füsselberg, vom Weiselberg durch eine Mulde getrennt, ist der wegen seiner Höhe von 595 m weithin sichtbare Rand der Grenzlagerdecke und besteht aus Porphyrit, einem melaphyrähnlichen Gestein. Wenn man auf der Hochfläche des Füsselberges steht und den Blick nach Nordosten schweifen läßt auf die Höhen jenseits des Freisener Beckens, sieht man deutlich den Zusammenhang mit der übrigen Grenzlagerdecke, die im Landschaftsbild wie eine sanftgewellte, hochgelegene Platte erscheint.

Von der Freisener Wallfahrtskapelle aus hat man dann auch einen Blick in die dritte landschaftliche Besonderheit dieser Ecke: in das Becken von Freisen. Das Dorf liegt mitten in einer rundlichen Vertiefung, die rings umgeben ist von den steilen Wänden der Grenzlagerdecke. Das Becken wird entwässert durch den Freisbach, dessen enges Tal den einzigen bequemen Ausgang aus dem Becken darstellt und von Straße und Bahn benutzt wird. Die Höhen ringsum haben verschiedene Namen wie Mühlenberg, Sparrenberg, Freisener Höhe und Trautzberg, der mit seinen 604 m noch etwas höher ist als der Füsselberg. Der Boden des Freisener Beckens besteht aus Sedimenten der Tholeyer Schichten, unter denen in einer Tiefe von etwa 40 m die Lebacher Schichten folgen. Im Freisener Becken ist also die Unterlage der Grenzlagerdecke freigelegt. Untergrund und Rand des Beckens sind von verschiedenen porphyritischen und melaphyrischen Intrusionen durchsetzt, von denen zwei im Becken selbst als kleine Kuppe südlich und östlich des Dorfes in Erscheinung treten.

Eine zweite Grenzlagerdecke in der Primsmulde

In der Nordwestecke des Kreisgebietes liegt, von der oberen Prims durchflossen und von der Baumholderer Decke durch die Nohfeldener Porphyrmassse getrennt, eine zweite Grenzlagerdecke. Sie bildet ein längliches Oval zwischen Nunkirchen und Sötern als Längsachse und Selbach-Kastel als Querachse. Der Schnittpunkt der beiden Achsen wäre in der Gegend zwischen Primstal und Eiweiler zu suchen.

Diese Decke unterscheidet sich von der Baumholderer einmal durch das Material; es ist eine Melaphyrdecke, während die von Baumholder hauptsächlich aus Porphyrit besteht; und ein zweiter Unterschied ist noch wichtiger: Die Decke ist in ihrer ganzen Ausdehnung von den Waderner Schichten bedeckt, und nur der Rand der Decke tritt an einer auffallenden Geländestufe zutage. Man kann sich die Lagerung dieser Decke gut veranschaulichen, indem man sie mit einer länglichen, flachen Schüssel vergleicht, die bis an den Rand mit Erbsenbrei gefüllt ist. Die Decke selbst ist nämlich muldenförmig

nach der Mitte hin eingebogen, die Ränder liegen also höher, und dem Erbsenbrei in der Schüssel entsprechen die Waderner Schichten, die das Innere der Mulde mit ihren geröllreichen, mächtigen Ablagerungen erfüllen.

Der östliche Teil der Decke, soweit er zum Kreise St. Wendel gehört, also hauptsächlich die Gegend östlich der Prims, hat eine Höhe von über 500 m. Einzelne flache Kuppen am Rande heben sich besonders heraus, so z. B. der Sengert bei Selbach, der Peterberg bei Braunshausen und der Priesberg bei Sötern. Die Skischneise am Hang des Peterberges, vielen Wintersportlern gut bekannt, führt von den Waderner Schichten an der Kante des Peterberges über zwei „Ausbisse“ der Melaphyrdecke hinunter bis in die Tholeyer Schichten, die hier an der Nordseite der Primsmulde als Unterlage der Melphyrschüssel ebenso zutage treten wie an ihrer Südseite bei Selbach und Neunkirchen. Die Füllung der Schüssel, also die Waderner Schichten, läßt sich bequem beobachten an der Straße von Selbach nach Primstal, da, wo diese in die Straße Theley-Primstal einmündet. An der rechten Straßenseite ist da eine Wand aus grobem, rotbraun gefärbtem Schutt zu sehen, der insofern mit dem schon vor seiner Bildung abgeschlossenen Vulkanismus zu tun hat, als er auch Brocken aus Melaphyr enthält. Wer sich die lohnende Mühe macht, auf die Höhe des Sengert hinaufzusteigen oder von Eiweiler aus auf den Peterberg wandert, bekommt einen kleinen Eindruck von dem Bild, das unsere Gegend zur Zeit der Ablagerung der Waderner Schichten geboten haben muß. Die langsam absinkende Mulde mit ihren vulkanischen Einschüben und Decken wurde von Wildbächen mit grobem Geröll überschüttet, das hauptsächlich wieder vom Hunsrück kam und deshalb den Quarzit als Hauptbestandteil enthält. Die Äcker sind dort wie mit diesem Geröll übersät. In der Nähe von St. Wendel liegt dieser gröbere oder auch feinere Schutt als Decke auf den Höhen zwischen Blies und Todbach; auch die neue Siedlung auf dem Urweilerberg bei St. Wendel ist auf einem solchen Fleck aus Waderner Schichten angelegt, und bei den Ausschachtungsarbeiten für die Neubauten konnte man das rotbraune, mit vielen quarzitischen und melaphyrischen Gesteinsbrocken durchsetzte, ziemlich lockere Material gut beobachten.

Die Entwicklung unserer Landschaft seit dem altzeitlichen Vulkanismus

Seitdem der Vulkanismus in der Umgebung von St. Wendel zu Ende ging und die Vulkanlandschaft zum Teil unter der Schuttdecke der Waderner Schichten begraben wurde, sind, wie eingangs schon erwähnt, über 200 Millionen Jahre vergangen, aber in dieser langen Zeit sind merkwürdigerweise keine neuen Ablagerungen größeren Ausmaßes erfolgt, zumindest sind keine erhalten geblieben. Wir leben, wenn wir die Landschaft als unseren Wohnraum betrachten, gleichsam in den Trümmern eines sehr alten Hauses, das seit seiner Erbauung gegen Ende des Erdaltertums sozusagen bis auf die Grundmauern zerstört worden ist.

Der ursprüngliche Bau muß ja viel höher gewesen sein. Die vulkanischen Intrusionen lagen, wie wir gesehen haben, bei ihrer Entstehung unter einer mehrere hundert Meter mächtigen Decke aus Sedimenten. Da diese Intrusionen heute an der Oberfläche liegen, muß die Sedimentdecke seitdem abgetragen und beseitigt worden sein. Die Oberfläche der alten Vulkanlandschaft wurde dadurch einige hundert Meter tiefer gelegt und hat die Intrusionen nicht nur entblößt, sondern auch zum Teil geschnitten.

Es ist nicht möglich, diesen Vorgang der Abtragung im einzelnen zu schildern, schon deswegen nicht, weil uns naturgemäß nur das Resultat unmittelbar vorliegt, aber es ist auch nicht notwendig, denn für das Verständnis des heu-

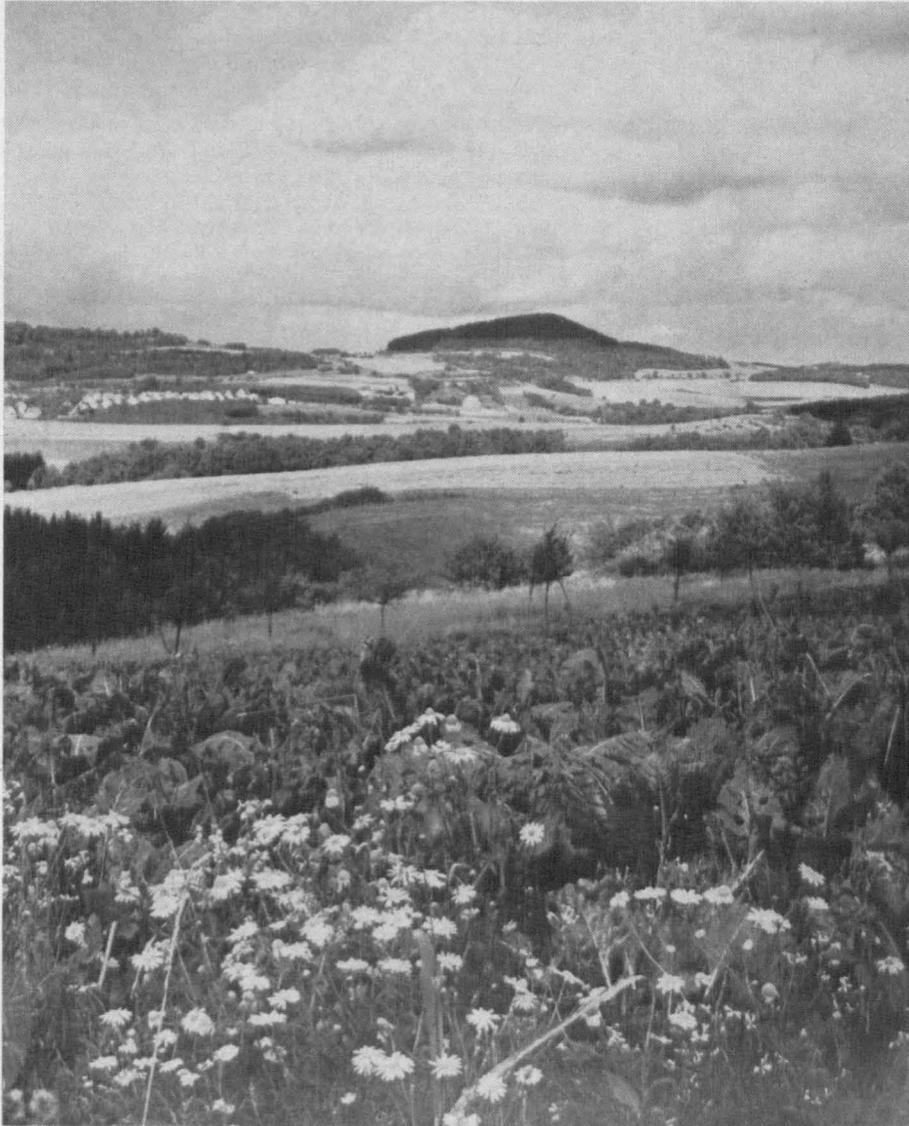
tigen Landschaftsbildes genügt es zu wissen, daß in der jüngeren geologischen Vergangenheit, in der Periode des Tertiärs, die der Eiszeit vorausging, die Oberfläche unserer Gegend ungefähr bis auf das Meeresniveau erniedrigt war, über das nur einzelne Härtlingskuppen etwas hinausragten.

Diese stark abgetragene und eingeebnete Erdscholle wurde seitdem um 400 Meter gehoben. Wenn sich der vor der Hebung bestehende Zustand der Oberfläche bis heute erhalten hätte, wäre unsere Landschaft eine sanftwellige Hochebene von rund 400 Meter Meereshöhe. Aber mit der Hebung, die hauptsächlich während der Eiszeit mit einzelnen Ruhepausen vor sich ging, setzte auch die Abtragung wieder mit neuer Kraft ein. Das stärkere Gefälle gab der Erosion größere Energie, die vorher langsam und träge dahinfließenden Bäche und Flüsse begannen sich einzuschneiden, und die ursprünglich fast ebene Landschaft wurde in vielfältiger Weise zertalt. Diese Zertalung der alten Verebnungsfläche fand während der Eiszeit statt, also etwa in den letzten 800 000 Jahren. Besonders stark war die Erosion in den Warmzeiten, die die vier Kälteperioden der Eiszeit voneinander trennten, weil dann die Bäche und Flüsse viel mehr Wasser führten und schneller flossen als in den Kaltzeiten. Die alte gehobene Abtragungsfläche ist durch die Zertalung nicht ganz verschwunden, sondern in Riedeln und Höhen zwischen den Tälern in mancherlei Resten noch erhalten; so ist die Meereshöhe von 400 Meter im Umkreis von Tholey besonders häufig anzutreffen.



Linxweiler Pforte, links Steinberg, rechts Spiemont

Die Bäche versuchten sich natürlich zunächst da einzuschneiden, wo sie gerade auf der Ebenheit ihren Lauf hatten, aber sehr bald machte sich das verschiedenartige Material des Untergrundes doch bemerkbar: Die weichen Sedimente wurden stärker ausgeräumt als die härteren und erst recht als die sehr widerstandsfähigen vulkanischen Gesteine. So wechseln muldenartige Talweitungen mit engen Talstücken ab. Ein besonders eindrucksvolles Beispiel für diesen Wechsel im Talquerschnitt aufgrund des verschiedenartigen Materials ist



Der Leidenberg mit Furschweiler

Im Hintergrund rechts der bewaldete, kegelförmige Gipfel des Leidenberges, eines Härtlings aus Melaphyr (Tholeyit), von Süden gesehen. Die Häuser links gehören zu Furschweiler.

das Bliestal in der Gegend der Linxweiler Pforte. Dort hat die Blies sich in die Kuselitintrusion von Spiemont und Steinberg, die ursprünglich eine Einheit bildeten, nicht so leicht einschneiden können wie in die Schiefertone und Sandsteine weiter oberhalb und unterhalb. In die Kuselitmasse hat sie nur eine Kerbe eingesägt, während sie in den weicheren Sedimenten ein muldenartiges Tal mit breiter Talaue geschaffen hat.

Die Schichten im Untergrund sind also in verschiedenem Maße der Verwitterung und Abtragung zum Opfer gefallen. Die härteren Bauteile der Landschaft aus der Zeit des Vulkanismus wurden weniger abgetragen als die weicheren, lockeren Sedimente, und so ragen die ganz oder teilweise aus vulkanischem Gestein bestehenden Elemente als auffallende Kuppen und Höhen in der Landschaft auf und bilden eine Art höheres Stockwerk, während die Erosion die zwischen diesen Härtlingen liegenden Sedimente stärker ausgeräumt hat. In der ursprünglich ziemlich ebenen Landschaft haben sich also beträchtliche Höhenunterschiede herausgebildet, und es hat sich ein lebhaftes Relief entwickelt. Gerade dieser Gegensatz zwischen den vulkanisch bedingten Kuppen und Kegelbergen, wie Bosenberg, Schaumberg, Mommerich, Leidenberg, Weiselberg usw. und den verschieden breiten Tälern und Mulden macht den Reiz des Landschaftsbildes um St. Wendel aus.

Der altzeitliche Vulkanismus und die Gegenwart

So ragt der altzeitliche Vulkanismus, obwohl längst erloschen, mit zahlreichen Formen der Landschaft in die Gegenwart und umgibt uns in vielerlei Gestalt. Der Naturfreund steigt gern auf die Höhen des St. Wendeler Landes und schaut hinunter in die dicht besiedelten Täler mit ihren Dörfern und Fluren. Er tut es nicht ohne ein Gefühl leisen Schauderns, wenn er dabei wie auf dem höchsten Punkt des Bosenbergs oder an der Kante des Mommerichs mit seinem Fuß auf Gestein tritt, das einmal glühende Lava war, nicht als ob er fürchtete, diese Gesteine könnten plötzlich wieder in den glühend-flüssigen Zustand zurückverwandelt werden, sondern weil er den ungeheuren Wandel, den er in der scheinbar so festen Landschaft vor sich sieht, als ein Zeichen der Unsicherheit, der Vergänglichkeit und Hinfälligkeit dieser irdischen Welt überhaupt empfindet. Vielleicht stellt er sich in seinem ängstlichen Gemüt die bange Frage, ob denn nicht eines Tages dieser alte Vulkanismus mit seiner verheerenden Wirkung erneut ausbrechen und das schöne St. Wendeler Land unter Glutströmen begraben könnte. Auf diese Frage kann ihm die Wissenschaft zwar keine absolut sichere Antwort geben, weil sie nicht genau weiß, was in großer Tiefe unter der festen Erdkruste vor sich geht, aber sie kann ihn doch beruhigen: Wenn ein Vulkanismus sich über 200 Millionen Jahre nicht mehr bemerkbar gemacht hat, so kann das als Zeichen dafür angesehen werden, daß er wohl nicht wieder aufleben wird.

Der Vulkanismus in unserer Heimat ist aber nicht nur ein wichtiges Formelement der Landschaft und ein Anlaß zu besinnlichem Denken und andächtiger Beobachtung der Natur, er hat uns in den Lavamassen auch einen wirtschaftlichen Wert hinterlassen: An mehreren Stellen wird das harte, spröde Gestein in Steinbrüchen gewonnen und für mancherlei Zwecke genutzt, vor allem als Schotter, Kies und Pflaster für den Straßenbau, wofür sich der Kuselit oder, wie man auch gelegentlich sagt, der Kersantit des Spiemont-Steinbergmassivs und des Vorkommens bei Marpingen besonders eignet, während der gelbliche Porphyry gern als Baustein für Hausfundamente, Gartenmauern und ähnliche Zwecke verwandt wird; dabei spielt wohl die hübsche, warme Farbe eine gewisse Rolle. Bei Güdesweiler und Türkismühle wird ein weißer Porphyry unter dem Namen Feldspat abgebaut und als Rohstoff für die Keramische Industrie nach Mettlach und anderen Orten, auch ins Ausland, geliefert. Bei diesem „Feldspat“ handelt es sich um einen zersetzten Porphyry, der seinen ursprünglichen Gehalt an Glimmer oder Eisen verloren hat. Glimmerhaltiger Porphyry ist für die Keramische Industrie nicht zu gebrauchen, da der Glimmer, auch wenn er zersetzt ist, kleine störende Rostflecken im Endprodukt verursacht. In der Landwirtschaft ist der vulkanische Verwitterungsboden wegen seiner Fruchtbarkeit beliebt und früher sogar als Dünger auf

ungünstigere Böden gebracht worden, aber die vulkanischen Massen haben doch den Nachteil, daß sich in ihrem Bereich gern steile Hänge herausbilden, die nur Wald tragen können, und sich auf ihnen meist ein flachgründiger, steiniger Boden als Ergebnis der Verwitterung entwickelt, der dem Anbau einige Schwierigkeiten macht.

Vielleicht regt diese kleine Abhandlung den freundlichen Leser an, einmal auf eine der vulkanischen Kuppen des St. Wendeler Landes hinaufzusteigen und dort sinnend und staunend, aber auch dankbar das Walten der Natur in seiner Heimatlandschaft zu betrachten.

Anmerkung:

Wer sich für die Probleme des Vulkanismus im St. Wendeler Raum besonders interessiert und noch mehr darüber wissen möchte, greife zu den geologischen Erläuterungen zu den Blättern des Kreises St. Wendel, der geologischen Spezialkarte, die allerdings vergriffen sind, und zu zwei kleineren Veröffentlichungen, denen der Verfasser manche Angaben und Hinweise für seine Abhandlung entnommen hat:

1. „500 Millionen Jahre geologische Geschichte des Saarlandes“ von Prof. Dr. Theobald und Diplom-Geologen Britz
2. „Der permische Vulkanismus in der Umgebung des Weiselberges“ von Diplom-Geologen Britz.

Beide Arbeiten sind im West-Ost-Verlag, Saarbrücken, erschienen.

Vom Bergbau im Kreis St. Wendel

VON KURT HOPPSTÄDTER

Wenn ich nach einem Studium der einschlägigen Akten in Coburg, St. Wendel und Koblenz hier über den Bergbau im Kreise St. Wendel berichten will, so bin ich mir darüber im klaren, daß ich zunächst skizzenhaft die politische Situation jener Zeit aufzeigen muß, in der man anfangs, im St. Wendeler Land auf Steinkohlen zu schürfen. Es wird sich also nicht umgehen lassen, etwas über das Fürstentum Lichtenberg zu erzählen.

Das ist um so notwendiger, als die Erinnerung an diese Zeit auch in St. Wendel weitgehend erloschen, zum mindesten stark verblaßt ist. Zwar ist bekannt, daß St. Wendel scherzhaft mitunter Coburg genannt wird, und der eine oder andere erinnert sich, gehört zu haben, daß St. Wendel einmal zu Coburg politische Bindungen hatte, aber das ist auch alles.

Am Rathaus der Stadt St. Wendel sind mehrere Wappensteine in die Außenmauern eingelassen. Einer dieser Wappensteine stellt das sächsische Wappen dar (Schild neunmal von Schwarz über Gold geteilt, belegt mit einem grünen Rautenkranz) und hält die Erinnerung an die Zeit fest, als die Stadt St. Wendel mit dem späteren Kreis St. Wendel als Fürstentum Lichtenberg (benannt nach der Burgruine bei Kusel) zum Herzogtum Sachsen-Coburg gehörte und St. Wendel die Hauptstadt dieses Fürstentums war.

Nach der Niederlage Napoleons im Krieg gegen die verbündeten Preußen, Russen und Österreicher wurde das bis dahin zum französischen Kaiserreich gehörende linksrheinische Deutschland 1815/1816 an Preußen und Bayern abgegeben. Preußen wurde aber verpflichtet, von seinem Teil einen Distrikt mit 69 000 Einwohnern abzugeben und mehrere andere deutsche Fürsten damit zu entschädigen. Durch eine Konvention vom 3. November 1815 verpflichtete sich

Preußen, die Entschädigung dieser Fürsten zu übernehmen. Unter ihnen befand sich auch der Herzog von Sachsen-Coburg, der einen Landbesitz mit 25 000 Einwohnern erhalten sollte. Der an ihn abzutretende Bezirk wurde aus Teilen der ehemaligen französischen Kantone Grumbach, Baumholder, St. Wendel, Kusel, Ottweiler und Tholey gebildet. Die Bewohner dieses Bezirks wurden am 9. September 1816 von Preußen ihrer Untertanenpflichten entbunden, und der Herzog von Sachsen-Coburg erließ zwei Tage später das Besitzergreifungspatent.

Das Land wurde in drei Kantone eingeteilt, die sich wie folgt zusammensetzten:

1. Kanton St. Wendel

Bürgermeisterei St. Wendel mit den Gemeinden St. Wendel, Alsfassen mit Breiten, Ober- und Niederlinxweiler, Urweiler, Winterbach und Alweiler,

Bürgermeisterei Namborn mit den Gemeinden Namborn, Baltersweiler, Eisweiler, Furschweiler mit Bornerhof, Gehweiler, Heisterberg, Hofeld, Mausbach, Pinsweiler,

Bürgermeisterei Urexweiler mit den Gemeinden Urexweiler, Mainzweiler, Remmesweiler und Marpingen,

Bürgermeisterei Werschweiler mit den Gemeinden Werschweiler, Dörrenbach, Steinbach und Wetschhausen,

Bürgermeisterei Bliesen mit den Gemeinden Bliesen mit Niederhofen und Elmern, Gronig, Gudesweiler und Oberthal mit Imweiler, Linden und Osenbach.

2. Kanton Baumholder

Bürgermeisterei Baumholder mit den Gemeinden Baumholder, Breungenborn, Erzweiler, Frohnhausen, Grünbach, Mambächel, Ronnenberg.

Bürgermeisterei Berschweiler mit den Gemeinden Berschweiler, Berglangensbach, Eckersweiler, Fohren mit Linden, Heimbach, Mettweiler, Rohrbach, Rückweiler, Hahnweiler, Leitzweiler, Freisen,

Bürgermeisterei Reichenbach mit den Gemeinden Burglichtenberg, Thallichtenberg, Ruthweiler, Pfeffelbach, Reichweiler und Schwarzerden.

3. Kanton Grumbach

Bürgermeisterei Grumbach mit den Gemeinden Grumbach, Kappeln, Merzweiler, Hausweiler, Langweiler, Homberg, Kirrweiler, Sulzbach,

Bürgermeisterei Offenbach mit den Gemeinden Offenbach, Niederalben, Buborn, Deimberg, Eisenbach, Wiesweiler,

Bürgermeisterei Schmidthachenbach mit den Gemeinden Schmidthachenbach, Mittel-Reidenbach, Weyerbach, Zaubach,

Bürgermeisterei Sien mit den Gemeinden Sien, Dickesbach, Ober-Jeckensbach, Nieder-Jeckensbach, Ilgesheim, Kefersheim, Sienhachenbach, Ober-Reidenbach,

Bürgermeisterei Mittelbollenbach mit den Gemeinden Mittelbollenbach, Elchenbach, Kirchenbollenbach, Nahbollenbach, Wieselbach.

Die Aufteilung der Kantone wurde am 1. Oktober 1822 etwas geändert, die drei Kantone aber blieben bis zur preußischen Zeit.

An der Spitze des Fürstentums stand eine Behörde, die Landes-Kommission, mit dem Sitz in St. Wendel. Am 6. März 1819 machte die herzogliche Regierung

in Coburg bekannt, daß das Gebiet von nun an den Namen Fürstentum Lichtenberg führen solle. Die Landes-Kommission wurde am 12. Mai 1821 aufgelöst und eine neue Landesbehörde unter der Bezeichnung „Herzoglich-Sächsische Regierung des Fürstentums Lichtenberg“ eingesetzt. Die Gesetze und Verordnungen für das Fürstentum Lichtenberg wurden von 1817—1834 durch ein Amts- und Intelligenzblatt bekanntgemacht. Sie wurden außerdem 1836 in Berlin in einer besonderen Sammlung abgedruckt.

Am 27. April 1821 erhielt das Fürstentum Lichtenberg als ständische Vertretung einen sogenannten Landrat, der aus sieben Mitgliedern bestand, deren Wahl genauestens geregelt war. Er sollte sich jährlich im April versammeln und die zu erlassenden Gesetze, soweit sie die Verfassung des Fürstentums oder die persönliche Freiheit und das Eigentum der Bewohner betrafen, beraten und begutachten. Ihm sollte der Haushaltsplan vorgelegt werden, er sollte Mehrausgaben bewilligen und auf das Land verteilen. Auch sollte er Wünsche, Vorstellungen und Beschwerden dem Landesherrn vortragen dürfen.

Der Landrat war für die damalige Zeit eine durchaus fortschrittliche Einrichtung, blieb aber im wesentlichen auf dem Papier stehen, da er nach Differenzen mit der Regierung nicht mehr einberufen wurde.

Es gelang der herzoglichen Regierung nicht, ein vertrauensvolles Verhältnis zu den Untertanen im Fürstentum Lichtenberg herzustellen. Es kam immer wieder zu Unruhen und Gehorsamsverweigerungen, so daß mehrere Male preußisches Militär aus der Festung Saarlouis zur Wiederherstellung der Ordnung herangezogen werden mußte. Diese Vorgänge veranlaßten den Herzog Ernst I. von Sachsen-Coburg, sich des so weit von seinem Herzogtum entfernten Fürstentums zu entledigen, zumal ihm nach der Wiener Kongreß-Akte der Austausch möglich war. Er trat mit Staatsvertrag vom 31. Mai 1834 das Fürstentum gegen eine jährliche Rente von 80 000 Talern an Preußen ab. Durch Patent vom 15. August 1834 nahm Preußen von dem bisherigen Fürstentum Lichtenberg Besitz und hob die unter der Bezeichnung Landrat eingesetzte ständische Vertretung auf. Am 22. September 1834 nahm der damalige Oberpräsident der Rheinprovinz im Auftrag des Königs von Preußen die Huldigung der Untertanen entgegen, nachdem Herzog Ernst I. sie am 28. August von ihren Diensten und Pflichten ihm gegenüber entbunden hatte. Durch königliche Kabinettsordre vom 25. März 1835 wurde das ehemalige Fürstentum Lichtenberg als Kreis St. Wendel dem Regierungsbezirk Trier einverleibt.

Der Kreis blieb bei Preußen (Rheinprovinz, Regierungsbezirk Trier), bis er 1919 nach den Bestimmungen des Versailler Vertrags geteilt wurde und ein Teil als Kreis St. Wendel dem Saargebiet einverleibt wurde.

Und nun zum Bergbau.

Wir wissen, daß die Steinkohle führenden Schichten des Karbon von der Saar her in nordöstlicher Richtung verlaufen und daß es sich im Kreis St. Wendel um die nördliche Randzone der sogenannten oberen Ottweiler oder Breitenbacher Schichten handelt, die nur wenige Steinkohlen enthalten. Allerdings ist das Breitenbacher Flöz, das nur eine Mächtigkeit von 20—30 cm hat, „in geringer Tiefe, regelmäßiger Lagerung und vielfach von der Erdoberfläche aus durch kleine Stollen erreichbar“ (Drumm). Im vorigen Jahrhundert wurde das Breitenbacher Flöz vor allem in der Pfalz in vielen kleinen Stollengruben abgebaut, aber auch im Kreis St. Wendel sind eine Reihe von Gruben damals entstanden.

Als der Kreis St. Wendel 1816 an Sachsen-Coburg kam, wußte man noch nichts von Steinkohlenvorkommen in diesem Gebiet. Die von dem Herzog Ernst I. eingesetzte Landes-Kommission betrachtete es als eine ihrer vordringlichsten Auf-

gaben, die Wirtschaftskräfte des neuen Landes festzustellen. Dazu gehörten natürlich auch die Bodenschätze. Das Ergebnis ihrer Erkundigungen war aber nicht sehr ermutigend. Sie stellte fest:

- a) Bei Baumholder gab es früher das sogenannte Hoffmännische Quecksilberbergwerk, worin vor einigen hundert Jahren gegen 300 Menschen gearbeitet haben sollen. Es wurde bis 1795 betrieben, wo es wegen des Krieges liegen blieb. Der letzte Verwalter, Ugé in Baumholder, gab an, es könne noch mit großem Vorteil wieder betrieben werden.
- b) Auf dem Bann von Erzweiler gab es ein altes Quecksilberbergwerk, den sogenannten Windfang, das nicht mehr betrieben wurde. Der letzte Beständer vor der Revolution war ein Assessor Habermann, der vor den Franzosen flüchtete. Nach Meinung des Ugé enthielt es noch viel Erz.
- c) Das Kupferbergwerk bei Hammerstein.
- d) Zu Frauenberg waren im Dorf „Rudera“ von einem alten Bergwerk vorhanden.
- e) Im Himmelwald, südlich von St. Wendel, sollten Steinkohlen und Kalkstein vorkommen.
- f) Es gab Nachrichten über entdeckte Spuren eines Klötzbergbaues auf dem Bliesener Bann, das der Sage nach unter der früheren französischen Regierung auf silberhaltende Bleierze betrieben wurde. Der Stollen war bis auf 60 Fuß Länge inzwischen wieder fahrbar gemacht worden.

Später, kurz bevor das Fürstentum Lichtenberg zu bestehen aufhörte, hat man dann zusätzlich noch folgendes festgestellt: „Im Spiemont und auf dem Bann von Roschberg soll man zur Zeit der französischen Occupation nach Kupfer gegraben haben, die Stollen aber wegen geringer Ausbeute wieder liegen gelassen haben. Neuere Fundversuche sind nicht gemacht worden.“

Das war also nicht viel mehr, als man schon 1816 festgestellt hatte. Nur in bezug auf Steinkohlen sah die Sache besser aus. Da zeigte sich schon gleich ein Lichtblick. Die Landes-Kommission berichtete am 9. 10. 1816 nach Coburg, der Mangel an Holz nötige die Bewohner des neuen sachsen-coburgischen Gebietes, Steinkohlen aus den benachbarten königlichen preußischen Kohlengruben zu kaufen. Hierdurch gehe nicht nur eine bedeutende Summe Geldes außer Landes, sondern es sei auch außer St. Wendel selbst ein angrenzender großer Strich Landes den Preußen zinsbar. Mehrere St. Wendeler Einwohner hätten nun versichert, daß in der Nähe von St. Wendel, bei Niederlinxweiler, verschiedene Stellen vorhanden seien, wo Kohlen sich fänden, die zwar in der Güte nicht an die preußischen heranreichten, aber auch leicht zu Tage gefördert werden könnten, um so leichter, als schon in früheren Zeiten unter der nassauischen Regierung Versuche angestellt und nur deshalb aufgegeben worden seien, weil sich ergiebigere Gruben fanden. Aufgrund solcher Nachrichten würden die Brüder Cetto in St. Wendel einen Schürfschein auf Steinkohlen im Kanton St. Wendel und eine Konzession auf die dabei entdeckten Kohlen beantragen.

Gleichzeitig wurde ein anderer Antrag vorgelegt. Ein in Fürth wohnender ehemaliger nassau-saarbrückischer Steiger, Heinrich Jacke, bat darin die Landes-Kommission um Anstellung als Steiger, da er zwei verfallene Kohlengruben in dem jetzigen herzoglichen Gebiet kenne, wo die Kohle zwei Schuh dick sei, und zwar, wie er mündlich angab,

1. zu Urexweiler im Seibertswald,
2. zu Niederlinxweiler im Himmelwald bis an die bayrische Grenze bei Breitenbach.

Außerdem kenne er Kohlevorkommen auf dem Oberlinxweiler Bann (am Haidehübel und am Hohlgraben). Das Kohlevorkommen erstreckte sich bis nach Kusel. Ebenso gäbe es Kohlen auf dem Dörrenbacher Bann, wo sie vom Hungerberg bis zum Pfalzberg vorkämen.

Das Gesuch wurde abgelehnt, denn die herzogliche Regierung wollte nicht das Risiko auf sich nehmen und selbst Geld in ein unsicheres Projekt stecken. Dagegen erhielten die Brüder Cetto die Genehmigung, im Kanton St. Wendel des Fürstentums Lichtenberg nach Kohlen zu suchen und eine allgemein gehaltene Konzession zur Förderung.

Tatsächlich glaubten die Brüder Cetto auch, auf Dörrenbacher und Urexweiler Bann abbauwürdige Kohlevorkommen gefunden zu haben und schickten Kohleproben nach Coburg. Das von der coburgischen Regierung eingeholte Gutachten eines Oberbergerates Riemann fiel durchaus positiv aus. Von der Urexweiler Kohle wurde darin gesagt, sie sei zwar mit viel Schwefelkies vermischt, was sie für Kleinschmiede unbrauchbar mache, aber der Abbau lohne sich doch.

Inzwischen hatten die Brüder Cetto mit dem Stollenbau begonnen. Am 22. August 1818 reiste Carl Cetto nach Coburg. In einer Audienz bat er den Herzog, der von ihm und seinem Bruder als erste auf dem Urexweiler Bann, Sektion Hammersberg (auch „An der Felgeschümes“), entdeckten Grube den Namen Ernstgrube (nach dem Namen des Herzogs), der auf dem gleichen Bann, Sektion Seibertswald, den Namen Luisegrube (nach dem Namen der Herzogin) und der auf dem Bann von Dörrenbach aufgemachten Grube den Namen Augustegrube (nach dem Namen der Mutter des Herzogs) beizulegen. Die Bitte wurde selbstverständlich erfüllt und die Namengebung vom Herzog angeordnet.

Während diese Gruben in Betrieb genommen wurden, hielt die Suche nach weiteren Steinkohlevorkommen im Fürstentum Lichtenberg an. Am 17. Februar 1819 berichtete die Landes-Kommission nach Coburg, auf dem Banne von Marpingen habe man in einem herrschaftlichen Walddistrikt eine „erzhaltige“ Steinkohle gefunden. Dem wurde zunächst keine Folge gegeben. Erst am 6. November 1825 legte ein Ackerer, Ludwig Wagner von Berschweiler, ein Gesuch um Konzession einer Steinkohlengrube auf Marpinger Bann, im Härtelwald, vor. Nachdem man festgestellt hatte, daß der Antragsteller ein Vermögen von 40—50 000 Gulden besaß, erhielt er die Konzession. Gleichzeitig wurde angeordnet, daß die Grube den Namen „Härtelwald-Grube“ führen solle. Der verspätet eingegangene Einspruch der Brüder Cetto blieb unberücksichtigt. Allerdings war das Unternehmen des Ludwig Wagner nicht vom Glück begünstigt. Da alle seine Versuche, an abbauwürdige Kohle zu kommen, unbefriedigend ausfielen, verzichtete er im August 1829 auf seine Konzession. Die Brüder Cetto, die 1827 ebenfalls die Konzession für eine Steinkohlengrube auf dem Bann von Marpingen, und zwar im Distrikt Lochenberg, erhalten hatten, scheinen ebenfalls bald ihre Bemühungen eingestellt zu haben. Da zeigte Anfang 1834 der Bürgermeister von Bliesen an, man habe auf dem Marpinger Bann trotz der Wagnerschen Mißerfolge nicht nur ein Erzlager, sondern auch Steinkohlen entdeckt. Die Gemeinde Marpingen wolle selbst die Konzession haben. In der Tat wurde die Konzession am 9. 4. 1834 erteilt, aber die Gemeinde Marpingen scheint zunächst keinen Gebrauch davon gemacht zu haben. Später gingen dann die Rechte aus der Konzession an eine Gesellschaft über, worüber R. Drumm im Heimatbuch 1953/54 berichtet hat.

Die Brüder Cetto waren auch auf dem Bann von Leitersweiler, am Bosenberg, auf Steinkohlevorkommen gestoßen. Sie beabsichtigten, die hier von ihnen anzulegende Grube die „Prinzen-Grube“ zu nennen nach den Söhnen des Herzogs, von denen Ernst später als Nachfolger seines Vaters Herzog und Albert später Prinzgemahl von England wurde. Die Konzession für die Prinzengrube

wurde in Coburg am 13. 12. 1821 ausgestellt. Am 6. Januar 1827 wurde eine Erweiterung des Abbaufeldes durch die herzogliche Regierung in St. Wendel genehmigt und, das sei hier schon gesagt, eine weitere Vergrößerung 1837 vom königlich-preußischen Bergamt in Saarbrücken.

In Dörrenbach war der Betrieb in der Augustgrube 1817 angelaufen, und die Ergebnisse waren befriedigend. Daher suchten die Besitzer Cetto weiter auf dem Dörrenbacher Bann und erbaten Anfang 1822 eine Konzession für eine am Hungerberg anzulegende Grube. Die Konzession wurde am 12. März 1822 erteilt. Gleichzeitig wurde festgelegt, daß die dort anzulegende Grube „Haus Sachsen“ zu benennen sei.

Beim Übergang des Fürstentums Lichtenberg an Preußen spürte man bei den Grubenbesitzern, daß die neue Behörde strengere Maßstäbe anlegte als die coburgische. Gerade in der Übergangszeit lag in St. Wendel der Antrag von Carl Cetto vor, der damals den Titel „herzoglich Coburgischer Rat“ führte, die in der Konzessionsurkunde von 1822 für seine Gruben in Urexweiler angegebenen Abbaugrenzen zu erweitern. Ein Plan war beigegeben. Da der Antrag öffentlich bekanntgemacht worden war und keine Einwände erhoben worden waren, wäre er zu coburgischer Zeit ohne weiteres genehmigt worden, und auch nach Meinung des inzwischen in St. Wendel eingesetzten preußischen Beamten stand der Genehmigung nichts im Wege.

Das zuständige Oberbergamt in Bonn aber erklärte am 15. Februar 1835, das Gesuch sei unvollständig. Es fehle die genaue Grenzbeschreibung und die Angabe der Summe, die der Antragsteller den Grundeigentümern zahlen wolle. Außerdem sei es notwendig, die Konzessionsurkunde von 1822 mit zugehörigem Riß vorzulegen. Vorher sei keine Konzessionserteilung möglich. Außerdem sei der Bergrat Sello in Saarbrücken aufgefordert worden, sich von den bergbaulichen Verhältnissen des ehemaligen Fürstentums Lichtenberg an Ort und Stelle näher zu unterrichten und zu berichten.

Von den Berichten Sellos ist leider gerade der Bericht über die Gruben im Kanton St. Wendel in den erreichbaren Akten nicht vorhanden, da er vom Oberpräsidenten der Rheinprovinz im Original an das preußische Finanzministerium in Berlin weitergegeben wurde. Aber auch die vorhandenen Berichtstücke sind ergiebig. Darin sagt Sello u. a.:

Vor der coburgischen Zeit seien im Kreis St. Wendel keine Steinkohlen konzessioniert worden, weil die Gemeinden von den ehemals nassauischen Gruben die sogenannten Batzenkohlen (Berechtigungskohlen) erhielten. Man müsse erwarten, daß die Gemeinden im Kreis St. Wendel diese alten Ansprüche in absehbarer Zeit wieder geltend machen würden. Die herzogliche Regierung in Coburg habe nach der Übernahme des Fürstentums Lichtenberg zunächst die Absicht gehabt, auch hier die sächsische Gesetzgebung einzuführen und belehrte am 29. 10. 1816 die Regierung in St. Wendel, wie sie es mit Erteilung von Schürfscheinen, Mutungen, Verleihungen, Feldvermessungen und Zehnterhebung zu halten habe. Auf die Einwürfe der Regierung in St. Wendel habe sie dann mit Rescript vom 1. März 1818 verordnet, daß weiterhin nach den französischen Gesetzen verfahren werden solle. Man habe es aber mit der Form nicht so genau genommen. So habe man durch Erteilung von Schürfscheinen auf ganze Kantone einzelnen Personen, wie namentlich den Brüdern Cetto in St. Wendel auf die Steinkohlengruben im Kanton St. Wendel, ein Vorzugsrecht eingeräumt, das gesetzlich nicht gerechtfertigt werden könne. Auch seien die wichtigsten Konzessionen, wie die auf die Steinkohlengruben zu Urexweiler und Dörrenbach, ohne vorhergehende Publikation erteilt worden.

Solche Versehen seien möglich gewesen, weil unter den Mitgliedern der Regierung in St. Wendel kein Bergsachverständiger war und bei dem nur un-

bedeutenden Bergbau in dem Ländchen kein besonderer Bergbeamter eingestellt werden konnte. Auch sei in keinem Falle die den Grundbesitzern zu zahlende Entschädigung nach dem Gesetz vom 21. 4. 1810 festgesetzt worden. Daher seien fast überall Abkommen mit den Gemeinden zustande gekommen, die in der Regel weit größere Lasten für den Konzessionsinhaber brächten, als der Ankauf des zum Stollenbau erforderlichen Geländes nötig gemacht haben würde.

Ähnlich ungünstig ist das Urteil Sello über den Grubenbetrieb selbst. Holz werde zum Stollenbau fast gar nicht verwendet. Das Gezähe des Bergmannes bestehe nur aus der gewöhnlichen Schramm- und Keilhaue. Keine einzige der bestehenden Gruben habe irgendeinen Grubenriß, und keinem einzigen Stollenbau liege irgendein Plan zugrunde. Die als Bergleute mitarbeitenden Steiger wüßten nicht viel mehr als ihre Kameraden.

Beim Übergang des Fürstentums Lichtenberg an Preußen gab es neben den genannten Gruben Cettos im Kanton St. Wendel noch einige unbedeutende Gruben bei Offenbach am Glan. Diese Gruben förderten (abgerundet):

1. 7. 1832—30. 6. 1833 Gruben bei Offenbach	549 Tonnen
die Gruben Cettos im Kanton St. Wendel	2 863 Tonnen

Die Förderung unterlag Schwankungen, im wesentlichen aber stieg sie doch. Für die Jahre 1849/50 haben wir noch einmal genauere Angaben über die Förderung der Gruben von Carl Cetto:

Grube	Förderung in Tonnen		Zahl der Arbeiter	
	1849	1850	1849	1850
Auguste, Dörrenbach	1 341	1 058	33	28
Haus Sachsen, Dörrenbach	1 022	1 002	20	16
Prinzengrube, Leitersweiler	684	561	15	10
Johann Philipp, Mainzweiler	71	37	4	2

Von den Gruben Ernst und Luise auf Urexweiler Bann ist dabei keine Rede mehr. Sie müssen also zwischenzeitlich ihren Betrieb eingestellt haben, sind jedoch erst 1894 endgültig stillgelegt worden. Die Grube Auguste in Dörrenbach mit dem Wasserröschentollen (1837), dem Adolfstollen (1870—73), der Tagesstrecke Heinrich (1846—63) und der Oberen Tagesstrecke (1856—61) förderte 1902 noch 695 Tonnen und wurde bis 1905 betrieben. Die Grube Haus Sachsen mit dem Auguststollen (1837—41), der Tagesstrecke Karl (1837—1840, 1846—1880) und der Tagesstrecke Friedrich (1840—41) wurde bereits 1900 stillgelegt.

In der Prinzengrube am Bosenberg bei Leitersweiler wurden bis 1860 Kohlen abgebaut. Allerdings ist im geologischen Meßtischblatt 1850, Ausgabe 1893, immer noch die Prinzengrube mit zwei Stollen eingezeichnet. Wie lange die Grube Johann Philipp in Mainzweiler betrieben wurde, ist nicht festzustellen. Da sie jedoch von Haßlacher für 1902 nicht mehr genannt wird, muß sie schon vorher ihren Betrieb eingestellt haben.

Wir sehen also, der Steinkohlenbergbau ist eine abgeschlossene Episode in der Wirtschaftsgeschichte des Kreises St. Wendel, die noch keine hundert Jahre gewährt hat.

Quellen:

- St. A. Koblenz 403/278; Das Bergwerkswesen im Fürstentum Lichtenberg
 St. A. Coburg LA/R 272/273; Bergwerke
 Stadtarchiv St. Wendel C 6/47 betr. Bergbau
 Aulenbacher: Das Fürstentum Lichtenberg; im Westrichkalender 1934
 G. Bärsch: Beschreibung des Regierungsbezirks Trier, 1849
 R. Drumm: Früherer Eisenerz- und Kohlenbergbau auf dem Bann Marpingen; im Heimatbuch des Kreises St. Wendel 1953/54, S. 21 ff.
 K. Hoppstädter: Stollen und Schächte im Saarrevier; im Saarbrücker Bergmannskalender 1965, S. 84 ff.
 J. v. Plänckner: Die deutschen Rheinlande oder speciell-typographisch-statistische Beschreibung des Herzoglich-Coburg-Gothaischen Fürstenthums Lichtenberg, 1833
 Statistische Darstellung des Kreises St. Wendel für die Jahre 1859—1861

St. Wendelin als Mönch
 mit den Attributen Buch und Stab am Sarkophag in
 der Wendelinusbasilika



Verdeutschung der ältesten lateinischen Wendelinus-Legende

VON P. DR. ALOIS SELZER

I. Einführung.

In seinem Buche „St. Wendelin, ein alemannisch-fränkischer Volksheiliger“, zeigt P. Dr. Selzer das Werden und Wandeln des heiligen Wendelin in der Legende¹⁾.

Die erste Gestaltung des Heiligen als Mönch zeigt sich in der ersten lateinischen Legende „Cum sancta“. Sie ist entnommen den ACTA SANC-TORUM, Bd. October IX 348-9. Es liegen ihr zwei Abschriften zugrunde:

1. Die Abschrift des Jesuiten Gamans, Bibl. Roy. Brux. ms. 8915-16;
2. Die Abschrift Wiltheims, Bibl. Roy. Brux. ms. 8915-16.

Der vorliegende abgedruckte Text hat als Grundlage die Abschrift Wiltheims. Wahrscheinlich ist sie klösterlichen Ursprungs, weil der Heilige als Mönch geschildert wird. Sie ward vermutlich im ursprünglichen Sinn als Lesung im Brevier verwendet. Auch die Anrede in der Legende „Pater Wendelinus“ ist eine Mönchsform, wie auch das Mönchsideal und Wendelinus selbst als Tugendvorbild eines Mönches geschildert wird. Gleichwohl in sehr altem Latein geschrieben, setzt der Bollandist Buck das Alter der Legende nach 1417 fest. Angeführte Wahrscheinlichkeitsbeweise aber sprechen für ein höheres Alter (1300²⁾). Ein höheres Alter bezeugt nicht zuletzt auch der Inhalt. Er ist durchaus mönchisch, von und für Mönche über einen Mönch verfaßt, mehr Belehrung als Bericht, mehr Programm als Ausführung, mehr Lobeserhebung als Darstellung, mehr Wunder als Wirklichkeit. Rhetorik vertritt die Historik.

II. Die Übersetzung (nach P. Crone SUD)

Das mittelalterliche Latein der Legende ist ungemein schwierig und kompliziert, darum wich bisher jeder einer Übersetzung aus.

Einteilung: A) Prolog: 1—22 zweiteilig; a) allgemeine Charakteristik seines Heiligenlebens, b) Hinweis auf seine Zeichen und Wunder.

B) Vita: 23—35 Herkunft.

C) Epilog: 36—54 Wunder nach seinem Tode, Verehrung und Hilfeleistung, Doxologie.

1 „Die heilige Mutter Kirche erhebt zum Lobe Gottes ihre Heiligen. Sie weist in Wort und feierlichem Chorgesang auf deren Verdienste als Streiter Gottes.* Es ist somit würdig, hier die Verdienste derer anzuführen, die der Schöpfer aller Dinge in ihren hervorragenden Leistungen hell erstrahlen läßt.* Darum ist es aber auch besonders angebracht, daß wir, die wir die Feste der anderen Heiligen geziemend begehen, auch unseren gottseligen Vater Wendelin lobpreisen dadurch, daß wir sein Leben unter uns als auch 4 sein Wirken nach seinem Tode uns in Ohr und Erinnerung rufen.* Führte 5 er doch das Steuer des Glaubens im beharrlichen Streben.* Er zog davon 6 seine Hand nicht zurück in der Begierde, das väterliche Erbteil zu erfassen.* Vielmehr erwies er sich als froher Spender seiner Güter an die Armen, trug 7 er doch die Weisung seines Herrn tief eingepreßt in seinem Herzen.* Voll Eifer war er darauf bedacht, sich ins Gebet zu versenken und — was noch 8 schwerer wiegt — unter dem Wehen und Wirken der Gnade des Heiligen Geistes überlegend und abwägend zu handeln und so als Heiliger durch gute 8 Werke das ewige Leben zu gewinnen.* Laßt uns darum einmütig vor Freude jubeln. Sein Fest bietet uns dazu reichen Anlaß, ist es doch Wunsch und Wille unseres Vaters Wendelin, daß wir das Andenken an sein verehrungs- 9 würdiges Wirken immer in unserem Herzen eingesenkt bewahren.* So drängt es uns, den Kranz seiner Leistungen zu überschauen und deren An- 10 wachsen im Laufe der Zeiten darzustellen.* Jeder Einsichtige erkennt, daß unterschiedslos von nah und fern das Lob seines Grabes ertönt; sie alle 11 preisen einstimmig die Unbegreiflichkeit seines hilfreichen Eingreifens.* Was nun unser bescheidener Geist erfassen und in die Vielzahl der fast ver- 12 gessenen Wunder zurückzuführen vermag, wollen wir mit Sorgfalt hier dar- stellen. Die Fahrlässigkeit und Unzulänglichkeit der Menschen, aber auch die Ungunst der Zeiten, die wir bis zum heutigen Tag beklagen, haben je- 13 doch unserem Bericht, wie sich zeigen wird, übel mitgespielt. Eines der her- vorragendsten Verdienste unseres Heiligen müssen wir allen vorweg zur 13 Kenntnis bringen.* Von frühester Zeit an wird widerspruchslos einmütig 14 und laut verkündet,* daß selbst die verwegenen Eindringlinge schon un- mittelbar am Eingang vom Schrein in der Halle des heiligen Wendelin auf geheimnisvolle Weise ferngehalten wurden. Es steht bis heute und wohl auch für immer unerschütterlich erwiesen fest, so daß der Name unseres 15 Heiligen weithin in den Landen sich wirksam erwies.* Wodurch das geschah 16 und bekannt wurde, soll hier berichtet werden.* Denn alle, die zur Grab- stätte unseres Heiligen pilgerten, ob sie nun belanglose Dinge oder Anklage auf Mord vorbrachten oder ob sie irgendeiner Tortur oder Strafe entkommen waren, sie alle blieben sichtlich von ihren Untersuchungsrichtern unbehelligt 17 und unverletzt³⁾,* was aber noch wichtiger ist, die, welche sich um die Um- friedung der Grabstätte drängten, wurden, anstatt Rache zu üben, durch die 18 Verdienste unseres Heiligen besänftigt.* Wenn aber jemand tollkühn trotz des offensichtlichen Verbots ungeachtet der eigenen Sicherheit in das Grab- 19 mal eindrang,* dann wurde jeder Versuch durch das augenblickliche Ein-

20 greifen unseres Heiligen zurückgewiesen.* Jene lähmten plötzlich verwor- rene Vorgänge, oder es wurden ihnen weltliche Ämter genommen; andere 21 wieder wurden niedergeschlagen und des Gebrauchs ihrer Glieder beraubt.* All diese und ähnliche Vorgänge sind offensichtlich und wahrheitsgetreu überliefert, gewirkt durch den Schutz unseres Vaters Wendelin und durch 22 göttliche Urheberschaft, ohne die alles vergeblich ist,* und wird immer Be- stand haben. Es sei also niemand säumig beim Hören dieses Berichts, son- dern vielmehr aufgeschlossen; ein Zögern lehne jeder Gläubige aus ganzer Seele ab. Beim Anhören solch großartiger Werke lasse er es an gesteigerter 23 Aufmerksamkeit nicht fehlen.*

Wendelinus entstammte dem Lande der Schotten. Großer Reichtum durch Abstammung sicherte ihm eine einflußreiche Stellung; weithin leuchtete der 24 Adel seiner Sippe.* Als Kind schon entwickelte er gute Anlagen, und in der Blüte seiner Jugend übertraf er so sehr seine Altersgenossen an Tüchtigkeit und sauberer Lebensart, daß brennender Neid — was ist so ungerecht wie 25 dieser? — sie ergriff und sie gegen ihn vorgehen wollten.* Da aber nun der Erforscher aller Dinge sich würdigte, ihn ihren Händen zu entwenden, hat sich der Heilige nicht eingelassen auf die Lockungen der Welt bis in sein 26 hohes Alter.* Alle, die seine hohe Berufung mißachteten, wies er ab, allem Besitz entsagte er aus freiem Entschluß, wobei er jenes Wort aus dem Evangelium 27 getreulich beherzigte: * Wenn jemand nicht allem entsagt, was er besitzt, kann er mein Jünger nicht sein.* Darum verzichtete er auf alle Genüsse und 28 suchte allein Gott und dessen Gebote zu erfüllen,* begann die vergänglichen 29 Güter einzutauschen und hielt Ausschau nach bleibenden Werten.* Sorg- fältig wählte er seine äußere Tracht und nahm im Mönchsgewand das Joch 31 des Herrn auf sich,* das den Willigen eine leichte Last ist; ja, er entschloß 32 sich sogar zu einem Einsiedlerleben im Ordensgewand.* Im Bewußtsein der ewigen Vergeltung im himmlischen Vaterland unterzog er sich vielen Ka- 33 steiungen in rauher Ödnis, die den Mönchen eine gar harte Heimstatt war.* Als Nahrung genügte ihm Pflanzenkost, aber auch sie nahm er nicht bis zur 34 Sättigung zu sich, sondern nur soviel, daß seine Natur sich eben behauptete.* Trank bot ihm das Wasser. Mit einem einzigen leichten Gewande und einer Kuckulle⁴⁾ gab er sich zufrieden, und damit er sich völlig heiliger Beschei- denheit unterordne, hütete und pflegte er Schweine gleich dem einfachsten Landmann, obschon er in der Wissenschaft Gottes, in Weisheit und Heilig- 35 keit alle überragte.* Aus diesem Grunde machte ihn der Allmächtige auf 36 Erden berühmt und verklärte ihn durch aufsehenerregende Wunderzeichen.*

Damit nun unseres Heiligen schier unglaubliches Wunderwirken keinen Widerwillen bereite denen, die davon hören, sind wir darauf bedacht, uns 37 kurz zu fassen und uns freizuhalten von lästiger Wiederholung.* Mit welch erhabener Hochschätzung erinnern Bürger wie gewöhnliches Volk sich ohne Unterschied von nah und fern an jede Verherrlichung seiner Auserwähltheit. Sie suchen sein Heim auf mit der Bitte um Erleichterung von ihren Krank- 38 heiten und Beschwerden,* sie berichten von Menschen, die das Gewünschte schnell erreichten durch Gottes Fügung, welche die Güter mehrt und die Tu- genden steigert und so den heiligen Wendelin mit noch größeren Auszeich- 39 nungen belohnte.* Der aber weist jeden Angriff irgendwelcher gedungener 40 Knechte nachdrücklich zurück.* Niemals duldete er auch nur die geringste 41 Belästigung des Ortes, den er zur Wohnstatt sich erwählt hatte.* Jedem An- greifer wurden zur Strafe Schranken gesetzt. Darum konnte dieser Ort bis zum heutigen Tag von keinem Menschen, mochte er eine hohe oder niedrige 42 Stellung innehaben, mit Gewalt besetzt werden.* Vielmehr bilden Fremde und Einheimische, die zum Schutz unseres Heiligen zusammeneilen, gleich- 43 sam eine Schutzmauer zur Rechten und zur Linken.* Daraus ersieht man,

daß er allen Angreifern gleich wilden Waldtieren den aufgerissenen Schlund
 44 und das gierige Maul verschloß, * damit sie nicht wagten, die Früchte zu
 berühren. Gegen unerwartet auftretendes Wüten der Pest bietet er immer
 45 wieder Heilmittel. * Feuerbrände vermag er besser als Wassergüsse mit
 46 schnell wirkendem Eingriff zurückzudrängen. * Ebenso wurden Besessene
 unter Anrufung seines Namens vom Bösen befreit und vor weiterer Be-
 47 drängnis bewahrt. * Auch darf nicht verschwiegen werden, daß bei ärztlichen
 Behandlungen Flüssigkeiten, die man vorher über die Reliquien unseres
 48 Heiligen goß, als Heil- und Linderungsmittel verwendet werden. * Schließ-
 lich muß hier auch noch erwähnt werden, daß jüngst im Jahre des Herrn⁵⁾
 am 4. Dezember eine schier unlöschbare Feuersbrunst die Stadt Saarbrücken
 49 in Flammen gehüllt hatte * und sie fast zur Gänze dem zerstörenden Feuer
 50 ausgeliefert schien. In diesen Augenblicken höchster Not * eilte um Mitter-
 nacht eine ehrwürdige Frau aus vornehmem Haus, die Gräfin Mechthildis,
 mit ihrem edlen Gefolge, das den Namen und das Verdienst unseres Heiligen
 anrief, unter gnadenvoller Hilfe von oben den durch das rasch näherkom-
 mende Feuer schwer geprüften und verängstigten Leuten zu Hilfe. Auf An-
 regung ihrer Edlen gelobte sie dem heiligen Wendelin einen jährlichen Be-
 51 trag, wenn das Feuer einen Ausweg nehme. * Und siehe da, nur ein einziges
 Haus verbrannte, aber auch das nur zur Hälfte, und bezeugte so den Erfolg
 52 ihrer Bitte. * Und kaum war das Gelübde gesprochen, zog sich das Feuer
 53 zurück und entschwand. * Vor Scham sollen erröten Glaubensschwächlinge
 alter und neuer Zeit oder Törichte. In ehrfurchtsvoller Scheu mögen beson-
 ders jene erbeben und sich beugen vor dem heiligen Wendelin, dessen Macht
 in so gewaltigen Zeichen erstrahlt, die ihm bisher kein Lob gezollt, indem
 54 sie ihre Besserung weder anboten noch durchführten. * Für die Außeracht-
 lassung von würdigem Lob auf unseren glorreichen Heiligen wollen wir um
 Verzeihung bitten, die uns gewähren möge, dem gebührt Ehre, Macht nach
 innen und außen, König- und Kaiserreich auf eine Dauer ohne Ende, wohin
 er uns führen möge auf die Fürbitte des heiligen Wendelin und uns einen
 Platz einräumen wolle in alle Ewigkeit. Amen.“

Anmerkungen:

- 1) Im Kapitel B. „Der legendäre Heilige“ wird auf S. 70—76 Text und Kritik der nachfolgenden Legende behandelt.
- 2) Vergl. „ST. WENDELIN“ S. 73—74. Das Alter
- 3) Asylrecht
- 4) eine mit dem Kleid verbundene Hülle des Hauptes
- 5) an dieser Stelle eine Lücke im Text

Naturfreund ist derjenige, der sich mit allem, was in der Natur lebt, innerlich verbunden weiß, an dem Schicksal der Geschöpfe teilnimmt, ihnen, so viel er kann, aus Leid und Not hilft und es nach Möglichkeit vermeidet, Leben zu schädigen oder zu vernichten.

Albert Schweitzer

OPUS 15 — Ludwig van Beethoven gewidmet

Bemerkungen zu einem Klavierkonzert¹⁾ von Philipp Jakob Riote
 (1776—1856)

VON FRANZPETER GOEBELS

Im „Heimatbuch des Kreises St. Wendel“ — Aug. 1948 — wurde bereits auf den in St. Wendel geborenen und in Wien gestorbenen Komponisten P. J. Riote hingewiesen. Neuerdings hat er auch eine Würdigung in der Enzyklopädie „Musik in Geschichte und Gegenwart“ erfahren.²⁾ Aus dem wechselvollen Leben und vielseitigen Schaffen dieses Mannes sei hier einmal ein interessanter Punkt herausgegriffen, der vielleicht in gleicher Weise für die Riote- wie auch für die Beethoven-Forschung als winziger Baustein von einiger Bedeutung sein könnte. Anlaß zu diesen Bemerkungen gab die kürzliche Wiederaufführung des Klavierkonzertes op. 15 von Riote durch den Verfasser dieser Zeilen und W. D. von Winterfeld als Dirigenten des Südwestfunkorchesters Kaiserslautern. Das lebendige Erstehen dieses Werkes rief die Ausführenden zu Fragen auf nach der Stellung des Komponisten Riote in seiner Umwelt, insbesondere nach seiner Beziehung zu L. v. Beethoven, die sich in diesem Werk hörbar kundtut.

Riote kam 1808 nach Wien, wo er nach Engagements an verschiedenen Theatern 1818 Kapellmeister am Theater an der Wien wurde. Der um 6 Jahre ältere Beethoven war zu dieser Zeit bereits ein anerkannter Meister und Mittelpunkt des musikalischen Wiens, allerdings infolge seines Temperaments und des fortgeschrittenen Gehörleidens ziemlich unnahbar, zugänglich nur wenigen zugelassenen und „geprüften“ Freunden.

Es ist verständlich und naheliegend, daß jeder Musiker, der nach Wien kam, sich von Beethovens Kunst angezogen fühlen mochte und daher auch persönliche Nähe des Meisters suchte. Riottes Drang, alle Anlässe und Begegnungen für seine Stellung und sein künstlerisches Schaffen zu nutzen, — was zuweilen zu einem nicht zu verkennenden Opportunismus führte — hatte zur Folge, daß mit Beginn seiner Wiener Tätigkeit ein entscheidender Einfluß Beethovens in seinen Kompositionen spürbar wird (während in den vorhergehenden Jahren mehr J. N. Hummel als Leitbild angesprochen werden kann), und er sich auch um Beethovens persönliche Bekanntschaft bemühte.

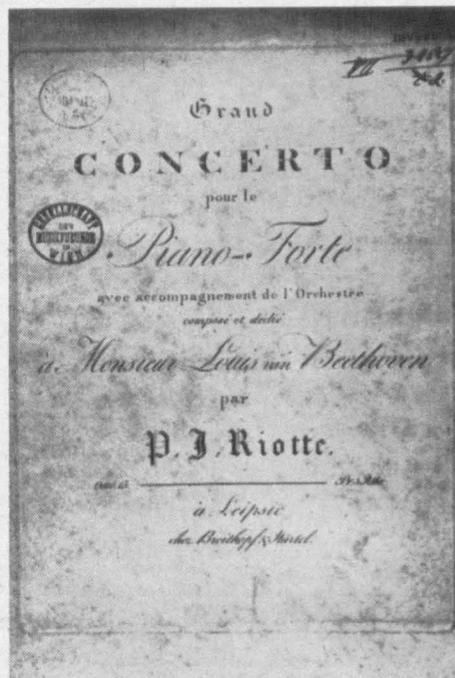
Daß Beethoven Riottes Schaffen gekannt hat, geht aus manchen Zeugnissen hervor. Ende April 1812 schreibt er an den Erzherzog Rudolf:

„Mit wahren Mißvergnügen empfang ich die Nachricht, zu I. K. H. zu kommen, gestern Abend sehr spät und zwar erst gegen elf Uhr. Wider meine Gewohnheit war ich nachmittags nicht mehr nach Hause gekommen, das schöne Wetter hat mich gereizt, den ganzen Nachmittag mit Spazierengehen zu verbringen, und abends war ich in der Wanda auf der Wieden. (vom Verf. gesperrt).“³⁾

Vielleicht sagt der Besuch Beethovens mehr für sein allgemeines Interesse als für seine Wertschätzung Riottes aus, denn später läßt sich der Meister einmal sehr drastisch gegen Riote vernehmen: „Hol es der Teufel, es ist nichts dran.“⁴⁾

Mag dieser Ausspruch auch im Affekt übertrieben sein, so spiegelt er doch die Spannung, die zwischen Beethovens und Riottes von spielerischer und melodischer Eleganz geprägtem Stil damals schon bestand.

Schließlich sei noch erwähnt, daß Rottes Schaffen durch manche Fäden sich mit dem Beethovens verband. So z.B. ist das Thema des 2. Satzes der Sonate op. 53 für Violine und Klavier der 7. Sinfonie Beethovens entnommen und variiert worden. Als Krönung seines Schaffens sah Riette das Oratorium „Der Sieg des Kreuzes“ an. Damit griff er auf einen langgehegten



Titelblatt zum Klavierkonzert mit Widmung an Louis van Beethoven

Plan Beethovens zurück, den dieser 1824 eingehend erwogen hatte, dann jedoch aus verschiedenen sachlichen und persönlichen Gründen aufgegeben hat.⁵⁾

Schließlich sei noch erwähnt, daß Riette die Ehre hatte, mit unter den Fackelträgern bei dem Begräbnis Beethovens zu sein. Solche Ehre wurde dem „Nestor der Komponisten aus der guten Zeit von Österreichs Haupt- oder Residenzstadt“ zuteil, dessen persönliche Beziehung zu und musikalische Beeinflussung durch Beethoven vielfältig schillern und heute zum Teil nur mutmaßlich sind, so daß sie eine eingehendere musikwissenschaftliche Studie verdienen.

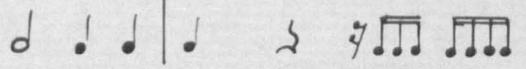
Das „Grand concerto pour le pianoforte“ widmete Riette Beethoven. Die Dedikation eines Werkes ist aus verschiedenen Motiven herleitbar. Rottes gezielte Widmungen spiegeln auffällig sein gesellschaftliches Streben wider (bei Beethoven ist echte Verbundenheit meist ausschlaggebend). Doch ist es auffallend, wie sparsam Riette mit Widmungen an Musiker ist. Seinen Lehrer André bezieht er in den Kreis ein, ähnlich Beethoven und Haydn. Diese Seltenheit der Widmungen an musikalische Persönlichkeiten mag verschiedene Gründe haben. Um so auffälliger ist der Einbruch in den Beethoven-Kreis: Erzherzog Rudolf widmete er das Septett Es-Dur und Beethoven selbst sein 2. Klavierkonzert. Ob Beethoven die Widmung angenommen hat und sich gar in einem Brief dafür bedankt hat, ist z. Zt. nicht auszumachen, es scheint, daß Riette sein Werk auch äußerlich durch eine Kette von Assoziationen mit

Beethoven verband. So die gleiche opus-Zahl 15, die dem C-Dur-Klavierkonzert Beethovens entspricht, ferner die gleiche Grundtonart. Hinzu kommt, daß Beethovens erstes Konzert op. 15 in Wirklichkeit ja bekanntlich sein 2. ist, während das heute als 2. gezählte Konzert in B-Dur früher komponiert wurde; so stimmen diese Daten überein. Ob auch dadurch Riette sein Werk „in das rechte Licht“ rücken wollte? Die Hervorhebung des Namens Beethoven auf dem Titelblatt wirkt allerdings wie eine Konvention, während man Schuberts Widmung seiner Variationen f. Klav. zu 4 Hd. „zugeeignet von seinem Verehrer und Bewunderer“ nicht ohne Rührung und Glaubwürdigkeit liest.

Riette hat sein II. Klavierkonzert als „hommage à Beethoven“ aufgefaßt und konzipiert. Dafür zeugen die mannigfachen tonsprachlichen Übereinstimmungen und Affinitäten. Beethoven mußte, falls er dieses Werk gehört hat, dieses gemerkt haben, was wohl auch in der Absicht des Komponisten gelegen haben mag.⁶⁾

Wie bereits erwähnt, sind Tonart und Opus-Zahl Riette-Beethoven übereinstimmend. Das erste Klavier-Konzert Rottes weist die Opus-Zahl 8 auf, und steht in Es-Dur. Im Vergleich mit dem Vorliegenden ist er allerdings viel konventioneller und schließt sich in seinem Stil weitaus mehr Hummel an. (Von den vielen Solokonzerten Rottes für Flöte, Fagott, Horn, Clarinette, ist nur eines heute noch im Repertoire: „das Clarinettenkonzert op. 26“⁷ Die Grundtonart C-Dur dieses Werkes ist nicht zufällig. Abgesehen von der direkten Verbindung mit Beethoven hat offensichtlich noch ein anderes C-Dur-Konzert Pate gestanden: Mozart KV 503. Der Beginn des Solos im ersten Satz zeigt deutlich, daß Riette dieses Werk mit im Auge hatte. Das Orchester Rottes entspricht dem des späten Beethoven (etwa dem Es-Dur-Klavierkonzert.)⁸⁾

Das Stück ist dreisätzig: Allegro maestoso — Larghetto — Rondo. Beethoven op. 15: Allegro con brio — Largo — Rondo (Allegretto scherzando). Die Tempograde Rottes sind Beethoven gegenüber gemäßiger, sowohl die Lebhaftigkeit als auch die Schwere betreffend. Die Tonartfolge: C — Es — C ist bemerkenswert, (Beethoven C — As — C) und fällt aus dem üblichen Rahmen der Quintverwandschaft heraus (Haydn allerdings macht da ebenfalls eine Ausnahme: Sonate Hoboken 52 Es — E — Es). Dem Zyklus geht eine Einleitung voran, die das Eintreten des Hauptthemas vorbereitet. Es dürfte nicht zu weit gehen, wenn man dieser — nicht unbedingt tiefen — Einleitung symbolische Bedeutung beimißt. Wer um den Bezug dieses Konzertes weiß, empfindet die „Zueignung“. Wie eine heimliche Annäherung an den verehrten Meister erklingt pp. das den ganzen Satz tragende rhythmische Grundmotiv: (○●●) das einen nicht überhörbaren Bezug auf den nämlichen Grundrhythmus im Beethovenschen Konzert hat. Im nachfolgenden Takt spielt das Soloklavier einen überwölbenden Bogen in Sechzehnteln, so daß beide Elemente zusammengenommen noch deutlicher auf das Leitbild anspielen:

Beethoven: 

Riette: 

Hier seien die ersten Takte der Rioticschen Einleitung wiedergegeben:



Auch das erste Thema des 1. Satzes scheint Beethoven nachempfunden:

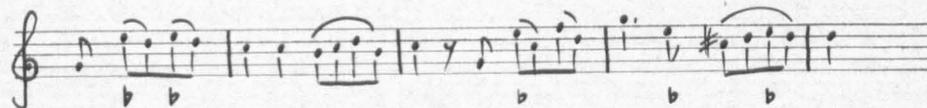


oder der schweifende Linienzug des 2. Themas:



Es ist nun interessant, solche äußerlichen Ähnlichkeiten einmal näher zu untersuchen. Dann stellt sich heraus, daß Beethoven in seinen Gestalten den längeren Atem hat, großflächiger disponiert, während bei Riotte nur nach außen der Schein eines Großformates aufgesetzt ist, seine Themen sich zerstückeln und mehr Episodencharakter tragen. (Vgl. etwa das obige 2. Thema mit dem entsprechenden in Beethoven op. 15). Dieses (mehr an die Frühklassik gemahnende) Zerkleinern der Bögen macht die eigentliche Diskrepanz im Werke Riotics aus zwischen Erstrebtem und Erreichtem, ferner rührt daher auch der Drang nach immer wieder neuen Gedanken, so daß zuweilen der Eindruck einer Redseligkeit entsteht.

Als weitere Übereinstimmungen mit der Tonsprache Beethovens seien genannt: das häufige (zuweilen fast routinemäßige) Umsetzen seiner Durthemen nach Moll. So erscheint sogleich der Einleitungsgedanke hernach in Moll oder der 2. Gedanke der Orchesterexposition, wobei die Mollvariante den Bläsern zugeteilt ist:



Ganz und gar nach dem Vorbild gestaltet ist die Durchführung des 1. Satzes, in welcher die Episode As-Dur der weitausladenden Es-Dur-Stelle bei Beethoven entspricht. Auch hier darf bemerkt werden, wie dasjenige, was bei Beethoven auf weite Sicht angelegt ist und eine zielgerichtete Funktion aufgeföhrt,

bei Riotte nur Zwischenstück, Intermezzo bleibt, ohne Konsequenz, und sich im Moment verbraucht. Erstaunlich und volle Bewunderung erheischend ist die Rückführung zur Reprise.

Hervorgehoben sei auch noch Riotics Vorliebe für plötzliche Übergänge in die terzverwandte Tonart: G — Es, C — As, Es — H, die das Werk mit einfärben. Es versteht sich von selbst, daß viele der in die Ohren springenden Ähnlichkeiten Riotte — Beethoven einem gemeinsamen Sprachformular entstammen. So ist es für den Vergleich interessanter, wie beide Komponisten den gemeinsamen Sprachschatz verstehen und benutzen.

Daß Riotte oftmals „zitiert“, wurde schon erwähnt. Dafür noch ein kleines Beispiel:

Riotte:

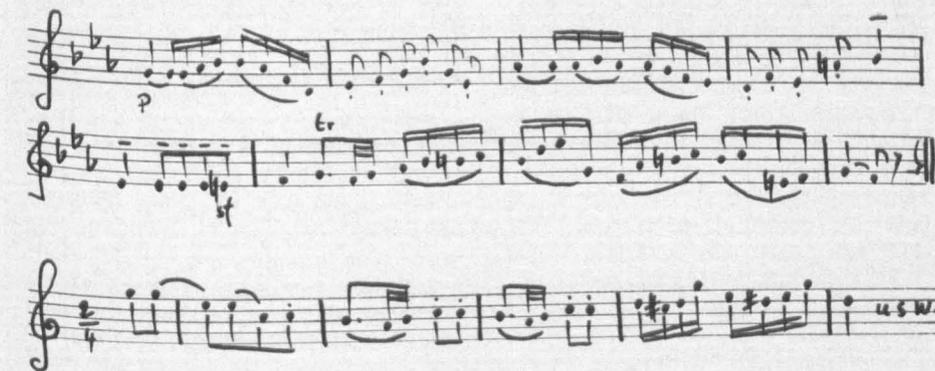


Beethoven:



Gewichtiger jedoch ist der Übergang des C-Dur-Rondothemas nach H-Dur, der wörtlich mit Beethoven übereinstimmt. Solches war nicht üblich und ist von Riotte einfach übernommen worden.

Abschließend seien noch die Themen des II. und III. Satzes mitgeteilt:



Für das Rondothema lieferte Haydn das Modell, Beethoven die Verarbeitungstechnik.

Diese kurzen Streiflichter auf einen zwar unbedeutenden, doch interessanten musikgeschichtlichen „Fall“ möchten einigen Aufschluß geben über den „Nestor der Komponisten aus der guten alten Zeit“, dessen Weg von St. Wendel über Danzig, Braunschweig und schließlich nach Wien führte. Sie zeigen einen tüchtigen Kapellmeister im Bannkreis eines großen Meisters. Riottes Musik dient der Unterhaltung, seine vielfältige Tätigkeit am Theater gab ihm reichlich Gelegenheit, „theatralische Musik“ zu schreiben und aufzuführen. Indem er sich mit dem hier angesprochenen Werk unter ein Maß stellte, wird seine sonst so fröhliche Musikantennatur problematisch. Dies festzustellen sagt im Grunde mehr über Beethoven als über Riote aus: daß nämlich Beethoven der Musik seiner Zeit Maßstäbe setzte, nach denen manches Werk seiner Umwelt — besonders wenn es ihm gewidmet wurde — gemessen wird und dabei zuweilen als zu leicht befunden wird.

Legt man jedoch Riottes eigenen Maßstab an, so erscheint dieses Stück als gekonnt und durch die besondere Anstrengung, derer er sich verpflichtet fühlte, als eine seiner bedeutendsten Instrumentalleistungen.

Anmerkungen:

- 1) Grand Concerto pour le pianoforte dédié à Monsieur Louis van Beethoven par P. J. Riote. Oeuvre 15 à Leipzig chez Breitkopf & Härtel (o. J.)
- 2) Musik in Geschichte und Gegenwart, Kassel 1949 ff, Bd. XI, Fp. Goebels: P. J. Riote.
- 3) Mit der „Wanda“ ist die romantische Tragödie „Wanda, König der Sarmaten“ von Zacharias Werner mit Musik von P. J. Riote gemeint, die stürmischen Erfolg hatte und am 16., 18., 19. und 30. III. sowie am 2. und 20. IV. 1812 im Theater an der Wien gespielt wurde.
- 4) Kalischer II 415
- 5) Thayer: Beethoven V S. 10 ff
- 6) Das Archiv der Gesellschaft der Musikfreunde Wien besitzt lediglich eine Klavierstimme mit teilweise ausgezeichnetem Orchesterpart sowie die Orchesterstimmen. Eine Partitur wird nicht existiert haben. (Sie wurde v. Verf. erstellt.) Wie aus Korrekturen in den Stimmen hervorgeht, ist das Konzert schon einmal gespielt worden. Leider ist das gedruckte Material sehr unkorrekt.
- 7) hrsg. v. J. Michaels, Sikorski, Hbg. o. J.
- 8) Es ist anzunehmen, daß Riottes Konzert nach 1809 entstanden ist, da darin auch Zitate aus dem 3. und 5. Konzert von Beethoven nachweisbar sind. Beethovens letztes Konzert wurde 1809 geschrieben.

Wer seinen Brüdern nützt, bleibt unvergessen!

VON JOHANN ENGEL

Ein Ruhmesblatt auf unsere Auswanderer

Im Heimatbuch des Kreises St. Wendel 1963/64 haben wir uns mit den Auswanderern aus der Bürgermeisterei Tholey beschäftigt. Das Buch fand den Weg nach Nord- und Südamerika. Von dort sind liebe Briefe zu uns gekommen. Darum wollen wir uns heute ganz besonders mit drei Männern befassen, deren Wiegen und Wurzel im Kreis St. Wendel standen und sproßten.

Am 17. August 1955 veröffentlichte die Zeitung „A Naça“ von Porto Alegre in Brasilien in ihrer Beilage eine Liste von rund 700 Auswanderern aus dem Trierer Land, darunter 90 aus dem Kreis St. Wendel. In der Liste wird ein Johannes Becker aus Winterbach als Erzbischof ausgewiesen. Ich hatte keine Ruhe mehr, bis ich diesen großen Mann aus der Heimat kannte. Der derzeitige Erzbischof der Diözese Porto Alegre, mit dem ich schon in Briefverkehr stand, beantwortete meine Anfrage.

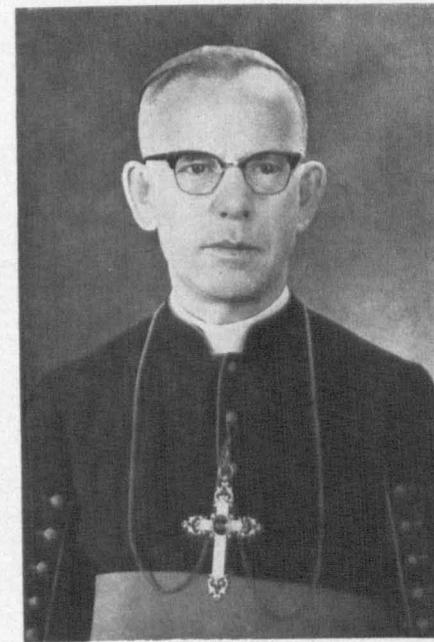
Erzbischof Johannes Becker

„Dom Johannes Becker war, wie Sie mutmaßen, mein Vorgänger. Geboren am 24. 2. 1870 in Winterbach, kam er, noch ein Kind (1878), nach Brasilien mit seiner Familie. (Sein Vater hieß Jakob Becker.) Seine Gymnasialstudien machte er in einer von deutschen Jesuiten in Sao Leopoldo geleiteten Anstalt, Ginasio Nossa Senhore da Conceicao, die heute nicht mehr besteht. Philosophie und Theologie studierte er im Bischöflichen Seminar von Porto Alegre, damals auch von Jesuiten geleitet. Am 2. 8. 1896 wurde er zum Priester geweiht. Zwei Tage später, am 4. 8. 1896, wurde er zum Pfarrer ernannt in der Pfarrei Menino Deus, in Porto Alegre; daselbst blieb er bis zum 13. 9. 1908. An diesem Tage wurde er zum Bischof der Diözese Florianopolis, im Nachbarstaate Santa Catarina, konsekriert.

Am 8. 12. 1912 übernahm er die Hirtensorge der Erzdiözese von Porto Alegre, die er bis zu seinem seligen Tode, am 15. 6. 1946, leitete. Während diesen langen und schwierigen Jahren entwickelte er eine ausgedehnte und



Erzbischof Johannes Becker
von Porto Alegre (1912–1946)
geb. 24. 2. 1870 in Winterbach



Erzbischof Vinzenz Scherer
von Porto Alegre seit 1947

gesegnete Tätigkeit. Außerhalb der Erzdiözese und des Staates Rio Grande do Sul wurde er besonders durch zahlreiche und tiefeschürfende Hirtenbriefe über Tagesfragen bekannt. Mit gleicher Post übersende ich Ihnen ein Bild meines Vorgängers. Als ich als junger Priester nach Beendigung meiner Theologie-Studien in Rom nach Brasilien zurückkehrte, im Jahre 1927, wurde mir als erste Stelle das Amt des Sekretärs des Herrn Erzbischofs Dom Johannes Becker übertragen. Sechs Jahre übte ich diese Tätigkeit aus. Viel habe ich dabei gelernt.“

Einmal kehrte der hohe Kirchenfürst in seine Geburtsheimat zurück. Im „Paulinus“, dem Trierer Bistumsblatt, vom Dezember 1925 lesen wir: „Hoher,

seltener Besuch war heuer unserem stillen Dorf beschieden in der letzten Novemberwoche. Am Feste der hl. Katharina weilte hier der hochw. Herr Erzbischof Johannes Becker aus Porto Alegre in Brasilien. Erzbischof Johannes Becker ist ein Kind unserer Gemeinde... Seine Erzbischöflichen Gnaden ließ es sich nicht nehmen, mit zwei seiner Schwestern bei Gelegenheit einer Romreise im Jubeljahr sein Geburts- und Heimatdörfchen aufzusuchen, in unserm trauten, schönen Kirchlein für seine hier lebenden Verwandten und die ganze Pfarrei eine stille hl. Messe zu lesen und den erzbischöflichen Segen zu spenden. Ein schöner Beweis von Treue und Liebe zur ersten, deutschen Heimat.“

In der „Saarbrücker Landeszeitung“ vom 25. 11. 1925 heißt es zum Schluß über diesen Besuch: „Die besten Wünsche seiner Landsleute begleiteten den Erzbischof auf seiner Reise, und freudiger Stolz erfüllt uns Winterbacher, daß ein Sohn unseres Dorfes den hohen, erhabenen Beruf eines Kirchenfürsten erreicht hat.“

Mit dem hohen Kirchenfürsten wanderte auch sein Bruder Jakob aus. Die Chronik der kath. Volksschule in Winterbach verwahrte eine Zeitungsnotiz von 1934, in der uns dieser Mann vorgestellt wird:

„Ein berühmter Winterbacher in Brasilien gestorben.“

Jakob Becker, dem verdienten brasilianischen Deutschtumsführer zum Gedenken

Das Deutschtum der brasilianischen Südstaaten hat durch den Tod von Jakob Becker, Porto Alegre, einen großen Verlust erlitten. Der Bruder des Erzbischofs Johannes Becker von Porto Alegre wurde am 27. Dezember 1866 in Winterbach, Kreis St. Wendel, Regierungsbezirk Trier, geboren. Schon in früher Jugend (1878) kam er mit seinen Eltern nach Brasilien, besuchte dort die Schule und widmete sich dem Lehrerberufe. Seine organisatorische Veranlagung führte ihn aber auch auf andere Gebiete. So wirkte er längere Zeit als Schriftleiter am „Deutschen Volksblatt“ in Porto Alegre, betätigte sich erfolgreich in der Gemeindepolitik, so daß er am 15. November 1928 zum Munizipalpräfekten des Regierungskreises Venancio Ayres ernannt wurde.

Unermüdet war er um die Erhaltung und Stärkung des deutschen Volkstums tätig, ebenso um die religiöse Vertiefung seiner Stammesgenossen. Die Früchte seiner rastlosen Arbeit zeigten sich denn auch in den vielen Ehren, die ihm zuteil wurden. Bis zu seinem Tode bekleidete er das Amt des Präsidenten des unter seiner Leitung stark aufgeblühten Volksvereins der deutschen Katholiken in Rio Grande do Sul; er gehörte dem Vorstande des deutschen Lehrervereins an und hat ein Hauptverdienst an der Gründung und dem Ausbau des katholischen Lehrerseminars in Hamburgo Velho. Im Interesse des gesamten Deutschtums betätigte er sich überall als unerschrockener Vorkämpfer für unser Volkstum und wirkte vor allem bahnbrechend für die Erhaltung und Förderung der deutschen Privatschulen in Brasilien.

Die gesamte deutsch-brasilianische Presse hat denn auch diesem Sohne rheinischer Erde ehrende Nachrufe gewidmet, dessen vorbildliches Schaffen als nachahmenswertes Beispiel kommenden Generationen voranleuchten möge.“

Erzbischof Vinzenz Scherer

Am 15. Juli 1879 stellte der Wagner Peter Scherer aus Theley auf dem Bürgermeisteramt in Theley den Antrag, auszuwandern. Er erklärte dabei, „daß er einen wohlhabenden Vetter namens Johannes Scherer in Brasilien

habe, der ihm versprochen habe, für ihn zu sorgen.“ Am 28. Juli 1879 erhielt Peter Scherer die Erlaubnis, nach Brasilien auszuwandern. Sein jüngster Sohn, der derzeitige Erzbischof Vinzenz Scherer der Erzdiözese Porto Alegre, berichtet über seinen Vater und damit auch über sich selber.

„Porto Alegre, den 18. Januar 1965.“

Sehr geehrter Herr Schulrat Engel!

... Als junger Mann wanderte mein Vater nach Brasilien aus. Er kam direkt nach Feliz, im Süden des Landes, im Staate Rio Grande do Sul. Ich denke, daß damals schon andere, ihm bekannte Theleyer daselbst ansässig waren.

Am 24. 5. 1881 vermählte er sich in der Pfarrkirche Bom Principio mit Anna Oppermann, auch von deutscher Abstammung, wie der Name andeutet. Die Pfarrei Bom Principio liegt neben der von Feliz. Um diese Zeit kaufte Vater in Bom Principio ein großes Anwesen, ganz bewaldet. Hier lebte er und arbeitete er als Stellmacher bis zum Jahre 1924, als ein Herzschlag ihn arbeitsunfähig machte. Er starb am 6. 7. 1929. Mutter und Geschwister bebauten die Felder. Durch fleißige Arbeit aller gelangte die Familie zu einem gewissen Wohlstande. Das Familienleben war überaus glücklich und von Gott gesegnet.

Wir waren zwölf Geschwister: fünf Brüder und sieben Schwestern. Von allen bin ich der jüngste, geboren am 5. 2. 1903. Die älteste Schwester ging ins Kloster und lebt noch mit 83 Jahren, drei Brüder wurden Priester. Der erste, Stanislaus, wurde am 3. 12. 1913 geweiht und starb am 15. 3. 1950; der zweite, Alfons, empfing die hl. Priesterweihe am 10. 8. 1919 und starb am 14. 1. 1961. Ich selbst wurde in Rom geweiht als Zögling des Collegio Pio Latino Americano und Schüler der Gregoriana am 3. 4. 1926. Nach meiner Rückkehr nach Brasilien, 1927, war ich Sekretär des verstorbenen Erzbischofs Johannes Becker aus Winterbach, war aber zugleich Pfarrer der Pfarrei Sao Geraldo, in Porto Alegre. Mein Vorgänger, Dom Johannes Becker, war längere Zeit krank; am 30. Mai 1946 wurde ich, noch Pfarrer von Sao Geraldo, zu seinem Weihbischof ernannt. Zwei Wochen später, am 15. 6. 1946, noch bevor ich konsekriert war, starb Erzbischof Becker. Das Domkapitel wählte mich zum Kapitular-Vikar. Als solcher leitete ich die Erzdiözese etwas mehr als ein halbes Jahr. Am 30. 12. 1946 wurde ich zum Erzbischof von Porto Alegre ernannt. Die Konsekration und Installation geschah am 23. 2. 1947.

In der Erzdiözese leben ungefähr 200 000 Brasilianer deutscher Abstammung; die Vorfahren waren zum guten Teil aus dem Rheinlande, und nicht wenige aus Theley. (Im letzten Jahrhundert wanderten aus der Bürgermeisterei Tholey rund 1400 Personen und davon mehr als die Hälfte nach Brasilien aus). Ein großer Teil der Einwanderer spricht noch die Sprache der Voreltern, nämlich ein Dialekt der näheren Heimat, den Hunsrücker Dialekt.

Die Erzdiözese von Porto Alegre hat 155 (hundert und fünfundfünfzig) Pfarreien und 228 Diözesan-Priester, mit drei Ausnahmen, alle hier geboren. Keine Diözese Brasiliens hat eine größere Zahl Priester, und nur die Erzdiözese St. Paulo hat mehr Pfarreien; die Mehrzahl wird von Ordenspriestern verwaltet. (Viele ehemalige Schüler des Missionshauses St. Wendel sind unter diesen Ordenspriestern tätig).

Nach Beendigung meiner Studien im Jahre 1927 und nach dem Internationalen Eucharistischen Kongreß in München war ich zum zweiten Male in Theley gewesen, diesmal mit meinem Neffen Tarcisio Scherer, einem jungen Priester, der auch Theologie in Rom studiert und darauf in Münster,

während zwei oder drei Jahren, einen Kurs über Wirtschaftslehre, auf der Universität durchmacht. Er ist jetzt Lehrer der Theologie in unserem Seminar von Viamao, in der Nähe von Porto Alegre.

Im allgemeinen blüht das katholische Leben in der Erzdiözese Porto Alegre. Eine unserer Sorgen, eine unserer größten Sorgen ist die Anschaffung von nötigen Mitteln zum Bau der neuen Kirchen in den Vorstädten, da Porto Alegre, das jetzt 700 000 Einwohner hat, überaus schnell wächst und sich ausdehnt.

Mit herzlichen Grüßen verbleibe ich hochachtungsvoll
Ihr Vincente Scherer, Erzbischof von Porto Alegre.“

Ich glaube, der Kreis St. Wendel kann stolz auf diese Männer des Geistes sein, die in fernen Landen uns und unserer Heimat viel Ehre erwarben. Wir wollen schließen mit den Worten der eingangs genannten Zeitung, „Nicht das, was die deutschen Einwanderer an materiellem Hab und Gut in Kisten und Kasten mitbrachten, ist zu werten, sondern das geistige Gut, das sie in ihren Köpfen mitbrachten und in so hohem Maße zu der Entwicklung und dem Fortschritt des Landes beigetragen hat.“

Das Haus in St. Wendel, Schloßstraße 5

Aus dem Nachlaß von Max Müller

Unsere Vaterstadt wurde im ausgehenden Mittelalter von einem kraftvollen Bürgergeschlecht beherrscht, das mit den Brüdern Johann und Leonhard Dahm aus dem trierischen Burgflecken Welschbillig um die Wende des 16. Jahrhunderts zu uns gekommen war.

Beide Brüder fanden hier Anstellung in der kurtrierischen Amtsverwaltung. Johann wurde Kellner, der andere Schultheiß des Amtes St. Wendel und der Stadt. Ohne Zweifel hatten beide, im Besitz klassischer Bildung, ihre verwaltungstechnischen Kenntnisse in der Burgkanzlei ihres Heimatortes erhalten.

Während der eine an der großen Verkehrsstraße, die unsere heutige Hinterstadt durchzog, seine Penaten aufstellte, errichtete der Schultheiß Leonhard Dahm sein Haus in der Schloßgasse, der Burgpforte gegenüber. Sein Nachbar nach Süden zu war der Adelshof des uralten Geschlechtes der Freiherren von Sötern, der an der Stelle unseres heutigen Rathauses stand.

Das Dahmische Anwesen befindet sich heute nach wechselvollen Schicksalen im Besitz der Erben des Gerbers Heinrich Laur. Seine jetzige Gestaltung mag aus dem 18. Jahrhundert herrühren. Der Turm aber, der wuchtig und trutzig auf seiner Rückseite das Haupt über all Gewirre der Häuser zum Himmel reckt, stammt sicherlich von dem ersten Bau, den der Schultheiß ausführte. Ursprünglich zur Aufnahme der steinernen Wendeltreppe bestimmt, enthält der Turm heute die Küchen der beiden Geschosse und hoch oben in luftiger Höhe eine Turmkammer, von der aus die zackige Silhouette mit ihren Hunderten von über- und ineinandergeschobenen Dächern der Stadt und ihre grüne lachende Umgebung dahinschweift.

Wohl selten ist einem Hause eine solch reiche Geschichte beschieden worden, wie sie sich in den Mauern des Schultheißenhauses abspielte.

Zunächst bildete das Haus den politischen Mittelpunkt unserer Vaterstadt, wo lange Jahrzehnte alle Fäden der kommunalen Politik zusammenliefen. Hier im Hause des Schultheißen mußte der Mann sein Recht suchen; ob er es fand, ist freilich eine andere Sache. Da ruhten die Normalmaße, mit denen Waage und Gewicht, das flüssige und trockene Gemäß zu Recht gesetzt und so die Unterlage für Handel und Wandel geschaffen wurde. In diesem Hause aber fand auch der Fremde, der außerhalb unseres Mauerringes einen Menschen fahrlässig getötet hatte, Schutz und Sicherheit gegen die Rache der Sippegenossen. Und es war endlich die Freistätte für alle, nach denen der Häscher griff.

Aber auch im äußeren Leben unserer Vaterstadt spielte das Scholtesen Haus seine Rolle. Schon im 30jährigen Krieg schritten die spanischen und kaiserlichen, die schwedischen und französischen Offiziere sporenklirrend über seine Turmtreppe. Seine Hauptbedeutung aber gewann es erst, nachdem im holländischen Kriege sein Gegenüber, die Burg, in wabernder Lohe dahingesunken war.



John Churchill, Herzog von Marlborough
Gemälde von Adriaen van der Werff
(1659—1722)

Bisher hatten in ihr die Machthaber dieser Erde ihr Quartier gehabt. Die zogen jetzt in das Schultheißenhaus um, welches das vornehmste der armen kleinen Stadt geworden war. So sah es den Marschall Turenne, vor dessen Name ganz Südwesteuropa zitterte, in seinen Räumen hausen. In seiner Fremdenstube beherbergte es in der furchtbaren Lichtmeßnacht 1677 den französischen General Graf de Bussy, den Vollstrecker der kgl. Ordres, die unsere Vaterstadt in Schutt und Asche legten. Hier übernachteten im Februar 1692 der allmächtige Intendant Bergeron de la Gonplière, vor dessen Stirnrünzeln das ganze Saarland zitterte. Und wiederum sahen die Räume des alten Hauses einen bösen Gast in ihren Betten, als der Oberst Marquis de Turenne am Fronfastensonntag 1703 unsere Vaterstadt bis auf den letzten Heller ausplündern ließ. Zwei Jahre später erkor sich der berühmte britische Feldherr John Churchill, Herzog von Marlborough, das Haus zu seinem Quartier, da er von Landau aus gegen Trier rückte. Hier schrieb er den Brief an einen seiner Freunde, in dem er von den furchtbaren Strapazen seines Heeres

und der Wildheit unserer Heimat sprach. Und von diesem Quartier aus verhielt er endlich dem Trierer Rate rasche Hilfe in seiner Franzosennot.

Ohne Zweifel hat der Brite aufgehört, als ihm sein Quartiergeber, der Amtmann Damian Hartard von Hame, mitteilte, daß in seinem Quartiere wiederholt zuvor sein glückloser Gegner und Gefangener von Hochstätt, der Marschall von Pallard, gewelt habe.

Wir kennen die Namen all derer nicht, die dann später bei den unermeßlichen Durchmärschen von Freund und Feind im Schultheißenhaus gerastet und ihr Potpot eingerichtet hatten.

Aber auch ein glänzendes Friedensbild bietet sich in jenen furchtbaren Zeiten, die in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts wie sturmgepeitschte Meeresschiffe über unser Haus dahinrollten. Es war am 21. Juni 1730, als der neue Kurfürst Franz Georg von Schönborn mit seinem Hofstaat und einem zahllosen Troß von Bedienten, Wagen und Pferden in unserer Stadt eintraf, um die Huldigungen entgegenzunehmen.

Er stieg mit seinem kleinen Hofstaat beim Amtmann ab. Schon einige Tage zuvor waren die kostbaren Teppiche und Gobelins, die Möbel und das Tafelgeschirr eingetroffen, welche die kurfürstlichen Gemächer schmücken sollten.

Auf den Treppen und Gängen standen die goldstrotzenden Hartschirre, und in den Vorzimmern bewegten sich zierlichen Schrittes die gepuderten Hofkavaliere und die alten Perücken der Räte, die die Audienzen vermittelten und das Heer der Bittsteller beschwichtigten und abwehrten. Am Abend erstrahlte der Eßsaal in hundertfachem Kerzenlicht, und die Tafel zierte goldenes Prunkgeschirr, auf dem Fische und junge Welschen, verzuckerte Früchte und Gefrorenes dem Hofe und seinen Gästen gereicht wurden.

Diese Tage bildeten den Glanzpunkt des Hauses. Dann gab es um das Jahr 1743 seine Stellung an unser jetziges Rathaus ab, das der Amtmann Franz Ernst von Hame erbaut hatte.

Doch vorher war noch in dem alten Hause ein Werk von hoher Bedeutung für die Wirtschaftsgeschichte unserer Vaterstadt begonnen worden. Der Amtmann Franz Ernst von Hame hatte hier die starken Anfänge zu dem Großgrundbesitz gelegt, der im Harschberger und Langenfelder Hof sich bis in die Gegenwart auswirkt. Dann wurde das Haus zur stillen Klausur, in der die Ledigen und Witwen des Geschlechtes ihre geruhsamen Tage verbrachten, Gott und den Armen dienten und so wieder gutzumachen strebten, was die wilde Herrschsucht und der Machthunger ihrer Sippe verschuldet hatten.

Nur noch einmal trat der alte Bau im öffentlichen Leben hervor, da vom 7. bis 11. Januar 1814 der Generalquartiermeister Blüchers, der Freiherr Ferdinand von Müffling, mit seinem Adjutanten in den Fremdenstuben der Freifrau von Stenz Quartier bezog.

Seither gehört der alte Bau bürgerlichen Geschlechtern, die in seinen Mauern schafften und wirkten und auch mit ihrem bescheidenen Teile zur Größe und zum Wohlstand unseres Volkes beitrugen.

Wir suchen Heimatkunde, weil wir in ihr die natürlichen und geistigen Wurzeln unserer Existenz erfassen.

Eduard Spranger



Ein greiser Bettler, sich die Hände über einem Topf wärmend, von Rembrandt (Staatl. Graphische Sammlung, München)

Das ehemalige Haus der „guten Leute“ im Wingert bei St. Wendel

Zugleich ein Beitrag zur Deutung des Namens Gudesberg

VON HANS KLAUS SCHMITT

Wenn vom St. Wendeler Flurnamen Wingert die Rede ist, fängt wohl mancher an, nachsichtig zu lächeln, andere werden ein saures Gesicht machen. Man will hier nicht so recht an Weinbau glauben, aber ich darf meiner Sache sicher sein: der Flurname Wingert ist eine Kontraktion aus Weingarten, der Weinstock beherrschte einst einen Teil des südlichen Hanges unseres Gudesberges. ¹⁾

Schon lange bevor der Regierungspräsident unseres Fürstentums Lichtenberg, Baron Emil von Coburg, in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts den Abhang des Gudesberges mit Reben bepflanzen ließ, haben andere hier ihren Wein angebaut. Dieser mag zwar in manchen Jahren nicht allzu lieblich gewesen sein, doch mit Honig und Würzkräutern gebraut, wie die alte Zeit es liebte, wird er wohl als Schlaftrunk und Sorgenbrecher getaugt haben. Diejenigen, denen er die Sorgen vergessen machte, gedachten wohl in zärtlicher Liebe des Berghanges, der diesen Tropfen reifen ließ, und in jedem Herbst stiegen wohl stille Wünsche auf, daß der Neue gut gerate.

Man fragt sich, wie es hier vor langer Zeit zum Weinbau kam, weil unsere Gegend nun einmal kein geeignetes Weinbaugebiet ist. Ich mußte etwas weit ausholen, um die Erklärung dafür zu finden. Der Leser möge mir folgen, wenn ich bis in die älteste Geschichte unserer Stadt zurückgehe.

Der Stadthistoriker Julius Bettingen erwähnt in seiner „Geschichte der Stadt und des Amtes St. Wendel“ ein „Siechhaus für Kranke, namentlich auch für solche, welche mit dem während der Kreuzzüge aus dem Morgenlande nach Europa verpflanzten Aussatze behaftet gewesen, das am Fuße des Gutesberges vor längerer Zeit gestanden haben soll.“^{1a)} Nach dieser sagenhaft klingenden Andeutung Bettingens wollen wir uns der mittelalterlichen Caritas zuwenden, die die Einrichtung von Spitälern aus vorangegangenen Zeiten als Erbschaft und Verpflichtung übernahm. Solche Einrichtungen erstreckten sich von der Sorge für das tiefste leibliche Elend, dem Elend der Aussätzigen, bis zur Sorge für die sittliche Not. Für das Bestreben der damaligen Zeit, die Nöte zu lindern, haben wir reichlich Belege in der Tätigkeit der 1441 gegründeten St. Wendeler Sebastiansbruderschaft und der Zünfte. Nicht bloß Anteilnahme und Hilfe, auch Hochachtung und Ehre wollte man den Armen erweisen, und zwar aus tiefen religiösen Erwägungen heraus. Arme und Kranke bezeichnete man als „Freunde Gottes“, als „gute Leute“, und wenn naturgemäß bei Stiftungen die Sorge für das eigene Seelenheil und die Hoffnung auf den Lohn der Barmherzigkeit ein Antrieb war, so war doch die Caritas niemals eine von Gott losgelöste Berechnung. Schon früh haben die Brudermeister der St. Wendelin-Bruderschaft an den armen, gebrechlichen und kranken Pilgern, die am Grabe des heiligen Wendelin gerade ihres krankhaften Zustandes wegen hier Linderung und Hilfe erhofften, die Pflicht der Liebe und Wohltätigkeit erfüllt.²⁾ Einen schönen Beweis für solche Hilfe an armen „guten Leuten“ finden wir in einer Urkunde vom 3. Mai 1492:

„Wilhelm Herr zu Esche und seine Gemahlin Philippe von Hunolstein, Eberhard Brendel von Homburg und Beatrix von Esche, ferner Weyprecht von Helmstatt und Anna von Esche, Geschwister und Schwäger, verkauften an dem genannten Tage den Brudermeistern der Kirche zu St. Wendel die Mühle zu Orweyler (Urweiler) mit Zubehör, ihren Hof in der Freiheit St. Wendel, dazu ihre Renten, Gülten, Leute, Zinsen, Nutzungen und Gefälle in den Dörfern Orweyler (Urweiler), Nyderwiller (Wüstung b. St. Wendel), Herßwiller (Wüstung zw. Urweiler und Baltersweiler), Guntzenbach (Wüstung b. Baltersweiler), Balterswiller, Mußbach (Mauschbach), Gudeßwiller, Roßberg (Roschberg), Hederßwiller (Wüstung zw. Roschberg und Grügelborn), Forstwiller (Furschweiler), Spixhelden (Wüstung bei Hofeld) und Heisterberg, auch in anderen Orten der Umgebung für 1136 gute schwere oberrheinische Gulden. Die Verkäufer machten den Brudermeistern die Auflage, wegen solcher Zinße, gülte und renthe auch jährlich zu yglicher zeit, wie es sich gebührt, die armen Leute gegen sant Wendelin zu bedenken, in maßen sie bis herumb und vormahls gethan han usw.“³⁾

In der Stadt St. Wendel diente der Wendelshof, ein der Kirche gehörendes Haus, der Beherbergung und Pflege bedürftiger Pilger. Eine Urkunde vom 20. 10. 1415 erwähnt dieses „sente Wendelins Haus“. Der neue Pächter Clasen von Balterswiller solle darin Feuer unterhalten, damit die armen Leute sich wärmen; er solle auch für Stroh sorgen, damit sie bei ihm Lager halten können.⁴⁾ Der Stadthistoriker Max Müller erwähnt außer diesem Wendelshof das Guthaus und berichtet, daß letzteres rein medizinapolizeilichen Zwecken diene und zur Aufnahme der Aussätzigen oder Feldsiechen bestimmt war, die man „gute Leute“ nannte. Dieses Guthaus habe vor dem unteren Stadttor gelegen und sei zuerst in einer Urkunde von 1505 erwähnt.⁵⁾ Mit Wahrscheinlichkeit nimmt Müller an, daß das Gebäude damals schon Jahrhunderte alt war. Wir können mit Sicherheit annehmen, daß es sich um das Leprosenheim (Leprosorium, Leproserie) handelt, das Bettingen als Siechhaus am Fuße des Gutesberges bezeichnet. Anfänglich wird es sich hier um eine einfache kleine Hütte im freien Felde gehandelt haben. Mit dem Aussatze behaftete Leute mußten wegen der Ansteckungsgefahr von der Gemeinschaft abgesondert und in einem

außerhalb der Stadt gelegenen Hause isoliert werden. Erst in heutiger Zeit setzt sich mehr und mehr die Erkenntnis durch, daß der Aussatz (Lepra) eine Krankheit wie jede andere ist und außerdem noch weniger ansteckend als z. B. die Tuberkulose. Damals war den Aussätzigen eine besondere, allgemein übliche Tracht vorgeschrieben, die von dem Mitmenschen leicht erkennbar war. Wilhelm Frohn beschreibt diese Tracht, die aus einem weiten, meist schwarzen Mantel, Kniehosen und großem Hut bestand. Diese Kranken mußten immer eine Klapper aus Holz mitnehmen, wenn sie das Haus verließen, und mußten ihre Klapper betätigen, wenn sie in die Nähe von Menschen kamen.^{5a)}

Bettingen führt noch weiter aus: „Da derartige Siechhäuser nicht selten „Arme-Leuts-“ oder auch „Gute-Leuts-Häuser“ genannt wurden, so hat man vermutet, der genannte Berg dürfte eben dieses Umstandes wegen früher „Guteleutsberg“ geheißen haben, diese Benennung aber in späterer Zeit in „Gutesberg“ abgekürzt oder abgeändert worden sein.“⁶⁾ Auf die Deutung des Namens Gutesberg soll aber erst am Schlusse dieser Abhandlung eingegangen werden. Die Verwaltung des Guthauses, wie Max Müller es bezeichnet, unterstand von der Gründung des Hospitals an den Hospitalmeistern. Diese unterhielten das Haus in baulichem Zustande und versorgten es mit Lagerstroh und Feuer. Den Lebensunterhalt mußten sich die Insassen des Hauses selber beschaffen. Noch am Anfange des 17. Jahrhunderts befanden sich Aussätzige im Guthause. Wir wissen aus Bettingens Notizen zur Stadtgeschichte, daß am 2. 10. 1607 vom St. Wendeler Hochgericht ein von dem Wundarzt Petrus Sluessart ausgestelltes Attest beglaubigt worden ist, wonach ein gewisser Sebastian Mohl aus Eller im Simmerner Lande mit einem fürchterlichen Übel behaftet war, das ihm Gesicht, Nase, Hals usw. angefressen und ihn sehr verunstaltet hatte. Er war als Aussätziger und Unreiner (leprosus) gemieden und von seiner Heimatgemeinde ausgestoßen worden. Ärzte zu Köln, Heidelberg etc. konnten ihm nicht Hilfe bringen. Er hörte von dem berühmten Arzte zu St. Wendel, sei hierher geeilt und in sieben Wochen völlig hergestellt worden. Das Attest bekundet, daß der Geheilte Gott und dem geschickten Arzte danke und ist des Lobes voll.^{6a)} Um das Jahr 1610 riß die Familie Dahm das Guthaus ab und baute ein neues in seiner Nähe. Dieses Gebäude verfiel im Dreißigjährigen Kriege.⁷⁾ Leider hat Müller die Quellen zu diesen Feststellungen nicht angegeben.

Anhand verschiedener Archivquellen konnte ich feststellen, daß dieses Siechenhaus nicht als „Gutleuthaus“ bezeichnet worden ist, wie solche Häuser in anderen Orten genannt werden,⁸⁾ sondern es erscheint bei uns

1582 „gartenplatz an der hohe hinder dem Gudhauß“^{8a)}

1587 „garten bey dem gudthauß“⁹⁾

1595 „Gudhauß“¹⁰⁾

1617 „beym gutthauß“¹¹⁾

17. Jahrhundert „hinter dem alten Gutthaus“¹²⁾

und schließlich erfahren wir seine genauere Lage:

1630 „Gudthaus im Weingart“.¹³⁾

Ein Hospital-Einnahmeposten von 1598 verzeichnet als Gartenzins 12 alb vom „guthausgarten“. Unter den Ausgabeposten des genannten Jahres befinden sich folgende: „Item den zweyen armen Leuten in dem Gudthaus vor ein almuß geben 4 alb“. Hieraus ersehen wir, daß in dem gen. Jahre nur zwei Aussätzige dort untergebracht waren. „4 Faß Frucht (Korn mit 1/3 Hafer gemischt) wurden verbacken für die armen (oder guten) Leut: in der Charwoch, zu Pfingsten in der Woch nach Allerheiligen und Christtag“.¹⁴⁾ Daraus erkennen wir, daß diese isolierten Aussätzigen auf die allgemeine Wohltätigkeit angewiesen waren und somit von milden Gaben der Mitmenschen lebten.

- Der Flurname „Wingert“ läßt sich schon früher als das Gutthaus nachweisen:
 1374 „ein Platz Feldes im Weingarten“¹⁵⁾
 1415 „ein Grumat bei dem Weingarten, der alten Mühle gegenüber“¹⁶⁾
 1437 „ein in dem wingart gelegenes Feld.“¹⁷⁾

So wissen wir nun aus einer einzigen Quelle (1630, s. o.), daß das verschwundene Gutthaus im Wingert gestanden hat. Der Feststellung, wie es ehemals dort zu dem Weinbau gekommen ist, nähern wir uns, wenn wir der Literatur über den Wein in der Volkskunde, in der Medizinalgeschichte und Kulturgeschichte einige Aufmerksamkeit schenken.

Die Geschichte des Weines als Heiltrank öffnet einen weiten Fernblick auf die verschiedenen Landschaften und zurück in altersgraue Zeiten. Seit der Antike lobt das Trinklied immer wieder den Wein als Medizin. Die Kirche der Frühzeit spricht hier auch mit. Schon der Apostel Paulus ermahnt Timotheus wegen seines Magens und seiner häufigen Schwächen, ein wenig Wein zu genießen (1. Timotheusbrief 5,23). Diese Äußerung ging weithin durch die Jahrhunderte. Gern griff die mittelalterliche Medizin solche biblischen Empfehlungen auf, die man nun grundsätzlich nahm.¹⁸⁾ Man war erinnert an das Gleichnis vom barmherzigen Samariter (Luk. 10, 30—37), der Wein und Öl in die Wunden des Überfallenen goß, der ihn in eine Herberge brachte und weitere Sorge für ihn trug. In der Heilkunde des Mittelalters galt auch der Begriff „Würzwein“, der die verschiedensten Mischungen erfuhr, aber heutzutage weniger begehrenswert erscheint. Auch der geweihte Wein, die „Johannesminne“,¹⁹⁾ ist wunderkräftig und heilsam. Für das Kloster Wörschweiler in unserem näheren Bereich hatte der Bischof Conrad von Metz und Speyer (1200—1224) eine Regelung geschaffen, wonach für die Mönche die Verpflichtung bestand, sechs Kranke in ihr Spital aufzunehmen. Neben Fleisch, Eiern und Brot hatten die Mönche den Kranken Wein, auch als Heiltrank, zu reichen.²⁰⁾ Von der christlichen Legende wird die Heilkraft des Weines dargetan. Auf Geheiß des Erzengels Michael verrührte ein schwerkranker Mann Honig, Wein und Pfeffer, um seine Speisen in diese Mischung einzutauchen. Der Leidende wurde gesund.²¹⁾ So kommen wir zu dem Ergebnis, daß, obschon seit ältesten Zeiten der Aussatz für unheilbar galt, der Wein auch den Aussätzigen die Befreiung von ihrer schweren Krankheit bringen sollte. Schließlich war der Wein eher dazu bestimmt, den Leprakranken ihr schweres Los zu erleichtern.

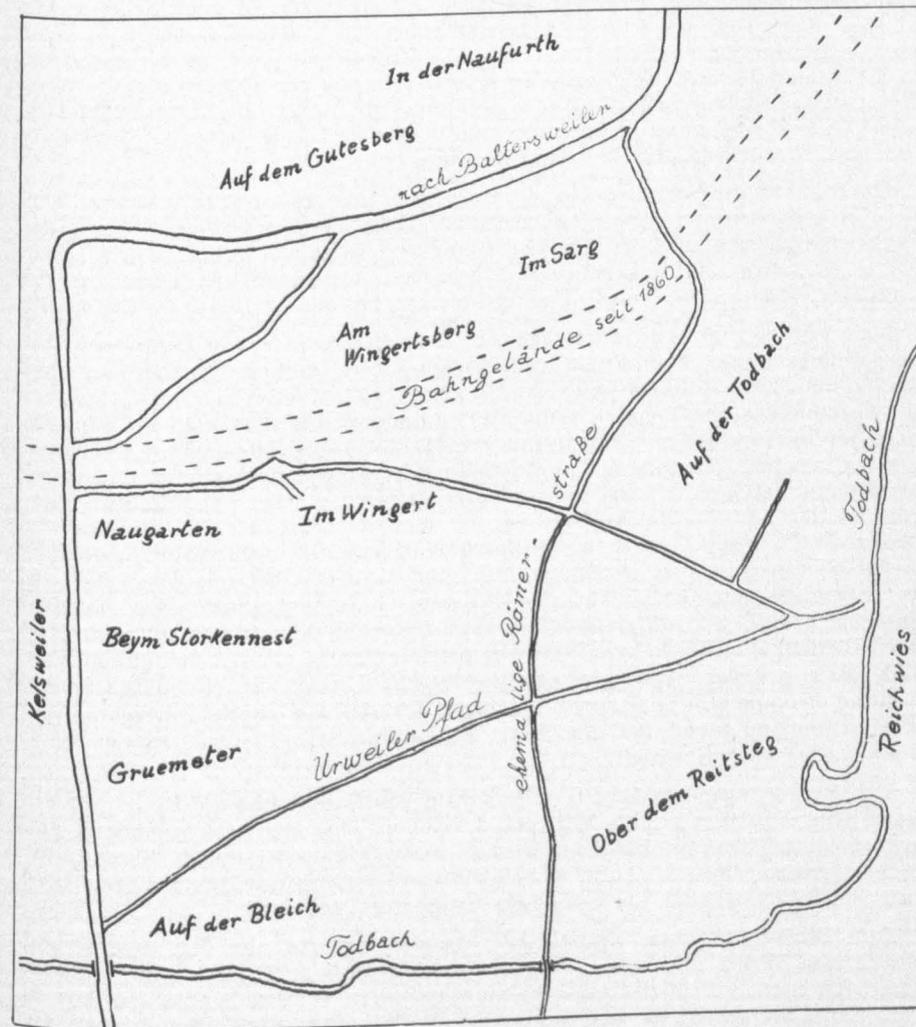
Besondere Aufmerksamkeit verdient der Weinbesitz französischer Spitäler. Es sei besonders verwiesen auf das Aussätzigenhospital in Beauvais a. d. Loire, das im Jahre 1182 eine Schenkung von acht Weinbergen empfing.²²⁾ Dieses Aussätzigenhospital hatte einen Teil seiner Rebplantagen nahe dem Haus; sie waren durch eine Mauer eingefriedigt.²³⁾ Von vielen anderen Beispielen soll die berühmte Spitalstiftung des Kardinals Cusanus in Kues a. d. Mosel nicht unerwähnt bleiben. Sie liegt mitten in der weinreichen Mosellandschaft, mit der sie immer weinwirtschaftlich auf das engste verbunden war.²⁴⁾

Spitalordnungen in vielen Städten, z. B. Worms, Würzburg, Konstanz, Meersburg, Bamberg²⁵⁾ und auch das Leprosenheim Melaten,²⁶⁾ das vor den Toren des mittelalterlichen Köln lag, schrieben Weinspenden an die Spitalinsassen vor und tun damit dar, daß der Wein als Heiltrank zur Lebenshaltung gehörte. Alle genannten Spitäler hatten eigene Weinlagen, und so gehörten demnach wahrscheinlich Weinkulturen zu deren selbstverständlicher Ausstattung. Dies darf man danach auch für das Siechenhaus bzw. das Gutthaus im St. Wendeler Wingert annehmen.

Die genaue Lage des Gutthauses im Wingert läßt sich nicht mehr ermitteln, da Mauerwerk sich heute nicht mehr vorfindet. Möglicherweise stand das Ge-

bäude an einer Stelle, wo heute die Rhein-Nahe-Bahn die Anhöhe des Gudesberges und die tieferen Lagen des Wingerts durchschneidet.

Man darf auch vermuten, daß das Gebäude hier in der Nähe der uralten Straße Trier — Straßburg stand, deren Wegebahn in unserer Gegend vom Grauen Dorn herkommt, auf der Balterweiler Höhe in die heutige Bundesstraße 41 einmündet und dann vom Gudesberg durch die Flure „Sark“ und „Wingerts-hohl“ nach dem Reitsteg und dann im Alten Woog östlich der Stadtmauer entlangführte. Für diese Vermutung spricht der Hinweis, daß viele Siechhäuser in der Nähe von Verkehrsstraßen errichtet worden sind. Besondere Vorliebe hatte



man für belebte Straßen, weil man dort milde Gaben leicht auftreiben konnte. Die Lage der Siechhäuser an den Verkehrsstraßen war für die Aussätzigen auch sonst von Vorteil, da sie vielfach zur Untersuchung in die Hauptstädte ihres Landes reisen mußten und somit leicht von einer Leproserie zur anderen wandern konnten. Wilhelm Frohn konnte bei 85 Leprosorien im Rheinland deren Lage an Straßen als charakteristisch nachweisen.²⁷⁾

Noch in der Zeit vor dem Bau der Rhein-Nahe-Bahn (1858—1860) wurde der Weg vom Gudesberg durch den Sark von den Bewohnern Baltersweilers zum Kirchgang nach St. Wendel benutzt.²⁸⁾ In späterer Zeit wurde aus diesem Weg ein einsamer Pfad, doch teilt er darin das Schicksal anderer Römerstraßen.²⁹⁾

Daß das Guthaus in der Nähe des Todbaches an der dort verlaufenden alten Straße gestanden haben kann, dafür spricht die Annahme, daß der Bach eine willkommene Gelegenheit zum Reinigen der Krankenwäsche bot.

Nachdem nun hinreichend erwiesen sein dürfte, daß der alte Wingert in naher Beziehung zu dem ehemaligen Guthaus steht, das in verschiedenen Urkunden, Stadtrechnungen und Flurzeichnungen als Gudthaus, Gutthaus, Gutthaus — nirgendwo aber als Gutleuthaus — bezeichnet wird, so berechtigt das zu der Annahme, daß der Name des Berges sich aus der abgeschwächten Form des ursprünglichen Wortes Gutthaus gebildet hat. Ja, die überlieferte Mundartform „Guttesberg“ mit kurzgesprochenem u, wie sie bei den alten St. Wendelern noch in Gebrauch ist, dürfte meine Deutung bekräftigen.

Übrigens ist die Schreibweise „Gudesberg“ — mit d — erst in unserem Jahrhundert aufgekomen. Die ältesten Lagerbücher der Stadt³⁰⁾ verzeichnen den Namen Guttesberg, und die von dem Geometer Alexander Schmoll, gen. Eisenwerth, im Jahre 1829³¹⁾ angelegten Flurkarten sowie eine Übersichtskarte des Geometers Michael Wenneis³²⁾ um 1860 bleiben bei der Schreibweise Gutesberg.

Max Müller nimmt in „Beiträge zur Urgeschichte des Westrichs“ zwar an, diese Höhe sei aller Wahrscheinlichkeit nach Kultmittelpunkt der germanischen Siedler im oberen Bliestal und dem Guodan geweiht gewesen. Diese Ableitung des Bergnamens von Guodan sieht Müller dadurch bestätigt, daß bis zum Erlasse der kurfürstlichen Verordnung vom 17. 3. 1787 alljährlich am 1. Fastensonntag und am Johannistag Freudenfeuer dort angezündet wurden, um welche getanzt und geheischtes Opfergebäck verzehrt worden seien.^{32a)} Nikolaus Oberreis ist der nächste Heimatforscher, der die Ableitung des Bergnamens von Guodan oder Wodan, „den die heidnischen Germanen nach ihrer Ansiedlung an der oberen Blies hier verehrten“, für möglich hält. Oberreis weist auch auf ein ehemaliges Steinkreuz hin, das auf dem Gudesberg stand, „das vielleicht einst den heidnischen Opferstein verdrängt hatte.“³³⁾ Neuerdings hat auch Prof. Ernst Christmann, der bekannte Flurnamenforscher, in einer Abhandlung „Vom Gudesberg und der St. Wendelskapelle“³⁴⁾ zum Namen des Berges eingehend Stellung genommen. Er kommt in seiner Darstellung zu dem Ergebnis, „es zweifle niemand mehr, daß der Berg seinen Namen nach dem Germanengott Wuotan oder Wodan erhielt.“ (?)

Mit der vorliegenden Arbeit wollte ich in der Hauptsache die Beziehung des ehemaligen Guthauses zum Wingert darstellen. Daß ich dazu genügend alte Formen dieser Namen beibringen mußte, ist selbstverständlich. Diese alten Namensformen stelle ich auch, soweit sie zur Deutung des Namens Gutesberg noch von Interesse sind, der Sprachforschung zur Verfügung.

Zum Schluß sei noch einmal der Ärmsten gedacht, die der Aussatz auf schreckliche Weise zeichnete. Die Hilfe von Mensch zu Mensch gehörte dazu, diesen Ärmsten, soweit damals überhaupt geholfen werden konnte, das Los zu erleichtern. Sie waren in den Augen der Mitmenschen die „guten Leute“, die „Freunde Gottes“, die „Kammerherren des Himmels“, denen man Hilfe angedeihen ließ. Man fürchtete aber ihre verheerende Krankheit und trug zu einem Kreuze draußen vor der unteren Stadtpforte Nahrungsmittel und Kleidungsstücke zu Füßen des gekreuzigten Heilandes, wo die Leidgeprüften sie abholten. Am Gutesberghange aber reifte ihnen der „Sorgenbrecher“, und in jedem Herbst stiegen ihre Wünsche auf, daß der „Neue“ gut gerate.

Benutzte Quellen und Literatur

- 1) Zur heutigen Schreibweise „Gudesberg“ beachte man die Ausführungen am Schluß dieser Abhandlung
- 1a) Bettingen Jul.: Geschichte der Stadt und des Amtes St. Wendel — St. Wendel, 1865 — S. 473
- 2) Bettingen: S. 472
- 3) Stadtarchiv St. Wendel, Abt. A 6. Es handelt sich um eine Kopie vom 30. 1. 1723, beglaubigt von J. M. Wilhelm, Notarius publicus juratus. Der zitierte Passus zugunsten der armen Leute fehlt bei Pöhlmann. C.: Die Herren von Bitsch, genannt Gintersberg (Neustadt a. d. H., 1933), S. 153, auch Bettingen, S. 335, hat den Inhalt der Urkunde nicht vollständig wiedergegeben. Der gen. Notar Wilhelm weist in seinem Beglaubigungsvermerk auf ein altes Kirchenpflegereibuch hin, worin „allerhandt Copiae de Ao 1539“ eingetragen seien.
- 4) Pöhlmann Carl: Urkunden des kath. Pfarrarchivs St. Wendel — 1942 — Manusk., Regest Nr. 32
- 5) Es war dem Verfasser nicht möglich, diese Urkunde zu ermitteln.
- 5a) Frohn Wilh.: Siechenhäuser und Verkehrsstraßen im Rheinland i. Rheinische Vierteljahresblätter, 3/1933, S. 143 ff
- 6) Bettingen, S. 473
- 6a) Bettingen, Manusk. in der landeskundl. wissensch. Abt. der Stadtbücherei Saarbrücken — s. auch M. Müller S. 709
- 7) Müller Max: Geschichte der Stadt St. Wendel — St. Wendel, 1927 — S. 713
- 8) Kreuznach: Gutleuthof, Gutleutemühle; Kirn: Gutleuthaus (1555 bei dem Guthenleuthaus); Koblenz-Güls: Gutleutepfad. Lit.: H. Dittmaier: Rheinische Flurnamen — Bonn, 1963 — S. 96; Losheim: bei Guthäusches Kreuz; Lit.: Heimatbuch des Kreises Merzig, 1962
- 8a) Stadtarchiv St. Wendel, Abt. A 32, S. 196 und 314; hohe = Höhe
- 9) Stadtarchiv St. Wendel, Abt. A 32, S. 390
- 10) Stadtarchiv St. Wendel, Abt. A 32, S. 433
- 11) Stadtarchiv St. Wendel, Abt. A 32, S. 283; Liste der Erbgüter des Stadtschreibers Hans Wilhelm Osburg
- 12) Stadtarchiv St. Wendel, Abt. A 32, S. 128
- 13) Stadtarchiv St. Wendel, Abt. A 32, S. 396
- 14) Bettingen: S. 479
- 15) Pöhlmann C.: Urkunden des kath. Pfarrarchivs St. Wendel, Regest 17
- 16) ebd. Reg. Nr. 31
- 17) ebd. Reg. Nr. 46
- 18) Schreiber Georg: Der Wein als Heiltrank — i. Rhein. Westf. Zeitschr. f. Volkskunde, 9. Jahrg., Heft 1/2 1962 —
- 19) Beil Rich.: Wörterbuch der deutschen Volkskunde — Stuttg. 1955 — S. 877
- 20) Stamer Ludw.: Kirchengeschichte der Pfalz, 2. Teil — Speyer 1949 — S. 5
- 21) Schreiber Gg.: Der Wein als Heiltrank, s. Anm. 18
- 22) Schreiber Gg.: Der Wein und das mittelalterliche Hospital — i. Rhein. Jahrbuch f. Volkskunde, 13. u. 14. Jahrg. 1962/63 —
- 23) Schreiber Gg.: Das französische Spital und der Wein — i. Rhein. Jahrbuch für Volkskunde, Jahrg. 1962/63 —
- 24) siehe Anm. 22
- 25) siehe Anm. 22
- 26) siehe Anm. 22
- 27) Frohn Wilh.: Siechenhäuser und Verkehrsstraßen, siehe Anm. 5a)
- 28) Müller Max: Beiträge zur Urgeschichte des Westrichs — St. Wendel, 1896, S. 49 —
- 29) Max Müller vermerkt hier, „daß jeder Pfarrgenosse einen Weg anzusprechen hatte, von seinem Herde zum Frohnaltar, und zwar so breit, daß ein Brautzug und ein Leichenzug einander wohl ausweichen können“.
- 30) Stadtarchiv St. Wendel, Abt. B
- 31) Stadtarchiv St. Wendel, Abt. B; Flurbuch der Gemeinden St. Wendel, Alsfassen und Breiten
- 32) Stadtarchiv St. Wendel, Abt. C Der Geometer Michael Wenneis kam im Mai 1853 als Wiesenbautechniker nach St. Wendel. Am 29. 11. 1858 heiratete er Elisabeth Barbara Culmann, Tochter des St. Wendeler Bäckers und Gastwirts Ludwig Culmann. Wenneis war am 6. 11. 1830 in Wertheim geboren, 1853—1855 hatte er die Wiesenbauschule in Trier besucht. Dann wurde er Wiesenbautechniker und Einschätzungsdeputierter und 1864 Geometer. 1866 trat er eine Stelle beim Katasterbüro in Trier an.
- 32a) Müller: Urgeschichte (St. Wendel, 1896) S. 150
- 33) Oberreis Nik.: Stadt und Land des hl. Wendelin — St. Wendel, 1927, S. 79 —
- 34) Geschichte und Landschaft, Heimatbeilage der Saarbrücker Zeitung, Nr. 57, Juni 1965

Errichtung einer deutsch-französischen Freundschaftsstätte auf dem Schaumberg bei Tholey

VON P. MAURUS SABEL OSB

Einer der markantesten Punkte des Kreises St. Wendel, ja des ganzen Saarlandes, ist der Schaumberg bei Tholey. Wegen seiner geographischen Lage und seiner naturhaften Schönheit ist er das Ziel vieler Touristen aus dem In- und Ausland. Bis zu 100 000 Besucher werden im Jahr gezählt. Wegen seiner exponierten Lage ist der Schaumberg Blick- und Orientierungspunkt. Das wuchtige Bergmassiv beherrscht die Höhenzüge des Saarlandes. Weit hinein in das Land grüßt der Berg, der bei klarem Wetter selbst von Frankreich aus zu sehen ist.

Auf ihm befindet sich ein Aussichtsturm von 36 m Höhe, der zugleich mit seiner Kapelle ein Ehrenmal für die Gefallenen beider Weltkriege ist.

Als die Benediktiner im Jahre 1950 nach Tholey kamen, wurde ihnen das gesamte Schaumbergplateau mit Turm und Kapelle zu treuen Händen überlassen. Sie sollten Hüter einer Stätte sein, die einst unter großen finanziellen Anstrengungen und mit den Scherflein des kleinen Mannes errichtet worden war, und die als Gedenkstätte für die Opfer beider Weltkriege den Menschen an der Saar besonders ans Herz gewachsen ist.

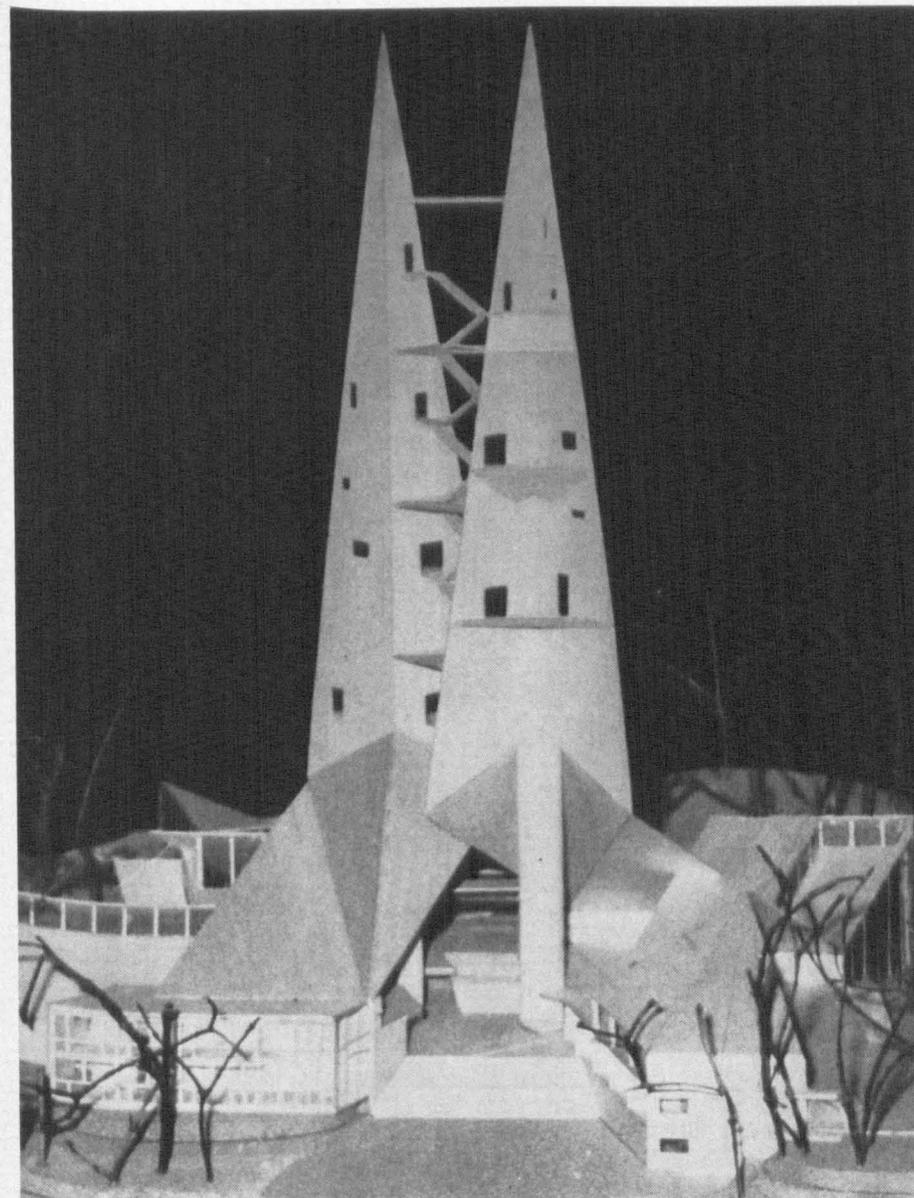
Im Laufe der Zeit stellte sich jedoch heraus, daß der Turm Konstruktionsfehler aufweist, die durch laufende Reparaturen nicht beseitigt werden können. Der Turm besteht in seinem Innern aus einem Betonkern. Außen ist er mit sehr sprödem Steinmaterial verblendet, das sehr leicht springt, was zur Folge hat, daß sich Risse bilden. In diese setzt sich das Wasser, das naturgemäß in der Frostperiode den Stein sprengt. — Das Bindematerial zwischen Betonkern und Außenverblendung ist so schwach geworden, daß es seinen Zweck nicht mehr erfüllt. Schließlich ist der Ausdehnungskoeffizient des Betonkerns innen und des Steinwerkes außen so verschieden, daß der Turm ständig „arbeitet“. Es kommt hinzu, daß der Turm wegen seiner exponierten Lage mehr als normal der Witterung ausgesetzt ist. Im Frühjahr und Herbst zaust der Sturm besorgniserregend am Gebäude.

Zwei völlig unabhängige Gutachten stellten fest, daß weitere Reparaturen wirtschaftlich nicht vertretbar sind. Fachleute kamen zu der Erkenntnis, daß der alte Turm durch einen neuen ersetzt werden mußte. Was lag da näher, als mit der Verwirklichung eines neuen Projektes die ursprüngliche Sinngebung zu erweitern und, die historische Entwicklung unserer Zeit berücksichtigend, dem Turm eine neue Zweckbestimmung zu geben!

Auf dem Schaumbergplateau soll nunmehr nicht nur eine Gedenkstätte für die Opfer beider Weltkriege aus Deutschland entstehen, sondern auch für die Opfer aus Frankreich. Darüber hinaus soll sie eine Gedenkstätte der deutsch-französischen Freundschaft werden, eine Begegnungsstätte zwischen Deutschland und Frankreich, eine Stätte der Besinnung darauf, daß zwei so begabte und sich ergänzende Völker sich nie mehr in Feindschaft und Krieg gegenüberstehen, sondern in Frieden und Freundschaft miteinander leben.

Für eine solche Stätte ist der Schaumberg geradezu prädestiniert, und zwar nicht nur wegen seiner Lage im Grenzland der Saar, sondern auch von der früheren Geschichte her, die auf das engste mit der des französischen Nachbarlandes verbunden ist.

Zeitenschicksale sind über den Schaumberg hinweggegangen, und immer wieder fiel diesem Berg die Eigentümlichkeit seines Bergschutzes zu. Wall- und

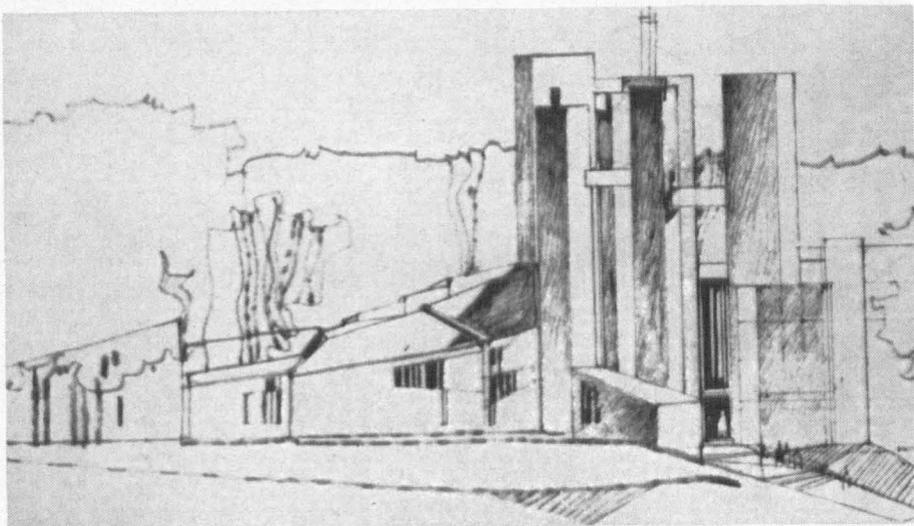


1. Preis des Ideenwettbewerbs (Architekt Jean-Marie Collin, Nancy)

Gebäudeanlagen aus der Kelten- und Römerzeit sowie Mauerreste einer mittelalterlichen Burg zeigen noch heute ihre Spuren. Hier oben stand das römische Castrum Teulegium. Der fränkische Diakon Adalgisel mit dem Beinamen Grimo erbaute am Fuße dieses Berges, im heutigen Tholey, auf den Trümmern einer römischen Badeanlage eine Kirche. Am 30. Dezember 634 übergab Grimo testamentarisch seinen hiesigen großen und reichen Grundbesitz samt Kirche dem bischöflichen Stuhle von Verdun. Im 10. Jahrhundert wurde dann Tholey ein

Archidiakonat von Verdun und Benediktinerabtei. Schutzherren waren zunächst die Grafen des Bliesgaues, die auf dem Schaumberg eine Burg errichteten. „Ritter von der Schauenburg“ nannten sich die Burgvögte, die 1277 die Burg als Lehen des Herzogs von Lothringen besaßen und von hier aus das „Oberamt Schaumberg“ verwalteten. 1766 fiel das Oberamt an die Krone Frankreichs und kam 1787 durch Tausch an das Haus Pfalz-Zweibrücken. Die Burg selbst wurde 1515 von Franz von Sickingen in der Fehde gegen Herzog Anton von Lothringen erstürmt und im Dreißigjährigen Krieg zerstört.

Die Idee, auf dem Schaumberg eine Stätte der deutsch-französischen Freundschaft zu errichten, wurde allgemein lebhaft begrüßt, zunächst durch den Landrat und den Kreisrat von St. Wendel, die immer schon großes Interesse am Schaumberg gezeigt und manchen Beitrag zur Unterhaltung des 1929 erbauten Turmes geleistet haben. Auch bei der Regierung des Saarlandes, beim französischen Generalkonsulat in Saarbrücken, bei der französischen Botschaft in Bonn, bei der deutschen Botschaft in Paris und bei vielen Einzelpersonen, z. B. bei Altbundeskanzler Dr. Adenauer, wird das neue Projekt als eine sinnvolle und gute Sache angesehen und unterstützt, vor allem aber auch bei der Bevölkerung in den Gemeinden rings um den Schaumberg, ja im ganzen Saarland und in Elsaß-Lothringen.



2. Preis des Ideenwettbewerbs

Es wurde ein Planungs- und Arbeitskomitee gegründet, dem u. a. der saarländische Ministerpräsident Dr. Franz Josef Röder, Abt Dr. Petrus Borne, Bundestagsabgeordneter Leo Gottesleben und Landrat Werner Zeyer angehören. Auch ein Ehrenkomitee wurde ins Leben gerufen, dem hohe und höchste deutsche und französische Persönlichkeiten angehören, u. a. Dr. Konrad Adenauer, Bundesinnenminister Lücke, mehrere Bundes- und Landtagsabgeordnete, ferner der deutsche Botschafter in Paris, Dr. Manfred Klaiber. Von französischer Seite gehören dem Ehrenkomitee u. a. an General Roger Noiret, der Präsident der französischen Nationalversammlung, Botschafter Seydoux und sein Vorgänger de Margerie, der Abgeordnete Etienne Hinsberger (Moselle), der ehemalige Minister Michelet und Graf d'Ormesson, ehemaliger Botschafter in Rom, Mitglied der Academie française und Präsident von Radio-Television Française.

Mit Hilfe der saarländischen Regierung und des französischen Generalkonsulats in Saarbrücken wurde vom Kreis St. Wendel und der Abtei Tholey ein Ideenwettbewerb für französische und deutsche Architekten ausgeschrieben und durchgeführt. An ihm beteiligten sich 111 Bewerber aus der Bundesrepublik und Frankreich, die ihre Entwürfe und Modelle einsandten. Es war ihnen die Aufgabe gestellt, in möglichst prägnanter Symbolik eine Stätte der Besinnung, der Begegnung und Vertiefung der deutsch-französischen Freundschaft und des ehrenden Gedenkens an die Gefallenen beider Völker zu entwerfen.

Der Ideenwettbewerb sollte vor allem klären, welche baulichen Gestaltungen und grundrißlichen Lösungen unter Berücksichtigung der örtlichen Gegebenheiten möglich sind für einen Aussichtsturm, eine Kapelle, Tagungsräume mit Restaurant und einer Gaststätte.

Das Bauprogramm forderte einen Turm mit Aussichtsplattform für mindestens 100 Personen, einen Aufenthaltsraum für den Turmwärter und weitere Nebenräumlichkeiten, einen Personenaufzug für 15 Personen. Die Kapelle soll 100 Sitzplätze und einen überdachten Altar für Gottesdienste im Freien haben. Für das Restaurant war ein Foyer mit 20 Sitzplätzen und eine überdachte Terrasse für 100 Sitzplätze gefordert.

Das Preisgericht, das am 30. 11. und 1. 12. 1965 tagte, bestand aus sieben Franzosen und acht Deutschen, unter ihnen Prof. Dr. Moisy, Kulturrat bei der französischen Botschaft in Bonn, der Generalkonsul J. Fournier von Saarbrücken, Ministerialdirektor A. Becker von Saarbrücken und Prof. Bartmann aus Darmstadt als Vorsitzender.

Um der Jury die Arbeit zu erleichtern, waren die Modelle in der großen Halle des eben fertiggestellten Neubaus des Staatl. Mädchenrealgymnasiums in St. Wendel aufgestellt. Dies ermöglichte dann später, auch der breiten Öffentlichkeit eine Ausstellung der Pläne und Modelle zugänglich zu machen, die Vergleiche zuließ, in welchen Kategorien die moderne Architektur in Frankreich und Deutschland denkt.

Gewinner waren die Franzosen, die von sechs Preisen vier erhielten. Den ersten Preis errang der französische Architekt Jean Marie Collin aus Nancy; ihm und den weiteren Preisträgern wurden in einer deutsch-französischen Freundschaftsstunde Ehrenurkunden und Prämien überreicht. In dieser Feierstunde sprachen u. a. der französische Botschafter in Bonn, François Seydoux, Ministerpräsident Dr. Franz Josef Röder, Abt Dr. Petrus Borne und der französische Abgeordnete Etienne Hinsberger. Das Hauptreferat mit dem Thema „Sinn und Bedeutung der deutsch-französischen Freundschaft“ hielt Minister Helmut Bülle. Neben den Chorknaben der Abtei Tholey sangen die Petits chanteurs von Bar-le-Duc.

Bei dem deutsch-französischen Parlamentariertreffen in Mont Saint-Michel am 21.—23. Mai 1966 erklärten sich die dort tagenden Abgeordneten beider Länder mit dem Schaumbergprojekt solidarisch, nachdem das Projekt der Versammlung durch die Abgeordneten Hinsberger (Frankreich) und M. Alwin Brück (Deutschland) vorgetragen worden war.

Auch der französische Staatspräsident General de Gaulle hat nach eingehendem Studium der Unterlagen seine wertvolle Hilfe zugesagt.

Die allmütterliche Natur gönnt dem endlichen Menschen auf so manche Weise ein Mitgefühl des Ewigen und Unendlichen.

Matthaeus Schiestl und St. Wendelin

VON JOSEF BAUM

Ein kühler Herbstwind streicht über die gilbenden Blätter. Sein Raunen weckt alte, längst vergessene Erinnerungen und läßt Erlebtes und Erlauschtes, das in den turbulenten Jahrzehnten der jüngsten Vergangenheit in Vergessenheit geraten war, als farbenbuntes Bild wieder aufleuchten.

Damals, es war im Jahre 1932, tauchte der in Kunstkreisen geschätzte Maler und Professor der Münchener Kunstakademie, Matthaeus Schiestl, in St. Wendel auf und machte ausgedehnte Wanderungen für seine landschaftlichen Entwürfe. Ob dieses Besuches fühlte sich die St. Wendeler Bürgerschaft sehr geehrt, und das stolze Bewußtsein alter geschichtlicher Größe schwoll mächtig in den Busen der uralten, schon lange vor der Coburger Zeit ansässigen Geschlechter: St. Wendel, ehemals kurtrierische Trutzfeste, berühmtester Wallfahrtsort des Mittelalters im saarländischen Bereich, dessen Reichtum den gotischen Dom erstehen ließ, dieses St. Wendel, das wie ein Dornröschen in den letzten Jahrhunderten geschlummert hatte, war plötzlich wieder in den Blickpunkt künstlerischen Interesses gerückt, wie ihn sich das benachbarte Ottweiler mit seiner verblichenen Porzellan-Manufaktur wohl gerne gewünscht hätte! Mit einem Wort, das St. Wendeler Bürgertum war stolz auf diesen Besuch.



Matthaeus Schiestl

Wie kam es, daß Schiestl im Herbst seines Lebens, das ihn durch viele Länder geführt hatte, gerade unser Städtchen aufsuchte? Warum rang er sich so spät, erst auf das wiederholte Drängen seiner Freunde, zu dem Entschluß durch, die Stätte seines Lieblingsheiligen aufzusuchen? Fürchtete er, daß der Besuch das gehütete Traumbild seiner Jugend durch eine krasse Wirklichkeit zerstören würde? Doch die Geheimnisse einer sensiblen Künstlerseele lassen sich nur erraten, nicht entschleiern.

In Tirol, wo die steilen Felsriffe hoch ins tiefe Blau ragen, aus dem die Sonne hinunterglüht über die steilen und steinigten Hänge mit ihrem dürftigen Wuchs, aus dem hie und da ein strahlend weißes Edelweiß lugt, bis tief in die blumigen Almen mit ihrem saftigen Grün, durch die das eisige Schmelzwasser der Gießbäche zu Tal rauscht, dort in Tirol ist die Heimat unseres Malers. Seit Generationen saß die Familie auf einem Erbhof zwischen Zell und Mairhofen im oberen Zillertal. Der Vater war ein tüchtiger Bildschnitzer und ließ sich zur gewinnbringenderen Tätigkeit in Gnigl (jetzt Vorort von Salzburg) nieder, wo unser Matthaeus am 27. März 1869 geboren wurde. Obwohl Freunde die Familie später nach Würzburg holten, hat Matthaeus seine Tiroler Heimat nie vergessen und nach seinen weiten Studienreisen immer wieder besucht. Sehnsuchtsvoll schreibt der 20jährige in sein Skizzenbuch:

Kennst du das Tal im Alpengrün,
wo abends rot die Gletscher glüh'n,
wo wild der Gießbach niederrauscht,
der Wandrer auf den Gamsbock lauscht,
wo blau der Himmel, klar und rein,
schaut in das Zillertal hinein?

Die stille, beschauliche Seele des Tirolers war ein kraftvolles Erbe, das er sich treu bewahrt hat. Zehn Jahre schulte er sich in der väterlichen Werkstatt. Seine Vorliebe galt den alten Meistern Schongauer, dem Monogrammistens ES und später Dürer. In der väterlichen Werkstatt hing der 1871/72 entstandene Bilder-Zyklus des Malers Ritter v. Führich, der die Wendelinus-Legende wiedergibt. Es wurde der Heilige, mit dem sich Schiestl am meisten vertraut machte. Dr. A. Selzer¹⁾ gibt in seinem Wendelinus-Werk einen Brief Schiestls wieder, worin der Maler seine ersten Wendelinus-Arbeiten schildert: „Mein Vater war Bildschnitzer in Würzburg, und da habe ich jahrelang in der Werkstätte gearbeitet. Da wurde öfters ein Wendelin bestellt, und ich selbst kann mich an einige erinnern, die ich geschnitzt habe. Später habe ich ihn dann öfters gemalt, weil man da in Verbindung mit der Landschaft und Kapelle ein poetisches Bild machen konnte . . .“ In seinen zahlreichen Bildern versetzte er den Heiligen am liebsten in die Alpenlandschaft, meist als Hirten mit seinen Schafen; Schafe, Gamsen und Vögel weiß er so anmutig in die grünen Matten mit den schneeigen Gipfeln zu zaubern, daß seine Sehnsucht nach dieser einsamen Bergwelt spürbar wird. Den Geist dieser Naturgewalt hat er, selbst ein tüchtiger Bergsteiger, sich erwandert. Er ist ihm so stark verbunden, daß er dem verachteten Stadtleben immer schnell wieder den Rücken kehrt.

Schiestls Studien führen ihn durch Deutschland, Italien, Frankreich, Belgien, Niederlande, Ägypten und Palästina. Erst am Ende seiner weiten Wanderungen, als rüstiger Sechziger, kommt er zu dem Ort, dessen Name ihm schon in früherer Jugend durch seinen Heiligen vertraut war, St. Wendel. Er hatte sich schnell mit der St. Wendeler Landschaft und ihren Menschen befreundet und machte sich mit Begeisterung an die Arbeit. Über seine Tätigkeit in St. Wendel berichtet Bruder Frankus vom Missionshaus, der, selbst ein stiller Künstler, damals in enger Verbindung mit Schiestl stand,²⁾ interessante Einzelheiten: Um 1930 erhielt Prof. Matthaeus Schiestl durch P. Prokurator Bücking den Auftrag, für die Missionshauskirche ein Marienbild zu malen. Nach gründlicher Besprechung und Ortsbesichtigung traf im Jahre 1932 das von Schiestl in seiner Münchener Werkstatt geschaffene Gemälde „Die Missionshaus-Madonna“ ein. Der Altaraufsatz und Rahmen in prächtiger Schnitzerei wurden in der Werkstatt des Missionshauses unter Leitung des Meisters, Bruder Proclus und seines Assistenten Hochmut hergestellt. Über dem Altarbild malte Schiestl, der inzwischen nach St. Wendel gekommen war, ein Wandtempera-Gemälde. Im folgenden Jahr entstand, ebenfalls in München, der Apostelaltar, über dem er das Wand-

tempera der Erlösungstat Christi malte. Ein ebenfalls von ihm gemaltes Dreikönigsbild entging der Beschlagnahme durch die Nationalsozialisten, gelangte aber in anderen Besitz. Während seines Hierseins hatte Schiestl auch Besprechungen mit Dechant Heibges über eine Neugestaltung der Wendelinus-Kapelle.

Es darf hinzugefügt werden, daß die beiden erwähnten Seitenaltäre zu den kostbarsten neuzeitlichen Kunstschatzen des St. Wendeler Landes gehören. Aber auch kleinere Werke verdanken dem Hiersein Schiestls ihre Entstehung, so das liebevoll gemalte Bild „St. Wendelin vor einem Madonnen-Bildstock mit der Wendelinus-Kapelle im Talgrund“. ³⁾ Hier strahlt er wieder seine Tiroler Freude aus: Der Heilige ist ein echter Tiroler Bub mit dem Tirolerhut und den deftigen Bergschuhen. Im Gras stehen großblühende Vergißmeinnicht, wie sie an den Gießbächen der Bergwelt gedeihen, und der Weg zur Kapelle führt durch Bergangswiesen, die wie die grünen Matten seiner Heimat schimmern; keine Pappeln, die damals noch den Weg säumten, stören das heimische Tiroler Idyll.

Arbeitsame und heitere Tage verlebt der Künstler in St. Wendel, das ihm mit seiner reichen Vergangenheit und der mächtigen gotischen Kirche (die Gotik liebte er besonders) vertraut und heimatlich geworden war. Konnte man ihm doch so manches von Tiroler Künstlern und Handwerkern erzählen, die hier im geschäftigen Saarland zu Beginn der Neuzeit eingewandert waren und deren Nachkommen noch allorts an ihren Tiroler Familiennamen nachweisbar sind. Und die erlebte Sangesfreude der Saarländer ließ ihn, den sanggewohnten Tiroler, aufleuchten. So hat auch St. Wendel dem Gast manches gegeben, und sein Abschied war der von einer lieb gewonnenen Heimstätte.

Jahre vergingen. Der Künstler befand sich wieder in seinen geliebten Bergen, diesmal in Liechtenstein, wohin ihn sein Künstlerfreund, der „Philatelisten-König“ dieses Fürstentums und Pfarrer von Vaduz, Kanonikus Anton Frommelt, gerufen hatte, der als Kunstberater der Liechtensteiner Postverwaltung den philatelistischen Ruf dieses Landes mitbegründet hat. Es galt, eine neue Briefmarkenserie zu entwerfen, und Matthaeus Schiestl sollte der berufene Meister hierzu sein. ⁴⁾ Die Serie umfaßte 14 Werte mit Landschaftsmotiven. ⁵⁾ Eifrig begann Schiestl den übernommenen Auftrag, erwanderte die umliegende Landschaft und beriet mit dem Freund die einzelnen Details der gesammelten Entwürfe. War es ein Zufall, daß er auf der Suche nach geeigneten Objekten eine Wendelinus-Kapelle fand? „Auch die Kapelle im Samina-Tal (Wendelinus-Kapelle) will gestaltet werden“, schrieb er am 29. Oktober 1935 an seinen Liechtensteiner Freund. „Später“, so vermerkt Pfarrer Frommelt, „wie es ans Markenmachen ging, war die Zeichnung dieses Kirchleins bei den ersten Skizzen.“ Schiestl setzte sich sehr dafür ein, daß diese Kapelle als Markenbild erschien, und ließ es keineswegs gelten, daß dieselbe doch schon 1930 auf einer Marke erschienen war. Liebevoll beschäftigt er sich mit der Gestaltung gerade dieser Marke, und Frommelt schreibt: „Man möchte dieses Bildchen wohl den eigentlichen Schiestl dieser Serie nennen.“ Und weiter bemerkt Frommelt zur Entstehung der Marke: „... wurde das Kirchlein im Steg geformt, so wie man es sieht, wenn man es lieb hat, mit seinem schlichten, frommen Dasein. Manchen mag das Bildchen zu ‚fromm‘ erscheinen und das brave Kind zu ‚brav‘. Und doch, ein Kirchlein im Gebirg ist eben mal so, und ein echtes Bergkind ist eben auch so, ... und mit dem Wendelinuskirchlein hatte Schiestl wieder etwas gemacht, was ihn freute.“

Die Kapelle ist unschwer zu erreichen. Von Vaduz aus fährt man auf der romantischen Straße über Triesenberg den steilen gewundenen Weg hinauf zum Scheiteltunnel und dann hinab in das malerisch schöne Samina-Tal nach Steg. Dort findet man das Kirchlein, das zugleich das höchstgelegene (1312 m) des Landes ist. Über seine Entstehung berichtet Pfarrer Frommelt folgende Einzelheiten:

„Auf einem alten Zettel im Pfarrarchiv in Schaan findet sich nachstehender Vermerk: Der geachtete Johannes Schlegel hat mit Beyhilfe der ehrsamten Berggemeinde aus Religionseifer hinter dem Gulm bei der Stege zu ehren der zwei Heiligen Wendelin und Martinus ein Kapellchen gebaut, auf daß durch die Fürbitt dieser Heiligen das Vieh der benachbarten Alpen von denen Krankheiten befreit bleiben möchte und die Bergbewohner, welche die mehreste Zeit hinter dem Gulmen zu wohnen pflegten, ihre tägliche Andacht alldort entrichten können . . . Die Handschrift stammt von Dr. theol. Josef Mayer, der von 1818—1826 Pfarrer in Schaan und bischöflicher Vikar im Lande war. Nachdem dann ein geräumigeres Langschiff beigefügt und ein Glöcklein beigeschafft worden, wurde das Kirchlein ordentlich eingeweiht und steht so sein gutes Jahrhundert da. Es schaut jedoch her, als stünde es ein Jahrtausend dort und paßt in die Landschaft, als wäre es von selbst aus dem Boden gewachsen . . .“

Im Februar 1938 fiel der Künstler auf dem vereisten Wege, als er das Motiv zur letzten Marke der Liechtensteiner Serie gestaltete. Eine schwere Rippenprellung lähmte seine künstlerische Tätigkeit längere Zeit. Fast ein Jahr später, am 30. Januar 1939, starb er und fand sein Grab auf dem Münchener Waldfriedhof.

Eine glückliche Hand brachte Schiestls Steindruck „Das Almosen“ auf eine Marke der saarländischen Wohlfahrtsausgabe von 1928, so eine Erinnerung an den bedeutenden Tiroler Künstler festhaltend, dessen Leben so stark mit unserem saarländischen Heiligen verbunden war.

Es ist ein eigenartiges Zusammentreffen, daß sich nach jahrhundertlangem Schweigen um St. Wendelin in unserer Zeit zwei bedeutende Wissenschaftler gefunden haben, die neues Interesse für unseren Stadtheiligen erweckt und damit seiner Verehrung neue Antriebskräfte gegeben haben. Für die Geschichtswissenschaft ist es P. Dr. Alois Selzer, der das Monumentalwerk über St. Wendelin schrieb, das als wegbahnendes Beispiel für die wissenschaftliche Untersuchung der Heiligenlegenden weite Anerkennung gefunden hat. In der Kunst um St. Wendelin steht Matthaeus Schiestl auf einsamer Höhe, unentwegt seinem Lieblingsheiligen verhaftet, was ihm endlich den Namen des „Wendelinus-Schiestl“ eintrug. Seine heute gesuchten Gemälde und Graphiken sind frei von hektischem Zeitgeist. Er wollte echtes Volkstum darstellen, wie er es erlebte und sich selbst bewahrt hatte.

Es mag überraschen, daß diese beiden Großen um St. Wendelin ein gemeinsames Heimatland haben: Schiestl ist gebürtiger Tiroler, während Dr. Selzers Ahnen mütterlicherseits einst aus diesem kunstfrohen Land in das Saarland eingewandert sind.

Briefmarke des Fürstentums Liechtenstein mit der Wendelinuskapelle in Steg



Anmerkungen:

- 1) Dr. Alois Selzer: „St. Wendelin, Leben und Verehrung eines alem.-fränk. Volksheligen“, St.-Gabriel-Verlag, Mödling bei Wien, 1962, Seite 378, wo eingehend über weitere Wendelinus-Arbeiten berichtet wird.
 - 2) Freundl. Mitteilung von P. Rektor Berthold Altmeyer, Missionshaus St. Wendel
 - 3) In Buntdruck als Postkarte im Handel erhältlich
 - 4) Anton Frommelt: Matthaeus Schiestl, Die Briefmarken für Liechtenstein, Ausgabe 1937/38, Vaduz. Wiedergaben mit freundlicher Genehmigung des Verfassers.
 - 5) Die 25-Rappen-Marke zeigt die besprochene Wendelinus-Kapelle. Sie erschien am 15. Okt. 1937. Michel-Katalog, Liechtenstein No. 161.
- Sonstige Literatur: R. Braungart: Die drei Brüder Schiestl, München 1925
Cajetan Oßwald: Matthaeus Schiestl, München 1924

Die Stegenmühle bei Asweiler

Erbbestandsbrief 1598

VON EMIL LUDWIG SEIBERT †

Die durch Wasserkraft getriebenen Mühlen spielten im Wirtschaftsleben der früheren Jahrhunderte eine große Rolle. Sie waren als gewerbliche Betriebe für die Bedürfnisse der Bevölkerung unentbehrlich. Entsprechend der Verwendung gab es Mahlmühlen (für Getreide), Öl-, Loh-, Walk-, Säge- und Schleifmühlen.

Infolge des der Herrschaft zustehenden Wasserrechts bildeten die Mühlenbetriebe für den Landesherrn eine bedeutende Einnahmequelle. Außer einer bestimmten Geldsumme mußten von den zugelassenen Betrieben Naturalien, nämlich Korn und Hafer und zusätzlich in manchen Fällen zwei bis vier Cappen (Kapaune), abgegeben werden. Die Untertanen der einzelnen Ortschaften waren zu den genehmigten Mühlen gebannt, d. h. sie mußten bei dem für sie zuständigen Müller mahlen lassen. Die sogenannten freien Mühlen waren entweder nur zum Hausgebrauch zugelassen oder mußten sehen, auf welche Weise sie zu ihrer Kundschaft kamen. Auf alle Fälle durften sie die erlassenen Bestimmungen nicht übertreten. Die Zulassung zur Errichtung einer Mühle wurde auf Antrag in Form eines von dem Landesherrn ausgeschriebenen Erbbestandsbriefes erteilt. Für das Amt Nohfelden wurden in der Zeit von 1527 bis 1598 im ganzen sieben Erbbestandsbriefe ausgestellt. Die Kopien dieser Urkunden befinden sich in einem Aktenstück über die Mühlen im Amte Nohfelden im Staatsarchiv zu Speyer.

Zu den ältesten Mühlen im Bezirk gehört die Stegenmühle bei Asweiler, die ihren Namen nach einer Ortschaft in der Nähe von Asweiler hat und Stegen genannt wurde. Sie ist während des Dreißigjährigen Krieges dem Erdboden gleichgemacht und nicht wieder aufgebaut worden. Ihre Lage ist durch Mauerwerk, das beim Pflügen zutage getreten ist, bekannt. Es handelte sich um eine kleinere Siedlung, die sich von Asweiler her hinter der Mühle an einem neubauten Wege über dem Freisbach bei dem Bahnübergang befand.

Der Erbbestandsbrief für die Stegenmühle lautet in einer Übertragung in unsere heutige Schriftsprache wie folgt: „Wir Johannes, von Gottes Gnaden Pfalzgraf bei Rhein, Herzog in Bayern, Graf zu Veldenz und Sponheim, bekennen und tun kund, für Uns, Unsere Erben und Nachkommen, daß wir Unserem Untertanen und Leibesangehörigen Heinrich Schwarz von Lichtenberg auf sein bei uns geschehens untertäniges Anhalten und Bitten gnädig zugelassen und bewilligt haben, daß er für sich und seine Erben eine Mahlmühle mit einem Gang, an dem Wasserfall, die Freis genannt, auf dem Asweiler Teich, bei dem Brunkenpfehl zwischen Asweiler und Steegen, in Unserm Amt Nohfelden gelegen, aufrichten und bauen möge, also und dergestalt, daß er solche Mühle auf seine eigenen Kosten und gänzlich ohne Unser oder Unserer Erben und Untertanen Zutun aufbauen soll. Wenn dieselbe aufgebaut ist, sollen er und seine Erben sie mit dem laufenden Geschirr und allem Zubehör in gutem, wesentlichem Bau und Besserung erhalten und solche in keinen Abgang kommen lassen, sondern richtig handhaben, damit denjenigen, die bei ihm mahlen lassen und zu einer anderen Mühle nicht gebannt sind, gut und rechtschaffen, auch fürsorglich gemahlen wird, damit er in der Lage ist, die ihm auferlegte Pacht besser begleichen zu können. Die Mahlgäste (Mähler) soll er mit der Molter nicht übernehmen und übervorteilen, sondern einem jeden seine Frucht zu Nutz und Gut mahlen und sich an den geordneten Molter halten, nämlich von Jedem nur das-

jenige verlangen, was die Zunftordnung vorschreibt und nichts mehr oder weniger genügen lassen. Er soll sich dermaßen verhalten, damit man über ihn keine Klagen zu hören bekommt. Er soll auch die Mähler, die zu andern nahegelegenen Mühlen gebannt sind, von denselben nicht abziehen und abwendig machen. Er soll auch diese Mühle, wenn sie erbauet ist, ohne Unser oder Unserer Erben Vorwissen und Bewilligung nicht verpfänden oder verkaufen, viel weniger auf andere Weise beschweren oder veräußern. Wenn er solche verkaufen wolle oder müsse, soll er Uns, oder Unseren Erben diese zuerst anbieten und in billigem Wert lassen, alles bei Vermeidung Unser und Unserer Erben Bestrafung, auch Verlust dieser Unser ihm gegebenen Erbbestandnis.

Dagegen soll obengenannter Heinrich Schwarz und seine Erben, Uns und Unsern Erben jährlich auf Martini und damit dieses 98. Jahres (1598) anzufangen in Unsere Kellerei und Haus Nohfelden zu einer beständigen Erbpacht, ohne Unser Zutun, Lasten und Schaden, fünf Malter Frucht, halb Korn und halb Hafer liefern, gute trockene Frucht, Kaufmannsgut und Nohfelder Maßung. Diese Pacht soll wie vorstehend angegeben, nächstkünftig Martini, dieses 98. Jahr das erstmal und also forthin alle Jahr beständig und erblich geliefert werden.

Damit solche Pacht und erblicher Mühlzins desto gewisser und bestimmt eingehe, so hat vorgenannter Erbbeständer, für sich und seine Erben nicht allein besagte Mühle mit ihrem laufenden Geschirr und alle Besserung zu einem echten, wahren Unterpfande eingesetzt, sondern auch deswegen zu noch mehrer Sicherung zu echten wahren Bürgen gestellt: Jacob Lauer und Michael Forges, beide Einwohner zu Wolfersweiler, also und dergestalt, wenn er, der Beständer bei der Entrichtung der jährlichen Pacht oder Zinses säumig sein würde, daß alsdann Wir genannte Bürgen auch all ihres Hab und Gut anzugreifen und Unseres Ausstandes halber an ihnen zu erholen gute Fug und Macht haben sollen, so lange und so viel, bis Wir befriedigt sein werden. Insbesondere da die Bürgen darüber an Eidesstatt gelobt haben, Bürgenrecht zu leisten. Hierüber ist Uns von dem Beständer deswegen ein Revers übergeben worden, dessen zu Urkund haben Wir Unserer Rechenkammer Siegel an diesem Briefe wissentlich hängen lassen. Der Vertrag ist errichtet auf den 20. Monatstag Februar, Anno Christi 1598.“

Revers

„Ich, Heinrich Schwarz von Lichtenberg bekenne öffentlich mit diesem Brief für mich, meine Erben und Nachkommen, daß der Durchlauchtige, hochgeborene Fürst und Herr, Herr Johannes, Pfalzgraf bei Rhein, Herzog in Bayern, Graf zu Veldenz und Sponheim, mein gnädiger Fürst und Herr, mir auf mein untertäniges Anhalten und Bitten gnädig zugelassen hat, daß ich für mich und meine Erben eine Mahlmühle mit einem Gang an dem Wasserfall der Freis, genannt auf dem Asweiler Teich, bei dem Brunkenpfehl zwischen Asweiler und Steegen in dem Amt Nohfelden gelegen, auf meine Kosten aufrichten und bauen möge, vermög eines Erbbestandsbriefes, so ich von Sr. F. G. (Seiner Fürstlichen Gnaden) in Händen habe, von Wort zu Wort also lautend: Wir Johannes, von Gottes Gnaden: Inseratur ad verbum.

Hierauf verspreche ich mit meinen oben genannten Bürgen, dem allem, was diese Bestandnis ausweist, getreulich nachzukommen und zu geloben, dawider nichts zu tun noch schaffen, in keinerlei Form, alles getreulich und ohne Gefahr. Dessen zu Urkund haben wir samt und sonders, Beständer und Bürgen, mit Fleiß gebeten und erbeten, daß die Ehrsamen, Schultheiß und Gericht zu Wolfersweiler, daß sie ihr Gerichtssiegel an diesen Brief tun. Dieses auf geschene Bitte getan zu haben, bekennen wir Schultheiß und Gericht hiermit und alles dasjenige, so hierinnen geschrieben steht, kräftig zu besorgen geben. Solches

ist geschehen auf Jahr und Tag wie oben geschriebener Bestandsbrief ausweist.“

Der erste Beständer Heinrich Schwarz von Lichtenberg kam anscheinend nicht auf seine Rechnung, denn bereits 1604 wird als neuer Besitzer und Beständer Hans Becker, Bäcker und Wirt aus Wolfersweiler, genannt, dessen Pacht auf jährlich drei Malter Frucht, halb Korn, halb Hafer, herabgesetzt war. Die Mühle hatte keine gebannten, noch beständigen Mahlgäste, doch ließen die Asweiler und Eitzweiler darauf mahlen. Im Jahre 1627 war Bast Palm Beständer der Mühle auf dem Asweiler Teich, der nach seinem Bestandsbrief eine jährliche Pacht von fünf Malter Frucht abgeben mußte. 1646 ist die Mühle ganz „niedergefallen“ und gehörte, da sie erblich verliehen gewesen, der Tochter Barbara des Bast Palm, die damals ungefähr 20 Jahre alt war und sich in die Fremde, in die Niederlande, begeben hatte. Die Mühle lag nunmehr, wie alle Betriebe in der Nachkriegszeit, darnieder und wurde erst im Jahre 1696 von dem Gemeinmann Martin Cunz aus Gimweiler in Erbbestand genommen. Dessen Vater, Christmann Cunz aus Gimweiler, war Förster und Stückelgutsbesitzer in Gimweiler und hatte in früheren Jahren eine Mühle „uff der Traun“ betrieben. Aus einer Beschreibung der damals neuerbauten Mühle ergibt sich, daß sie in gutem Stande war. Sie führte ein überschlächtiges Rad, ganz ohne angehängten Trilles (?) noch Aalkoben oder Kasten. Sie konnte das ganze Jahr mahlen, ohne in großer Kälte stillzuhalten, und fängt das Wasser im offenen Bach mittelst eines Faschinenwehrs und führte dasselbe durch einen 550 Schritt langen oberen Teich und einen 60 Schritt langen unteren Graben. Die Pacht wurde bei der neuen Bestandsbrief auf 1 Gulden Geld, 2 Malter Korn und 1 Malter Hafer erhöht. Dafür wurden aber die Untertanen von Asweiler zu dieser Mühle als Banngäste geschlagen. Die Mühle konnte 30 Mahlgäste jahraus, jahrein bedienen, wenn ein jeder 10 bis 12 Malter, halb Korn, halb Hafer, mahlen läßt. Als Zubehör zur Mühle werden Stallung und Scheune, ein klein Stücklein Wiese innerhalb des Hofgerings und ein Stück Wiese unfern der Mühle angegeben. Das Ganze hatte einen Flächeninhalt von 1 Morgen 33 Ruten. Gleichwie im ganzen Amt wurde als Molter ein Sechzehntel Teil von altersher erhoben. Die Mühlsteine stammten von Fockenrech und Hirstein.

Martin Cunz aus Gimweiler hatte die Mühle für seinen Schwiegersohn Hans Michel Küntzer aus Asweiler erbaut, der am 20. 1. 1688 seine Tochter Anna Margarethe Cunz geheiratet hatte. Michel Küntzer starb bereits im Jahre 1702 auf der Stegenmühle, und der Erbbestand ging auf seinen Sohn Nickel über, dessen Sohn Nickel sie im Jahre 1744 übernahm, so daß sie drei Generationen im Besitz der Familie Küntzer verblieb. Am 26. September 1755 heiratete Johann Wendel Seibert aus Eitzweiler Margarethe Küntzer, die Tochter des vorstehend genannten damals schon verstorbenen Nickel Küntzer. Die Mühle blieb nunmehr vier Generationen im Besitz der Familie Seibert, bis am 23. August 1879 Caroline Seibert den Landwirt und Müller Ludwig Sieber aus Hauipersweiler heiratete. Seitdem ist diese Familie im Besitz des Mühlenbetriebes der ehemaligen Stegenmühle.

An baulichen Veränderungen sind zwei Ereignisse bemerkenswert: Die Mühle wurde im Jahre 1840 (Mitteilung des Besitzers) an der heutigen Stelle neu aufgebaut. Der alte Mühlengraben, ungefähr 60 Meter unterhalb des jetzigen Mühlenteiches, ist heute noch sichtbar. Die Verlegung wurde notwendig, damit das Gefälle stärker wurde. Zu Anfang dieses Jahrhunderts erfolgte eine wesentliche Vergrößerung des Hausanwesens durch Aufbau eines zweiten Stockwerkes.

Die Mühle ist heute noch in Betrieb und mit den neuesten Einrichtungen versehen, doch wird auch jetzt noch zeitweilig zu bestimmten Zwecken die Wasserkraft ausgenützt.

Staatsarchiv Speyer: Zweibrücken I Nr. 295.

Grenzfestsetzung im staatlichen Buchwald *Streit zwischen der pfalz-zweibrückischen Herrschaft und der Gemeinde Walhausen*

VON EMIL LUDWIG SEIBERT †

In dem Heimatbuch des Kreises St. Wendel 1950 wurde von dem Verfasser dieser Zeilen unter dem Titel „Der wilde Jäger vom Buchwald“ nach der Überlieferung dargestellt, wie es bei der Grenzfeststellung des Buchwaldes auf der Walhauser Seite zu einer Revolte gegen den mit der Absteinerung der Grenze beauftragten Förster Johann Martin Koetz aus Wolfersweiler gekommen ist. Nach der Sage soll der herrschaftliche Förster Koetz die Grenze des Buchwaldes, die früher über das „Höchste“ ging, an den Rand des Waldes verlegt haben, so daß die Gemeinde Walhausen in ihrem Besitzstande schwer geschädigt wurde.

Über die tatsächlichen Vorgänge, die diesen Ereignissen zugrunde liegen, ist im Staatsarchiv in Koblenz ein Aktenstück vorhanden, das die Bezeichnung führt: Acta, den zwischen der Fürstlichen Waldkommission und der Gemeinde Walhausen strittigen Distrikt am Buchwald.

Nach dem 30jährigen Kriege dauerte es lange, bis die früher bestandenen Grenzen zwischen den Landbesitzern wieder festgesetzt waren, und es stellte sich heraus, daß im Laufe der Jahrzehnte manche Veränderung der Banngrenzen vor sich gegangen war. Schritt für Schritt mußten die Eigentumsverhältnisse klargelegt werden, und es entstanden manche Streitigkeiten zwischen den Besitzern der aneinandergrenzenden Felder und Waldungen. Die erste Vermessung, „Renovation“ genannt, wurde im Jahre 1695 vorgenommen und im Jahre 1725 verbessert. Von der Regierung wurde ein Renovator in die Gegend geschickt, von dem die Grenzen neu festgelegt wurden und anhand der Überlieferung die neuen Grenzen bestimmt und die vermessenen Grundstücke in Lagerbüchern verzeichnet. So kam es, daß der Distrikt Bruderborn, 56 Morgen groß, nach der Walhauser Seite von der Kirchen-, Bruder- und Brandwies umschlossen, bei der Vermessung durch den Renovator Mahrt aus Wolfersweiler im Jahre 1725 der Gemeinde Walhausen zugeschrieben wurde, obgleich dieser Bezirk, wie die Fürstliche Waldkommission bei den späteren Verhandlungen aufs bestimmteste behauptete, zu dem herrschaftlichen Buchwalde gehörte.

Mit diesem Distrikt Bruderborn hatte es eine besondere Bewandnis. Er war ursprünglich Hochwald und wurde bei dem in den 1720er Jahren neu auflebenden Kupferbergbau den im Erzbergwerk bei Walhausen beschäftigten Bergleuten als Wohnsitz zugewiesen. Während in der Heimatgeschichte von Birkenfeld von Professor Dr. Baldes (S. 409) als Wohnbezirk hauptsächlich der Distrikt Allerbach bei dem heutigen Türkismühle angegeben ist, wohnten die Bergleute, wenigstens soweit sie in dem Kupferbergwerk in Walhausen beschäftigt waren, geschlossen in dem strittigen Bruderborn. Sie hausten in 40 Baracken und hatten sich dort ihre Gärten angelegt. Der Hochwald war abgeholt und in Meilern zu Holzkohle für die Schmelze in Nohfelden verwandt worden.

Die Grenzstreitigkeit kam zum Ausbruch, als zu Anfang der 1760er Jahre die herrschaftlichen Waldungen umgrenzt und abgesteint werden sollten. Hierüber hatte der Forstschreiber Heinzenberg von der Fürstlichen Waldkommission am 24. 12. 1762 einen eingehenden Bericht an die Regierung in Zweibrücken erstattet. Im Beisein der Vertreter der Gemeinde Walhausen, des Gemeindevorstehers Johannes Loch und der Beisitzer Nickel Leissmann, Jakob Kohl, Jakob Seibert und Jakob Schweig war der strittige Bezirk in Augenschein genommen und hierbei der Standpunkt der Regierung wie folgt begründet worden: Die natürliche Lage des Buchwaldes und des Distrikts, so die Walhauser sich zu-

Stammtafel

Stammvater

1. Steininger Johann, Schreiner in Limburg a. d. Lahn.
oo Anna Gertrudis Kühlmann, Tochter des Schreiners Friedrich Kühlmann.
— 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts —

I. Generation

2. Steininger Johann Friedrich, geb. 7. 2. 1677 zu Limburg a. d. L.
oo 28. 4. 1705 zu Hersburg Anna Maria Ludin, Tochter des Hochgräflichen Leiningen'schen Jägers Ludi. Die Ehe wurde eingesegnet durch den evangelischen Pfarrer Zacharias Leopold.
Im Jahre 1701 war er zu Zweibrücken in schwedischen Kriegsdienst eingetreten. In einer Kompagnie zu Fuß diente er unter dem Hauptmann Johann de Puhl 21 Monate als Musketier und 42 Monate als Gefreiter. Von 1712—1718 war er „Feldwaibel“ im Schwed. Regiment „Baron von Strahlenheim“ unter dem Obrist Johann Christian von Schultz, der ihn am 21. März 1718 verabschiedete. Er ließ sich in St. Wendel nieder, erwarb hier das Bürgerrecht, nachdem er zur kath. Kirche übergetreten war, und übte das Schreinerhandwerk aus, das er in seiner Jugend erlernt hatte.

II. Generation

(Sohn von 2)

3. Steininger Friedrich, geboren um 1706, oo vor 1726.
Bei Eintragung der Geburt des Sohnes (4) im Kirchenbuch St. Wendel ist die Mutter nur mit dem Vornamen Margaretha angegeben.
Friedrich St. war Schreiner. Als 1741 die Turmuhr der Wendalinuskirche erneuert wurde, stellte er das Uhrgehäuse her.

III. Generation

(Sohn von 3)

4. Steininger Johann, Schreiner, geb. 3. 8. 1726, † 24. 2. 1776.
oo 28. 4. 1751 Barbara Laux (geb. 6. 4. 1723, † 20. 2. 1784), Tochter des Hochgerichtsschöffen und Spezialeinnehmers Johannes Laux u. d. Maria Magdalena geb. Fornont.
Die Mutter des Joh. St. lebte in seinem Haushalt und starb am 15. 4. 1757.

IV. Generation

(5—9 Kinder von 4)

5. Steininger Maria Elisabeth, geb. 9. 2. 1752, blieb unverheiratet, † 27. 9. 1794.
6. Steininger Johann, geb. 25. 12. 1754, † 11. 6. 1828.
Schreiner, Bauinspektor, Kirchenrechner.
oo 10. 1. 1780 Anna Maria Becker (geb. 5. 2. 1758, † 2. 1. 1830), Tochter des St. Wendeler Gerbers Matthias Becker u. d. Elisabeth geb. Knoll.
Joh. St. erbaute das Rathaus am Fruchtmarkt nach einem Plane des pfalz-zweibrückischen Baudirektors Friedrich Gerhard Wahl; 1803 vollendet.
7. Steininger Nicolaus, geb. 12. 11. 1757 (sein Taufpate war der Wollweber Nikolaus Adami, der auch der Taufpate des Malers Nikolaus Lauer war).
Er verließ früh das Elternhaus und schloß sich einer umherziehenden Theatertruppe an, welche er aber bald verließ. In den Niederlanden trat er in das kaiserliche Heer ein und diente bei einer österreichischen Truppe. Er kam nach Ungarn und wurde in einem Militärlazarett zum Feldscher ausgebildet. Nach Ausscheiden aus dem Militärdienst konnte er sich infolge seiner durch Aufmerksamkeit und Fleiß erworbenen Kenntnisse um 1780 in seiner Vater-

stadt St. Wendel als Feldscher (Wundarzt) niederlassen. 1786 leistete er den Bürgereid. In einem Schreiben v. 10. 6. 1788 nennt er sich „Amts Chirurgus et Medicinae practicus“ und in der französischen Zeit „officier de santé“.

oo 4. 1. 1789 Elisabeth Wassenich (geb. 28. 10. 1767, † 9. 6. 1841), Tochter des Johann Wassenich, Hochgerichtsschöffe, Gastwirt „Zum Lamm“, Besitzer der Niederweiler Mühle, und dessen Ehefrau Margaretha geb. Baltes aus Urweiler. Trauzeugen waren der Krämer Philipp Jakob Cetto und der Waisen-vogteischreiber und Hochgerichtsschöffe Franz Sieglohr.

Als der Besitzer des alten Freihofes der Leyser von Lambsheim (heute Tapetenhaus Angel) am Fruchtmarkt, der Hochgerichtsschöffe und Rotgerber Johannes Knoll, am 24. 4. 1791 gestorben war, kaufte der Amtschirurg Nikolaus Steininger das Anwesen und richtete hier für seine Familie das Heim ein.

Nikolaus St. starb am 29. 3. 1810.

8. Steininger Magdalena, geb. 6. 2. 1761, † 29. 7. 1769, 8 Jahre alt.
9. Steininger Michael, geb. 1. 11. 1764, † 18. 9. 1766, nicht ganz 2 Jahre alt.

V. Generation

(10—16 Kinder von 6; 17—23 Kinder von 7)

10. Steininger Maria Elisabeth, geb. 19. 11. 1780, † 26. 3. 1828.
oo 1. Ehe 20. 9. 1808 Johann Engel, von Beruf Drechsler, aus Breiten.
oo 2. Ehe 1. 2. 1816 Philipp Ost, Schneider, aus Baltersweiler.
11. Steininger Johann, geb. 20. 8. 1782, † 13. 8. 1826.
Schreiner, führte auch eine Buchhandlung und ein Devotionaliengeschäft in der Hospitalstraße 21.
oo 17. 10. 1808 Katharina Weißmüller, Tochter des Jägers und Waldaufsehers Joh. Weißmüller und Anna Maria Pandenburg aus Britten.
12. Steininger Anna Maria, geb. 9. 3. 1785, † im Alter von 2 Jahren.
13. Steininger Anna Barbara, geb. 19. 10. 1788.
oo 21. 9. 1818 Jodocus Leyendecker, Schreiner, in St. Wendel. Er war ein Sohn des Schreiners Matth. L. aus Niederemmel.
14. Steininger Anna Maria, geb. 3. 1. 1791, † 1794, im 3. Lebensjahr.
15. Steininger Josef, geb. 13. 7. 1793, † 1799, im 6. Lebensjahr.
16. Steininger Katharina, geb. 18. 4. 1799, † 8. 2. 1871.
oo 21. 1. 1819 Anton Weißgerber, Büchsenmacher und Stadtrat.
Zwei schöne Pastellporträts dieses Ehepaares, gemalt von Joseph Tosetti, einem Schüler von Nikolaus Lauer, befinden sich im Besitz der Familie Ehl.
17. Steininger Anna Maria, geb. 23. 10. 1789, † 2. 3. 1879.
oo 13. 6. 1809 Peter Keller, Rotgerber und Bierbrauer, Wirt zum „rothen Haus“, geb. 17. 10. 1788, einziger Sohn der Eheleute Nikolaus Keller und Elisabeth Becker.
Aus dieser Ehe gingen u. a. der Kaufmann Richard Keller (geb. 1811), der St. Wendeler Notar Johann Keller (geb. 1816) und der Bierbrauer und Wirt Nikolaus Keller in St. Wendel hervor.
Richard Keller heiratete am 21. 11. 1842 Johanna Rosa Machry (geb. 4. 6. 1817 in Boppard), Tochter des Arztes Dr. Joh. Machry, welcher 1823 in St. W. starb. 1867 nahm Richard K. von Bordeaux aus seinen Weg nach den franz. Kolonien am Senegal. Nach und nach zog er eine Reihe Anverwandter und anderer junger St. Wendeler nach, die in den Faktoreien von Bafing bis zur Casamance den deutschen Namen zu Ehren brachten. —
Johann Keller heiratete am 10. 10. 1848 Laura Marg. Jochem, Tochter des St. Wendeler Oberbürgermeisters Conrad Jochem. —

Nikolaus Keller heiratete 1852 Amanda Emma Julia Riegel, Tochter des Apothekers Louis Riegel, in St. Wendel.

18. Steininger Richard Maria, geb. 3. 3. 1792 (sein Taufpate war der kurtrierische Amtmann Richard Gatterman in St. Wendel).

Er besuchte die Secundarschule in Trier und trat dann in das Priesterseminar ein, an dem er sich 1811 den Grad eines Bachelier en lettres erwarb. Am 11. März 1815 wurde er von Bischof Carl Mannay in der Pfarrkirche St. Johann, Saarbrücken, zum Priester geweiht. Schon am 1. Oktober des gleichen Jahres wurde er wegen seiner glänzenden Geistesgaben zum Professor der Exegese des Neuen Testaments und zum Subregens des Priesterseminars ernannt. Am 1. Mai 1846 erfolgte seine Ernennung zum Domkapitular. Er starb infolge eines Schlaganfalles am 14. Jan. 1861 und wurde am 17. Jan. innerhalb des Kreuzganges am Dome zur Erde bestattet.

Die Trierische Volkszeitung Nr. 17 v. 20. Januar 1861 widmete dem Andenken dieses hervorragenden gelehrten und frommen Mannes einen Nekrolog, in dem seine hohen Verdienste gewürdigt wurden. Von seiner hohen Gelehrsamkeit legte der 1834 bei J. J. Lintz in Trier erschienene „Codex Sancti Simeonis, exhibens Lectionarium Ecclesiae graecae“ Zeugnis ab. Vor seinem Tode konnte er noch eine größere Arbeit, die Frucht vieljähriger Tätigkeit und Mühe, im Manuskript noch zur Vollendung bringen — eine sogenannte Kette (catena) griechischer Kirchenväter über das Evangelium des hl. Johannes. Das Hospital seiner Vaterstadt St. Wendel hatte er in seinem Testamente bedacht.

Der erwähnte Nekrolog hebt noch hervor: „Schließlich glauben wir nicht unerwähnt lassen zu dürfen, daß sein Name vor der letzten Bischofswahl im Juni 1842 in der Diözese als geeignet zu dieser hohen Würde nicht unverdient auftauchte; seinem ganzen Wesen aber entsprach es mehr, in geräuschloser Zurückgezogenheit, in anspruchsloser Abgeschlossenheit sein Leben seinem Berufe, dem Dienste Gottes, der Wissenschaft und der Milderung der Armen rückhaltlos zu widmen.“



Professor Johann Steininger
1794 — 1874

19. Steininger Johann, geb. 10. 1. 1794 (Taufpaten waren Sieglöhr Maria Elisabeth geb. Fleck, die Frau des Hochgerichtsschöffen Franz Sieglöhr, und sein Onkel Johann Steininger (6)).

Er besuchte mit einem Bruder Richard Maria von 1806—1809 die Secundarschule zu Trier. 1809 trat er in das Priesterseminar in Trier ein, wo er phi-

losophische und theologische Vorlesungen hörte. Seine Neigung galt jedoch der Physik und Mathematik. 1813 trat er aus dem Seminar aus und ging nach Paris, wo damals Arago als Leuchte der Naturwissenschaften an der polytechnischen Schule glänzte. 1815 wurde er, kaum 21 Jahre alt, am Gymnasium zu Trier als Lehrer der Mathematik und Physik angestellt. 1848 wurde er Professor. 41 Jahre gehörte er dem Lehrkörper des Trierer Gymnasiums an, bis ihn ein Augenleiden zwang, am 1. April 1857 in den Ruhestand zu treten. Völlig erblindet, starb er am 11. Oktober 1874 zu Trier.

Durch seine vielseitigen Forschungen und zahlreichen Veröffentlichungen hat er sich in der Gelehrtenwelt einen mit Achtung genannten Namen erworben.

Der Chronist der Gesellschaft für nützliche Forschungen zu Trier nennt ihn als wissenschaftlich bedeutendsten Namen, dessen sich die Gesellschaft zu rühmen habe.

Das wissenschaftliche Werk Johannes Steiningers besteht aus über 20 Veröffentlichungen aus den Gebieten der Geologie, Botanik, Geschichte und Philosophie:

1. Die erloschenen Vulkane in der Eifel und am Niederrhein — 1820 —
 2. Geognostische Studien am Mittelrhein — 1819 —
 3. Neue Beiträge zur Geschichte der rheinischen Vulkane — 1821 —
 4. Gebirgskarte der Länder zwischen dem Rheine und der Maas — 1822 —
 5. Die erloschenen Vulkane in Südfrankreich — 1823 —
 6. Bemerkungen über die Eifel und die Auvergne — 1824 bei Kupferberg, Mainz —
 7. Essai d'une Description geognostique du grand-duché de Luxembourg — Bruxelles 1828 —
 8. Über die Versteinerungen, welche in dem Übergangskalkgebirge der Eifel gefunden worden — Trier 1831 —
 9. Aufsätze über einige Gegenstände aus dem Gebiete der Physik — Trier 1835 —
 10. Geognostische Beschreibungen des Landes zwischen der unteren Saar und dem Rhein — Trier 1840 —
 11. Nachträge zu geognostischen Beschreibungen — 1841
 12. Die Ruinen am Althore zu Trier — Trier 1835 —
 13. Bemerkungen zur Geschichte des Domes zu Trier — Trier 1839 —
 14. Geschichte der Treverer unter der Herrschaft der Römer — Trier 1845 —
 15. Trier unter der Herrschaft der Franken — 1850 —
 16. Examen critique de la philosophie allemande depuis Kant jusqu'à nos jours — Trier 1841 —
 17. Geognostische Beschreibung der Eifel mit einer Karte (1853)
Außerdem erschienen mehrere Aufsätze und Abhandlungen in Programmen und Zeitschriften.
20. Steininger Katharina, geb. 10. 6. 1796, unverheiratet, † 28. 11. 1839
21. Steininger Nikolaus, geb. 13. 2. 1799
Er hatte zuerst Pharmacie studiert und dann in Saarlouis bei Trier eine Apotheke verwaltet. Nach dem Studium der Medizin ließ er sich in St. Wendel als prakt. Arzt nieder.
Am 31. 8. 1826 heiratete er Helena Kirsch (geb. 17. 9. 1809), Tochter des Kaufmanns, Seilers und Wirtes Anton Kirsch und der Elisabeth geb. Ranker (aus Kübelberg)

Diese Ehe blieb kinderlos. Dr. Nik. Steininger starb am 17. 2. 1838 in St. Wendel. Seine Gattin starb am 1. 4. 1834.



Dr. Nikolaus Steininger
geb. 13. 2. 1799, gest. 17. 2. 1838
Arzt in St. Wendel
Pastell von Nikolaus Lauer

22. Steininger Elisabeth, geb. 4. 2. 1800
Sie lebte in Trier und führte den Haushalt ihres Bruders Johann (19)
23. Steininger Philipp Jakob, geb. 24. 3. 1801
studierte Philologie in Trier und wurde Lehrer am Gymnasium zu Essen. Wegen seiner Gelehrsamkeit und Fachkenntnisse berechnete er zu großen Erwartungen. Er starb in der Blüte seiner Jahre, unverheiratet.

VI. Generation (Kinder von 11)

24. Steininger Anna Maria, geb. 3. 11. 1809, † 27. 11. 1888
oo 1. Ehe am 21. 12. 1827
Franz Georg Ecker, Schreiner, aus Homburg-Pfalz, geb. 1804, gest. 5. 3. 1829
Aus dieser Ehe ging ein Sohn hervor: Franz Ecker, geb. 8. 4. 1828
oo 2. Ehe am 18. 4. 1831
Peter Dubreuil, Schreiner, Sohn des Jakob Dubreuil (aus Bar sur Aube, Frankr.) und der Elisabeth geb. Hallauer
25. Steininger Anna Barbara, geb. 20. 1. 1811, † 14. 4. 1887
oo 28. 4. 1836 Heinrich Gustav Brachetti, Schreiner, aus Sien (geb. 21. 9. 1812 in Meisenheim, † 22. 8. 1883 in Sien), Sohn des Kaufmanns und Gerichtsvollziehers Joh. Heinr. Ludwig Brachetti u. Elisabeth Marhoffer aus Meisenheim, Heinrich Gustav Brachetti gründete in St. Wendel eine Dampfschreinerei. Von acht Kindern heirateten drei Töchter in die St. Wendeler Familien Josten, Angel und Weißgerber. Der Sohn Franz Heinrich Brachetti (geb. 16. 11. 1842 in Sien) heiratete am 30. 9. 1871 Katharina Josten, Tochter des Schuhmachers Nik. Josten, in St. Wendel.

Quellen und Literatur:

Familienblätter im Stadtarchiv St. Wendel
Bettingen Jul.: Geschichte der Stadt und des Amtes St. Wendel (St. Wendel, 1865)
Bettingen Jul.: Notizen zur Geschichte der Stadt St. Wendel (Manuskript in der landeskundl. wissenschaftlichen Abteilung der Stadtbücherei Saarbrücken)

Maß- und Bann-Protokoll des Dorfes Urexweiler von 1774

VON JOHANN RIOTTE

Zur Wahrung der Grundbesitzerrechte war die Anlage eines neuen Katasterbuches anstelle des alten, ungenauen Bannbuches notwendig geworden. Eine vereidigte Kommission maß die Grundstücke der Gemarkung sorgfältig aus, zeichnete eine Karte und schrieb jedem Eigentümer sein Besitztum gerichtlich zu. Ein Exemplar erhielt das Oberamt Ottweiler, das andere die Gemeinde. Aufgrund dieser Messungen erfolgte die Abschätzung des Grundstückwertes und die Feststellung der zu entrichtenden Steuern.

Die beiden sehr ansehnlichen Bände in Schweinsleder existieren noch. Jedoch fehlt leider die Karte der Gemarkung.

Die Einleitung zu den Büchern lautet folgendermaßen:

„Nachdem von Serenissimi Regentis Hochfürstl. Durchlaucht wir Endes unterschriebene zur Renovatur-Commissarius gnädigst ernennet worden und uns der gnädigste Auftrag gegeben, das erforderliche bei der in der Herrschaft Ottweiler mit Höchstderoselben gnädigsten Befehl vorgenommenen General-Erneuerung zu besorgen; also haben wir zu dessen unterthänigster Befolgung das nachstehende Bann-Buch über das Dorf und Bann Exweiler welchen der Feldmesser Johann Philipp Schwartz, nach der ihm ertheilten Instruction, mit der zehendfußigen Ruthe, deren 250: quadrat-Ruthen auf einen Morgen gerechnet sind, aufgemessen und in eine richtige Carte gebracht, sofort die Notiz-Zettel vor jeden Besitzer der darinnen enthaltenen Häußer und Güther extrahieret und sie denen Eigenthümern zur Revision ihrer Güther zugestellet, dieselbe aber zur Adjudication nach einigen Wochen mit der Unterschrift derer Interessenten, welche die Richtigkeit attestiert, wieder gesammelt hat, auf das genaueste examiniret und nach Masgabe des Befundes jedem Eigenthümer, er sey einheimisch oder ausländisch sein Guth mit Zuziehung hierzu erwählter Experten rechtmäßig adjudiciret, sofort des Bannes kundige dem Angeben nach gewissenhafte Schätzen bestellet und verpflichtet, welche die Grundstücke nach der erkannten Qualität Sub. Lit: A. B. et C. classificiret deme vorgängig sodann das auf jede Classe zu setzende Schatzungs-Capital ausfindig gemacht und jedem Grundstück folgendes beygefügt nicht weniger aber auch die übrigen denen Interessenten zugestandenene Gerechtsame diesem Bann-Buch incorporiret worden.

Ottweiler, d. 24ten Febr. 1774

Es folgt nun das Maß- und Bannprotokoll.

Der Feldmesser Johann Philipp Schwartz leitet dasselbe mit folgenden Worten ein:

Auf Hochfürstl. Gndgstn. Befehl, bey der general Renovatur der Grafschaft Ottweiler, unter der Aufsicht des hierzu Gndgst. ernannten Commissarii Herrn Regierungs-Rath Handel mit der allhiesigen Ottweilerischen Ruthen von 100 Schuen, deren 2 500 Quadrat-Ruten auf einen Morgen gerechnet sind. Im Jahre Christi 1772 gemessen und in eine richtige Carte, worinnen sich alle Gewannen und Grundstücke befinden, gebracht, Tractusweise eingetheilet, auch also mandiret, und jeden Tractus besonders Numeriret, durch mich den hierzu verpflichteten Feldmeßer

Johann Philipp Schwartz

Aus der Grenz- und Bannbeschreibung des Dorfes Exweiler:

„Der Exweiler Bann fänget sich hinten an dem sogenannten Kasholtswald, an einem dreybännigen Stein, welcher die Dörfer Exweiler, Börschweiler und



Grenzstein mit pfalz-zweibrückischem Wappenzeichen (Oberamt Tholey)



Grenzstein mit der nassau-saarbrücker Wolfsangel

Marbingen voneinander scheidet, so Exweiler seits mit N (tatsächlich muß es aber NS = Nassau Saarbrücken heißen) und dem Wolfsangelzeichen auf der Börschweiler Seiten auch mit dem Wolfsangel und auf der Marpinger Seiten mit einem Zeichen (Wappen von Pfalz-Zweibrücken) und der Jahreszahl 1767 und ein Hoheitsstein zwischen Lothringen und Naßau ist, welcher auf der Carte mit N^o = 1 Marquiere, gleich wie alle zwischen Exweiler und Marbinger Bann befindlichen Steine bezeichnet sind.“

„Der 48. Stein ist ein „dreibänniger Stein, so Exweiler, Marbingen und Remesweiler scheidet, und auf dem sogenannten Weinhausens Köpfigen hart an der Rennstras steht, allwo Marbingen verlassen wird und Exweiler anstößig wird mit Remmesweiler.“ Die Steine auf Exweiler Seite tragen die Buchstaben EW und auf der Seite nach Remmesweiler die Buchstaben RW. Sie tragen die Jahreszahl 1763. Sodann grenzt der Exweiler Bann an die Gemarkung Mainzweiler. Die Steine tragen die Buchstaben EW und MW und sind ebenfalls 1763 errichtet worden.

Weiter grenzt Exweiler an die Bänne von Hirzweiler, Wustweiler, Dirmingen und Berschweiler. Diese Steine tragen nur die Anfangsbuchstaben der Ortschaften und sind im Jahre 1772 errichtet worden.

Das Flurbuch ist in Trakte und diese wieder in Fluren aufgeteilt. Es gibt an: den Besitzer, die Größe des Grundstückes in Morgen und Ruthen, die Lage desselben, seine Einstufung in Klassen 1—4 und das Schätzungskapital in fl. (Florin = Gulden), alb. und pf.

Auszüge aus dem Flurbuch:

„Tractus 1 Nr. 1 Die Evangelisch-Lutherischen zu Exweiler: Kirchhof mit Kirchenplatz. NB. Die Catholischen zu Exweiler haben das Recht, ihre Toten auf diesem Kirchhof zu begraben.

Tractus 1 Nr. 63 Hofgering im Dorf. In diesem hofgering liegt der gemeine Brunnen, welcher von dem besitzer auf Keine Art verändert werden darf.

Tractus 1 Nr. 105 In diesem Hof ist der gemeine Brunnen. NB. Die Hofgeringe Nr. 101, 102, 103 und 104 sind mit fahrten, Viehtriften, und dergleichen von denen besitzern gemeinschaftlich zu benutzen.

Tractus 1 Nr. 192—197 Kirche, Pfarrhaus und Garten. Kauf am 8. April 1775. Tractus 2 Nr. 77—78 In diesem ist ein Brunnen, worauf der Nachbar berechtigt ist, Wasser zu holen.

Tractus Nr. 4. Nr. 97 Unbrauchbar am alten Schloß, der alte Schloßplatz.

Tractus 8 Nr. 4 ein Dungweg, nur zu benutzen, wenn das Ackerland auf der Legwies besamt wird.“

Der Illbach, der Sultzbach und der Bach in den Weyerwiesen gehören der Gnädigsten Herrschaft. Nur der Mühlengraben bey der Sultzbach ist Erbbestand. 1774 gehörte er einem Jakob Huber, Müller.

Die Wege gehören der Gemeinde.

Viele Namen von Besitzern sind in dem Flurbuch gleichlautend. Zur Unterscheidung werden oft auch die Beinamen gebraucht; z. B. der Alte, der Junge, Fuchse, Dörre, Lipse, Klosen, Fürst.

Welche Namen existierten 1774 von Landbesitzern in Urexweiler?

Brehm, Brück, Brücken, Bauer, Brunder, Bettinger, Barz, Baltens, Baumstümler
 Chariot
 Dentzer, Dörrenbächer, Dörr, Derr
 Eißemann, Fuchs
 Grob, Groß, Gebenn, Georg, Gard
 Huber, Hintzberger, Haben, Holtzer, Hermann, Hülz, Haubenthal
 Jochum, Jochem
 Kurtz, Klär, Kunzen, Klos, Klein, Keßler, Klemann, Krebs, Klosen, Kirsch,
 Krämer, König, Kammer, Kiefer
 Lorenz, L'hoste, Löbach, Littard
 Manging, Mohr, Müller, Mele, Meisberger, Mailänder, Morgenthal, Marck, Reck-
 tenwald, Reiß, Rohner, Ritter, Rauch
 Six, Schwendling (auch ohne g), Schmitten, Schank, Schmid, Schwarz, Schnur,
 Schledorn, Schorr, Schäfer, Schömer, Starck, Strickers, Staub, Spinnweber,
 Steiner
 Trenz
 Ulrich
 Wilhelm, Weisenbach, Welder, Wagner
 Zimmer, Zewe, Ziegler

Aus „Waldlieder“ von Gottfried Keller

Schlanken Riesenkindern gleich
 Stehn sie da im Bunde,
 Jedes erbt ein kleines Reich
 Auf dem grünen Grunde.
 Aber oben eng verwebt,
 Eine Bürgerkrone,
 Die Genossenschaft erhebt
 Stolz zum Sonnenthrone.
 Wenn ein Stamm im Sturme bricht,
 Halten ihn die Brüder,
 Und er sinkt zur Erde nicht,
 Schwebend hängt er nieder.

Das Oberamt Schaumburg unter zweibrückischer Herrschaft

VON ALBERT ZINK

Am Ende des 18. Jahrhunderts war es zwischen Frankreich und dem Herzogtum Pfalz-Zweibrücken zu Verhandlungen gekommen, die am 3. April 1783 zur Abtretung der lothringischen Enklaven Hoppstädten, Freisen, Weierbach und Dreiweiler an Zweibrücken führten. Vier Jahre später, am 6. Januar 1787, erhielt Zweibrücken auch das Oberamt Schaumburg mit den Kirchspielen Tholey, Bliessen, Marpingen, Exweiler, Scheuern, Limbach, Bettingen und Eppelborn mit 6 101 Einwohnern. Dafür trat Zweibrücken an Frankreich die Ämter Wegelnburg und Catharinenburg ab, deren Orte teils auf pfälzischem, teils auf französischem Boden liegen.

Aus verschiedenen Gründen waren die beiden Partner zu diesem Tauschgeschäft gekommen. Zweibrücken hatte die elsässischen Enklaven aufgegeben, weil es die Hauptmasse seines alten Besitzes, der als ein geschlossenes Ganzes von Zweibrücken über Kusel bis nach Nohfelden reichte, vermehren und abrunden konnte. Frankreich folgte einem alten Drange und verlegte an der Queichlinie seine Grenzen weiter nach Norden und verstärkte sie in ihrem strategischen Wert. Zweibrücken vermochte sich diesem Vorgehen nicht zu verschließen, da andere Teile seiner Herrschaft unter französischer Souveränität standen.

Pfalz-Zweibrücken konnte aus diesen Abmachungen keinen Nutzen ziehen. 1793 war das Oberamt Schaumburg von den französischen Revolutionstruppen besetzt und alle politischen Grenzen durch die spätere Annexion des linken Rheinuferes beseitigt worden.

Schon gleich nach der Übernahme des Amtes Schaumburg ließ sich Herzog Karl II. August über die wirtschaftlichen Verhältnisse des neuen Besitzes unterrichten. Da sie unbefriedigt waren, entschloß er sich, sie nach einem am 1. Juli 1787 aufgestellten Plan zu verbessern.

1. Die Bevölkerung wird durch den Zuzug von Fremden vermehrt. Nach ihrer Niederlassung genießen sie sechs Jahre lang die Personalfreiheit und andere Erleichterungen.

Notwendig sind die Annahme eines Oberamtsphysikus (Oberamtsarzt), eines Chirurgen, eines Apothekers und die Verbesserung des Hebammenwesens. Die Schulen sind in einem schlechten Zustand und bedürfen der Förderung.

In Tholey fehlen einige gute Gastwirte, ein Bierbrauer, ein Sattler, ein Schlosser, ein geschickter Wagner, ein Glaser, mehrere gute Maurer und Zimmerleute. Das Zunftwesen ist neu einzurichten.

2. Landbau und Viehzucht sind „mit den besten Mitteln“ zu verbessern. Alle Gemeinden des Oberamtes haben einen Herdfasl anzuschaffen. Den unbemittelten Gemeinden werden im kommenden Jahr sechs Faseltiere geschenkt. Die übrigen Gemeinden erhalten für die Anschaffungen von Faseln auf vier Jahre ein zinsfreies Darlehen.

Die übliche „Stückelteilung“ wird ohne jeden Zwang aufgehoben. Die Bauern müssen durch Zureden vom Wert einer besseren Wirtschaftsweise überzeugt werden.

3. Die zwischen Bettingen und Außen von Trier nach dem oberen Saarstrand führende Straße wird durch eine Brücke über die Brems verbessert und im Winter fahrbar gemacht. Zum Brückenbau werden die Untertanen herangezogen.

Der zweibrückische Chausseekommissar Wahl erhält den Auftrag, die Pläne zu entwerfen und die Kosten zu berechnen. Die Baukosten werden von der Regierung vorgeschossen.

In Tholey wird ein Jahrmarkt eingerichtet und mit allen Freiheiten ausgestattet. Mit dem Jahrmarkt soll den Birkenfelder Viehmärkten Konkurrenz geboten werden. Zur Förderung der Industrie sollen vor allem Wolle verarbeitende Fabrikanten zur Niederlassung veranlaßt werden.

Dieser Arbeitsplan ging sowohl an die Zweibrücker Rentkammer wie auch an Amtmann Moser, den Leiter des Oberamtes Schaumburg. Als besonders dringlich erschien ihm die Renovierung (Vermessung) des ganzen Oberamtes. Er hoffte, mit dem Peräquator (Geometer) Roehn und einem anderen tauglichen Geometer sofort zwei Dorfbänne zu vermessen. Mit einer größeren Zahl von Landmessern sei es möglich, unter der Aufsicht des Geometers Fritschen in kurzer Zeit das ganze Oberamt zu renovieren.

Am 3. Juli 1787 wurde die Oberamtsverwaltung aufgefordert, sich zu diesen Vorschlägen zu äußern und die folgenden Fragen zu beantworten: Ist dort der Unterschied zwischen Gemeinleuten und Beisassen bekannt, ist ein Einzugs-geld üblich, wo sollen die Mittel für die Gehälter des Amtsarztes, des Chirurgen und der Hebammen hergenommen werden, welche Zünfte sind einzuführen und was ist unter dem 1760 aufgehobenen „Corps de metier“ zu verstehen? Der angeforderte Bericht und die Antwort auf die obigen Fragen liegen leider nicht vor.

Andere Aktenstücke berichten über das Vorkommen von Röteln, Walkererde und Holzkohle, das die Aufmerksamkeit der zweibrückischen Beamten erregte. 1791 erinnerte Georg Backes aus Osenbach an die auf dem Bann von Linden in dem Distrikt Nauenwald, auch Rötelngruben genannt, gelegenen verfallenen Rötelngruben, die dem Augenschein nach in alten Zeiten, vermutlich wegen des damals geringen Preises des Rötels, aufgegeben worden waren. Backes war bereit, die Gruben auf seine Kosten wieder aufzuräumen, da sich die Absatzverhältnisse gebessert hatten. Er bat um die Genehmigung, dort 12 Jahre lang nach Röteln zu graben, um ihn außer Landes zu verkaufen.

Amtmann Moser wußte bereits, daß auf den Bännen von Bliessen und Linden aufgelassene Rötelngruben vorhanden waren. Niemand konnte aber sagen, warum sie stillgelegt wurden und ob die frühere Herrschaft oder die Abtei Tholey Einkünfte aus den Gruben gezogen hätten. Den „Papieren“ der Abtei sei zu entnehmen, daß das Kloster von Rötelngruben zu Grügelborn den Zehnten erhalten hätte. Verschiedene Umstände ließen vermuten, daß die Schaumburger Bauern in früheren Zeiten, ohne behördliche Erlaubnis und ohne etwas dafür an die Herrschaft abzuliefern, auf ihrem Eigentum nach Röteln gegraben hätten. Wegen des geringen Preises hätte der Landesherr das Röteln- und Walkererdgraben stillschweigend geduldet.

Moser kannte Backes als fleißigen und begüterten Mann, der sich mit einigen Bauern dem Rötelngraben widmete. Moser schlägt vor, ihm einen Schurfschein auszustellen. Wegen des Absatzes soll er sich einer in Tholey bestehenden Gesellschaft anschließen und an die herzogliche Rezeptur vom Kaufpreis (2 Gulden pro Zentner) den Zehnten entrichten.

Moser empfiehlt die Förderung des Rötelnvorkommens, das wohl in Jahrhunderten nicht abgebaut werden könne. Jetzt schon ernährten sich mehrere Familien vom Rötelngraben, und für andere Bauern sei es ein einträgliches Nebengeschäft.

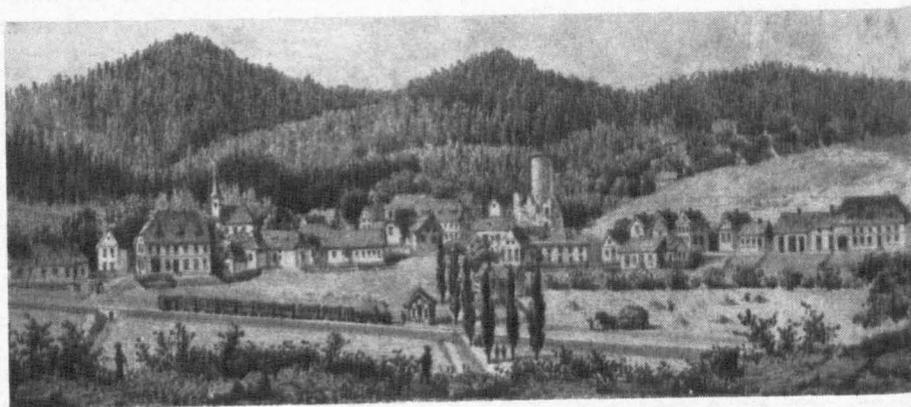
Zur Verbesserung des Nahrungsstandes der Einwohner machte Moser am 26. September die zweibrückische Behörde auch auf die sogenannte Holz- oder taube Kohle (lignum fossile bituminosum) aufmerksam, die „in einem tiefen

Graben neben dem Bauerstall“ auf dem Bann von Bliesen in großen Klötzen und Scheiten herumlagen. Sie schienen der Fichte ähnlich zu sein.

Moser schickte mehrere Stücke nach Zweibrücken. Außerdem kamen noch ein Wagen voll an den Oberjäger Schugens auf dem Schloß Karlsberg und noch einmal einige Körbe voll nach Zweibrücken. Der zweibrückische Bergdirektor Günther in Obermoschel wurde beauftragt, den Fundplatz zu besichtigen und zu berichten, wie diese Fossilien am besten verwertet werden könnten.

Mehr verraten unsere Quellen nicht. Sie haben aber gezeigt, daß sich die zweibrückische Regierung eifrig bemühte, die wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes um den Schaumberg zum Wohl der Bevölkerung zu verbessern. Niemand konnte aber ahnen, daß schon nach kurzer Zeit die zweibrückischen Spuren verweht sein würden und das Oberamt Schaumburg an Frankreich zurückfallen werde.

(Staatsarchiv Speyer: Zweibrücken III Nr. 3290 und 3390.)



Nohfelden 1865

Nach der Natur gezeichnet von Daniel Rausch, lithogr. v. Borchel

Zu dem freundlichen Ort gesellt sich die Romantik des alten Schloßturmes. † Selbstbewußt ragt dieser Turm empor, das Dorfbild beherrschend. † Mit ihm steigt Glanz und Blüte, aber auch Not und Verfall einer vergangenen Zeit herauf.

Sinnbild des Zeitwandels!

Eine topographische Kundfahrt durch die sachsen-coburgischen Lande im Jahr 1816

VON ALBERT ZINK

Nach den Beschlüssen des Wiener Kongresses (1814—1815) war Preußen bis an den Rhein und weit darüber hinaus an die deutsche Westgrenze gewachsen. Auf Grund einer Akte vom 9. Juni 1815 gelang es der antipreußischen Politik des österreichischen Staatskanzlers Metternich, aus dem in der Franzosenzeit geschaffenen Saardepartement Teile der Kantone St. Wendel, Baumholder, Kusel, Grumbach, Tholey und Ottweiler auszuschneiden, um die politisch und militärisch wichtige Paßstraße für Preußen in ihrem Wert herabzumindern. Ein frivoles Spiel, das Preußen erst durchschaute, als nichts mehr zu ändern war.

Am 9. September 1816 wurden die Bewohner dieses Gebietes ihrer Untertanenpflichten gegenüber Preußen entbunden. Das um St. Wendel gelegene Land erhielt der Herzog von Sachsen-Coburg-Saalfeld als Entschädigung für seine Verdienste in den Befreiungskriegen, ein Gebiet, von dem er wohl nicht wußte, wo es gelegen war. Ohne Rücksicht auf die geschichtliche Entwicklung und die jahrhundertealten Bindungen der Menschen auf beiden Seiten der Blies war ein Staatsgebilde zusammengeflickt worden, dessen der neue Landesherr trotz der höfisch kultivierten Sphäre in der Hauptstadt St. Wendel nicht froh werden konnte. Auch die am 24. Februar 1819 erfolgte Ausstaffierung des Ländchens mit dem klingenden, nur zum Teil berechtigten Namen „Fürstentum Lichtenberg“ konnte das nicht ändern.

Am 11. September 1816 nahm Coburg den Landzuwachs in Besitz. Um bei der Wahrheit zu bleiben: Coburg wollte ihn gar nicht, man hatte ihn ihm geradezu aufgedrängt. Es wäre ihm viel lieber gewesen, wenn es mit einer solchen Gabe drüben in Mitteldeutschland zur Abrundung und Vergrößerung des Stammlandes entlohnt worden wäre. Sei dem, wie ihm wolle! Die Klugheit der Wiener Diplomaten hatte so entschieden, und dabei war es geblieben.

In St. Wendel ließ sich eine sachsen-coburgische Kommission nieder, bestehend aus einem Herrn von Ingersleben, Obristleutnant und Kammerherr Emil von Coburg und Regierungsrat Friedrich Eusebius Lotz.

Man hätte ihnen nichts Besseres empfehlen können als das, was sie von sich aus taten. Am 21. September 1816 machten sich unter der sachkundigen Führung des St. Wendeler Bürgermeisters Cetto Emil von Coburg und der erste Richter des Landgerichts St. Wendel, Heinrich August Göbel, auf, wenigstens einen Teil des neuen Besitzes, die Kantone Baumholder und Grumbach, kennenzulernen.

Über die Begegnung mit Land und Leuten schrieb Göbel einen im Stadtarchiv Baumholder verwahrten, nicht signierten Bericht, der einer Topographie gleichkommt und den wir hier im Wortlaut folgen lassen:

„St. Wendel, den 25. September 1816.

Um eine vorläufige Kenntnis von dem dem Herzog von Sachsen-Coburg überwiesenen Land im ehemaligen Saardepartement und dessen Bewohnern zu erlangen, unternahm Herr Obristleutnant von Coburg am 21. ds. Monats gegen Mittag in Begleitung des Herrn Oberbürgermeisters Cetto von hier und des Unterzeichneten eine Reise durch dasselbe. Der Plan war, über Baumholder nach Grumbach und von da den Glan herauf über Offenbach und Kusel nach St. Wendel wieder zurückzugehen.

Von St. Wendel bis Baltersweiler fand man gute Chausseen. Von diesem Ort an kam man auf Landwege, die nach Beschaffenheit des Bodens und der

Gestalt der Gegend mehr oder weniger gut waren. Die Fluren der Gemeinden bestehen größtenteils aus gutem Land und sind wohl angebaut, aber die vielen alten Strohdächer geben den Dörfern oft ein sehr ärmliches Aussehen, obgleich die Häuser größtenteils von Stein sind.

Durch Zufall hatte man in Baumholder Nachricht von der Ankunft des Herrn Obristleutnants von Coburg erhalten. Bei seiner Annäherung an die Stadt wurde er schon mit einigen Kanonenschüssen begrüßt, dann von einem Zug Reiter empfangen. Näher am Ort ward er von mehreren der vornehmsten Bürger unter Anführung des Bürgermeisters erwartet, welche im Namen der ganzen Stadt Treue und Untertänigkeit versicherten und lebhaft ihre Freude an den Tag legten, Untertanen des Herzogs von Sachsen-Coburg geworden zu sein. Unter dem Geläut aller Glocken und dem Zusammenlauf einer großen Anzahl Menschen gelangte man endlich in die Stadt und wurde von dem Herrn Bürgermeister sehr anständig aufgenommen. Der Ton und die Art, womit diese Leute alles sagten und taten, bewies die Aufrichtigkeit ihrer Gesinnungen.

Baumholder ist übel gebaut, hat viele schlechte Häuser, die mit Stroh gedeckt sind, und sieht überhaupt einem Dorf ähnlicher als einer Stadt. Seine Lage ist übrigens hoch. Die Gegend ringsum ist bergig, aber wie der Augenschein lehrt und die Bewohner versichern, ziemlich fruchtbar, und die Äcker sind fleißig angebaut.

Nachdem Herr Obristleutnant v. Coburg des andern Morgens, den 22. September, mancherlei Anordnungen in Betreff der Korrespondenz zwischen den Kantonen Grumbach, Baumholder und St. Wendel getroffen und die Meinung des Herrn Oberbürgermeisters über die zweckmäßigste Formation des Kantons vernommen hatte, setzte er gegen Mittag die Reise nach Grumbach fort. Er konnte es nicht verhindern, daß ihn eine ziemliche Anzahl Bürger und Angestellte zu Pferd begleiteten, wovon ein Teil am Jägerhaus in (der) Winterhauch, ein Wald von ziemlichem Umfang, zurückblieb, ein anderer Teil aber bis Grumbach folgte.

Der Weg zwischen Baumholder und Grumbach ist oft große Strecken lang sehr übel, denn der Boden ist sehr uneben, abhängig und steinig. Die Täler sind oft überaus eng und die Anhöhen, wenn auch nicht zu hoch, doch jäh. Gleichwohl ist die Gegend immer noch ergiebig.

Man traf gegen Abend in Grumbach ein und wurde wieder aufs beste empfangen. Die Freude der Stadt und des Kantons über den letzten Regierungswechsel ist nicht minder groß als in dem übrigen Teil des Landes. Man bedauert, von der Ankunft des Herrn Obristleutnants nicht vorher unterrichtet und so in den Stand gesetzt worden zu sein, schickliche Feierlichkeiten anzuordnen.

Das Land um Grumbach ist sehr bergig und von Natur ziemlich wild. Der Fleiß hat aber hier die natürlichen Hindernisse der Kultur glücklich zu besiegen gewußt. Die Berge sind zum Teil mit Wein, zum Teil mit Obstbäumen aller Art bepflanzt, die Wiesen in den Tälern und die Äcker am Fuß der Anhöhen bis an die höchsten Stellen sind in der besten Verfassung. Ein milderer Himmel scheint übrigens die Bemühungen der Einwohner zu befördern.

Die Stadt selbst ist wegen ihrer Lage am steilen Berg sehr unbequem abgeteilt und die Verbindung der einen Gasse mit der andern ist durch eine Art Treppe bewerkstelligt. Die Häuser aber sind mit wenigen Ausnahmen gut gebaut, haben größtenteils Schieferdächer, mitunter auch Ziegeldächer, und sie sind alle von Stein.

Am andern Morgen, den 23. September, wurde der Herr Friedensrichter von der wegen der Korrespondenz getroffenen Anstalt in Kenntnis gesetzt und

veranlaßt, den Bürgermeistern des ganzen Kantons Kenntnis davon zu geben. Herr Obristleutnant v. Coburg ließ sich das Gutachten des Herrn Oberbürgermeisters über die Formation des Kantons, vorzüglich aber auch darüber mitteilen, ob nach der gegenwärtigen Begrenzung des Landes, Sien oder Grumbach sich zum Hauptort des Kantons eigne. Herr Oberbürgermeister (Kühlenthal) entschied für Grumbach.

Hierauf fand noch eine Unterredung mit dem gräfl. hessen-homburgischen Übernahmskommissär von Meisenheim, welche von Baumholder aus veranlaßt worden war, statt. Dann verließ Herr Obristleutnant v. Coburg, ebenfalls unter Begleitung einer Menge Bürger und Angestellter, den Ort, um wieder nach St. Wendel zurückzukehren.

Vor Offenbach war die Bürgerwehr aufgestellt und gab eine Salve. Der Bürgermeister und die Geistlichen des Ortes kamen mit einem langen Gefolge der angesehensten Bürger aus Offenbach entgegen und gaben in kurzen Reden ihre Freude und Zufriedenheit und ihre ergebene Gesinnungen zu erkennen.

Nach einem kurzen von dem Bürgermeister auf das höflichste erbetenen Aufenthalt ging man weiter nach Kusel.

Die vielen und mancherlei Ehrenbezeugungen, welche dem Herrn Obristleutnant v. Coburg unterwegs erwiesen wurden, hatten die Ankunft desselben in Kusel so verspätet, daß man es für ratsamer hielt, die Nacht über hier zu bleiben, obgleich es anfänglich die Absicht desselben war, von Grumbach bis St. Wendel in einem Tag zu gehen.

So geschah es denn auch, und man fand am nächsten Morgen, den 24. September, daß man sehr wohl getan hatte, die Reise in der Dunkelheit zu vermeiden, denn der Weg vor und hinter Oberkirchen war teils durch die Fahrlässigkeit einiger Gemeinden, teils durch starke Regengüsse in einen so üblen Zustand geraten, daß man nur langsam und mit Vorsicht darauf fortkommen konnte.

Um Mittag kam man in St. Wendel wieder an.“



Schuhmacher bei Reparatur von Schuhwerk
(Kupferstich aus Christoph Weigels „Abbildung der Gemein-Nützlichen Hauptstände“, Regensburg, 1698)

Das Handwerk im Kreis St. Wendel einst und heute

VON FRIEDRICH METTEL

In unserem Zeitalter des schnellen technischen Fortschritts, der Automatisierung und Rationalisierung, der Atomkraft und der Weltraumforschung können Ereignisse, die zunächst nebensächlich erscheinen, leicht vergessen werden. Dies könnte auch für die von technischen und auch wirtschaftlichen Gesichtspunkten bestimmte Entwicklung auf dem vielseitigen Gebiet des Handwerks eintreten. Wir Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts dürfen dabei nicht übersehen, wo wir beruflich und gesellschaftlich auch stehen mögen, daß unsere

Vorfahren vor Jahrhunderten oder Jahrtausenden — am Anfang wirtschaftlicher Tätigkeit der Menschen — alle einmal in irgendeiner Form handwerklich tätig waren. Somit ist auch das Handwerk die älteste Form gewerblicher Tätigkeit.

Handwerkliche Fertigkeiten wurden schon sehr früh (im Zeitalter der Hauswirtschaft) innerhalb der Familie oder Sippe weitergegeben, die Fremden gegenüber geheimgehalten wurden. Die strenge Bindung der Spezialkenntnisse an die Familie ging später, in aufgelockerter Form, nach Gründung der Städte (ab dem 10. Jahrhundert) an Gilden, Zünfte und Innungen über. Zur Zeit der Hochkulturen des klassischen Altertums (Griechen, Römer) war die Arbeit in den Handwerksberufen meist Sache der Unfreien. Das freie Handwerk erreichte seine große Bedeutung erst in den freien Städten des Mittelalters. Es entstanden die noch heute bewundernswerten handwerklichen Kunstwerke: Dome, Schlösser, Burgen, Patrizierhäuser, Kunstschmiedearbeiten, Malereien, Fayencen u.v.a. Doch darüber hinaus waren die Handwerker die tragenden Kräfte der gesamten Stadtwirtschaft. Meister waren vielfach Mitglieder des Magistrates oder auch Bürgermeister und leiteten somit die Geschicke ihrer Stadt.

In der Mitte des 18. Jahrhunderts entstanden aus dem Handwerk die ersten Fabrikbetriebe. Mit der fortschreitenden Industrialisierung im 19. Jahrhundert glaubten viele Menschen, daß eines Tages die gesamte Produktion und Bedarfsdeckung an die Industrie übergehen müßte und damit jede handwerkliche Tätigkeit und Fertigung zu Ende ginge. Dem freien Handwerk schien der Untergang bestimmt. Tatsächlich vollzog sich im Laufe von Jahrzehnten ein tiefgreifender Strukturwandel derart, daß alle besser serienmäßig und damit preisgünstiger herzustellenden Produkte (Massengüter), wie auch die Rohstoffgewinnung und Herstellung von Maschinen u. a. m. der Industrie zufielen (Textilien, Fahrzeuge, Elektromotoren, Haushaltsgeräte, Werkzeuge), während alle Güter, die eine individuelle und hochwertige oder künstlerische Handarbeit verlangen, auch weiterhin dem Handwerk verblieben.

Von den vielen Handwerksberufen, deren Produktion an die Industrie überging, seien einige genannt, die in früheren Jahren auch im Kreis St. Wendel heimisch waren: Woll- und Leinenspinner, Woll- und Leinenweber, Gerber, Seifensieder, Töpfer, Tuchscherer, Küfer, Korbmacher, Kammacher, Drechsler, Kupferschmied, Schirmmacher. Andere Handwerkszweige haben an Zahl der Betriebe wie auch an beschäftigten Personen starke Einbußen erlitten, z. B.: Schmiede, Stellmacher, Schuhmacher, Schneider, Müller. Bei einer Reihe von Handwerksberufen ist die Zahl der Beschäftigten gestiegen, teilweise sogar um das Mehrfache: Maurer, Straßenbauer, Maler und Anstreicher, Fliesenleger, Klempner und Installateure. Bei diesen letztgenannten Berufen hat sich teilweise auch die Zahl der Betriebe beachtlich erhöht. Zudem sind zahlreiche neue Berufe durch die Einwirkung und Hilfe der Industrie entstanden. Diese haben sich im Laufe weniger Jahre zu beachtlicher Größe entwickelt. Nur einige sollen hier genannt werden: Kraftfahrzeugmechaniker, Landmaschinenmechaniker, Heizungsbauer, Fotograf, Elektroinstallateur, Elektromechaniker, Radio- und Fernsehmechaniker.

Dieser stetige Strukturwandel, bedingt durch die wirtschaftliche und technische Entwicklung, wie auch durch die Änderung der Konsumgewohnheiten, wird mit Hilfe von Bestandsaufnahmen (Statistiken) durch die Verwaltungsbehörden und Wirtschaftsverbände regelmäßig verfolgt. Diese Zählungen sollen einmal die Grundlagen für die wirtschaftspolitischen Maßnahmen abgeben und andererseits das Interesse der Bürger an der wirtschaftlichen Entwicklung ihrer Heimat wecken. Eine sehr aufschlußreiche „Statistische Darstellung des Kreises St. Wendel, zugleich Amtlicher Verwaltungsbericht für die Jahre 1859—1861“,

wurde von Hermann Rumschöttel, Königlicher Landrath des Kreises St. Wendel, im Dezember 1863 herausgegeben. Durch die neuesten Erhebungen seitens des Statistischen Amtes des Saarlandes und der jährlichen Zählungen der Handwerkskammer bis 1965 wurde es möglich, die Entwicklung bzw. Veränderungen auf handwerklichem Gebiet über einen Zeitraum von rund 100 Jahren darzustellen.

Der Kreis St. Wendel hatte damals andere Kreisgrenzen als heute. Zum Kreis gehörten die Bürgermeistereien St. Wendel-Stadt mit Alsfassen und Breiten, St. Wendel-Land, Alsweller, Oberkirchen, Baumholder, Burglichtenberg, Grumbach und Sien mit zusammen 41 268 Einwohnern. Die Flächengröße wird mit „212 228 Morgen, also 9,55 Quadratmeilen“, angegeben. Nach dem metrischen Maßsystem sind dies rd. 540 Quadratkilometer. Im Oktober 1965 betrug die Einwohnerzahl im heutigen Kreisgebiet 92 830 bei einem Flächeninhalt von 484 Quadratkilometer.

In dem erwähnten Verwaltungsbericht von 1861 ist außer der Aufstellung für die Handwerksberufe eine weitere für die damals schon bestehenden Fabriken, „sowie für den Großhandel beschäftigte Gewerbeanstalten“ veröffentlicht. Hierunter wurden u. a. auch Ölmühlen, Ziegelbrennereien, Tabak- und Cigarrenfabriken, Bierbrauereien, Branntweinbrennereien und Achat-schleifen aufgeführt. Demnach zu urteilen haben diese Berufe die typischen Merkmale des Handwerks nicht mehr aufweisen können.

Über das Handwerk wird in dem Bericht weiterhin mitgeteilt: „Im Allgemeinen ist der Gewerbebetrieb im hiesigen Kreise sehr unbedeutend und meist nur auf die Erzeugung der Bedürfnisse für den localen Verbrauch in den ver-

Eines der im vorigen Jahrhundert untergegangenen Handwerke:
Der Färber



Färber beim Einfärben des Garnes.
(Kupferstich [Ausschnitt] aus Diderot et d'Alembert „Encyclopédie ou Dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers“, Paris 1751—1772)

schiedensten Arten der gewöhnlichsten Handwerke beschränkt. Es sind daher auch alle Versuche zur Bildung von Innungen sowie zur Errichtung von Gewerberäthen gescheitert, da das Handwerk mit wenigen Ausnahmen neben dem Ackerbau und als Nebengewerbe betrieben wird, und ein Bedürfnis zur Errichtung der gedachten Institute nicht vorhanden ist.“ Anschließend wird berichtet, daß damals doch schon acht verschiedene Handwerkerprüfungskommissionen im Kreis zur Abnahme der Gesellen- und Meisterprüfung errichtet worden waren. Im Jahre 1861 wurden 34 Meister- und 81 Gesellenprüfungen

abgenommen. Über die Fabriken sagt der Bericht: „Fast alle vorangeführten Fabrik-Anstalten arbeiten nur für den örtlichen Bedarf und die Menge der in denselben verbrauchten und resp. fabrizirten Stoffe, worüber spezielle Nachrichten nicht erbracht werden können, sind von unerheblicher Bedeutung... die vermöge ihrer dürftigen Einrichtungen, ihrer isolierten Lage und dem Mangel nöthiger Betriebskapitalien mit den von weiter her eingeführten gleichartigen Fabrikaten die Concurrenz nicht halten können.“

Dieser Zustand hat sich im Laufe der hundert Jahre stark verändert. Durch den immer stärker werdenden Einsatz moderner Verkehrsmittel, Maschinen, Werkzeuge und der elektrischen Energie wurden auch dem Handwerk neue Produktionsmöglichkeiten geboten, die es zu nützen verstand. Das Handwerk führt heute Aufträge aus, die sich über das ganze Kreisgebiet und oft darüber hinaus erstrecken. Für die im Laufe der genannten Zeit im Kreis St. Wendel gegründeten Industriebetriebe gilt das Gesagte in erhöhtem Maße.

In der Tabelle II werden die Zahlen der Handwerksbetriebe und der darin Beschäftigten aus den Jahren 1861 und 1965 einander gegenübergestellt. Um eine Vergleichsbasis zu haben, werden die festgestellten Endzahlen auf je 1000 Einwohner umgerechnet und zugleich mit den Durchschnittszahlen des Saarlandes und der Bundesrepublik verglichen. Die Angaben über den Landesdurchschnitt wurden dem Heft „Statistische Zahlen über das saarländische Handwerk im Jahre 1965“, herausgegeben von der Handwerkskammer des Saarlandes, entnommen. Die Zahlen des Bundesdurchschnittes wurden vom Zentralverband des Deutschen Handwerks angegeben.

I. Aufstellung der Handwerksberufe

Handwerksberuf	Anzahl der Betriebe		Anzahl der Beschäftigten	
	1861	1965	1861	1965
Müller	114	18	169	36
Bäcker und Konditoren	61	109	93	310
Fleischer	48	75	59	258
Friseure	13	80	18	256
Gerber	24	—	42	—
Seifensieder	2	—	3	—
Steinmetzen und Steinbildhauer	5	7	10	12
Töpfer	4	—	5	—
Glaser	13	1	19	3
Maurer und Betonbauer	51	42	496	943
Anstreicher	6	69	10	202
Zimmerleute	33	15	136	67
Dachdecker	17	6	30	31
Pflasterer	4	2	9	151
Schornsteinfeger	3	6	6	18
Mühlenbauer	1	1	5	1
Stellmacher	93	6	136	12
Grob- und Hufschmiede	158	36	223	76
Schlosser und Büchenschmiede	68	28	114	228
Kupferschmiede	1	—	2	—
Klempner und Installateure	14	21	32	145
Zinngießer	6	—	11	—
Uhrmacher	6	9	9	31

Handwerksberuf	Anzahl der Betriebe		Anzahl der Beschäftigten	
	1861	1965	1861	1965
Wollspinner und Stricker	5	1	7	1
Leinenspinner	6	—	8	—
Seiler	6	—	9	—
Tuchscherer	4	—	6	—
Färber (Chem.-Reiniger)	6	2	9	14
Schuhmacher	269	48	396	71
Kürschner und Mützenmacher	5	2	7	7
Sattler	10	1	13	2
Schneider und Korsettmacher	197	46	328	98
Putzmacher	11	7	15	11
Tischler und Stuhlmacher	112	115	168	302
Böttcher und Küfer	35	1	52	2
Korbmacher	17	—	17	—
Tapezierer (heute Raumausstatter)	5	17	6	28
Drechsler	20	—	27	—
Kammacher	3	—	3	—
Buchbinder	8	2	11	3
Musiker	23	—	28	—
Fliesenleger	—	5	—	98
Gipser und Stukkateure	—	33	—	305
Mechaniker	—	4	—	8
Landmaschinenmechaniker	—	4	—	43
Kraftfahrzeugelektriker	—	3	—	20
Kraftfahrzeugmechaniker	—	30	—	304
Zentralheizungsbauer	—	6	—	34
Elektroinstallateure	—	42	—	208
Radio- und Fernsehmechaniker	—	2	—	14
Goldschmiede	—	2	—	6
Augenoptiker	—	4	—	9
Wäscher, Plätter	—	2	—	2
Fotograf	—	6	—	14
Orthopädiemechaniker	—	1	—	2
Graveure und Formenbauer	—	1	—	5
Messerschmiede	—	2	—	3
Holzbildhauer	—	1	—	1
Zahntechniker	—	1	—	3
Wachszieher	—	1	—	18
Gebäudereiniger	—	1	—	1
Gesamt	1 487	924	2 747	4 417

II. Gesamtvergleich

Vergleichsjahr 1861

Gesamtzahl der Betriebe im Kreis	1 487
Gesamtzahl der Beschäftigten im Kreis	2 747
Beschäftigte pro Betrieb im Kreis	1,84
Betriebe auf je 1 000 Einwohner im Kreis	36,2
Beschäftigte auf je 1 000 Einwohner im Kreis	66,5

Vergleichsjahr 1965

Gesamtzahl der Betriebe im Kreis	924
Gesamtzahl der Beschäftigten im Kreis	4 417
Beschäftigte pro Betrieb:	
a) Kreis	4,76
b) Saarland	6,5
c) Bundesrepublik	6,26
Betriebe auf je 1 000 Einwohner:	
a) Kreis	10
b) Saarland	9,3
c) Bundesrepublik	12,85
Beschäftigte auf je 1 000 Einwohner:	
a) Kreis	47,5
b) Saarland	60
c) Bundesrepublik	80

Eine alte Ölmühle zu Niederlinxweiler

Beitrag zur Geschichte des bäuerlichen Gewerbes

VON PAUL KRÄMER

In einer langen und steten Entwicklung der Geschichte hatte sich der Mensch reiche Kenntnisse von jenen Tieren und Pflanzen erworben, die seiner Ernährung dienlich waren. Zufällige Funde beim Sammeln eßbarer Gewächse fanden wesentliche Nutzung durch planvollen Anbau. Hier nahmen die Getreidepflanzen in vielfacher Zahl (Roggen, Gerste, Hafer, Spelz, Dinkel, Weizen, Buchweizen, Hirse u. a. m.) eine bedeutende Stelle ein. Neben ihnen aber ebenso aus Gründen der Ernährung Pflanzen mit ölhaltigen Samen, sei es von Bäumen (Oliven, Buchen), sei es von Gräsern (Raps, Mohn, Lein, Sesam u. a. m.).

Die Gewinnung des Öls bereitete größere Schwierigkeiten als die von Mehl, da die Früchte nicht so einfach zu erschließen waren. Doch bald erfand der menschliche Geist helfende Geräte, getrieben von Wasserkraften oder von Tieren, die durch ein Zusammenpressen des Erntegutes das Öl frestellten. Solche Anlagen mit Mahlsteinen und Pressen bedurften wegen ihrer Rentabilität einen genügend großen Anbau der erforderlichen Pflanzen und auch Kapital. Ihre Errichtung war das Werk der Grundherren, ob im Altertum oder Mittelalter. Sie allein besaßen die notwendigen Mittel und konnten auch in der Mühle eine leichte steuerliche Überwachung ausüben mittels der Abgaben. Es waren dies die Bannmühlen schlechthin mit der Auflage für die Grundholden (Hintersassen), nur Mühlen des Grundherrn benutzen zu dürfen unter Androhung von Strafe.

Dafür baute der Grundherr die Mühle auf, stellte die Anlage des Wehrs, das Wasserrecht. Er bestimmte eigene Maßgefäße, den Feinheitsgrad des Ausmahlens (durch den regulierbaren Abstand der Zargen) und den Mahllohn (die Molter). Der Müller war nur Pächter, meist in Erbfolge (Erbbeständer). Viele Weistümer legten seine Aufgaben genau fest, aber auch die Betriebsführung. So durfte er z. B. neben Katze und Hund nur einen Hahn und ein Huhn halten. Dieses Bild besagt uns, daß er immer ein abhängiger Mann sein und bleiben mußte. Alles war grundherrlich, so auch in der Grafschaft Ottweiler, wie das Weistum von Neumünster vom Jahre 1429 ausdrücklich festlegte.¹⁾ Es hieß dort: „Item hait der scheffen gewiset, daz alle mülen die uff den wassern in die

graftschafft ghein Ottwiller gehorig, wer die gebuwen hait, daz der der herschafft genaden damit leben sal.“

Mit Beendigung der mittelalterlichen Lehnsherrschaft im Zuge der Französischen Revolution und der ihr folgenden Bauernbefreiung im deutschen Raum durch die Gesetze des Freiherrn vom Stein an Martini 1810 mußten auch diese bäuerlichen Nebenbetriebe sich fortentwickeln. Deren Aufstieg war abhängig von der Kapazität des Getreide- und Ölpflanzenanbaues. Ölmühlen befanden sich im Mittelalter auf dem Lande relativ wenige, da das Mahlgut wie Bucheckern, Lein- und Hanfsamen nur in geringen Mengen anfiel.²⁾ Die Errichtung neuer Mühlen im 19. Jahrhundert bedingte andererseits eine verbesserte Landbautechnik, die größere Ernten erbrachte. Tatsächlich zeigten sich schon seit 1750 zaghafte Ansätze einer renovierten Dreifelderwirtschaft, die von England



Alte Ölmühle zu Niederlinxweiler

Blick von Osten aus der Niederung des Rodenbaches auf ein bäuerliches Anwesen aus dem Jahre 1830, das noch heute „die Ohlichmill“ genannt wird. Das Mühlrad befand sich auf der Stirnseite des hier sichtbaren Scheunengiebels (siehe Löcher) und erhielt seinen Antrieb von einem Wassergraben, den rund 200 Meter oberhalb ein großer Weiher speiste. Der Abfluß der Wassers erfolgte durch einen Graben rechts am Gebäude vorbei durch die Steinbacher Straße in die Blies.

her ihren Ausgang nahm und zuletzt in dem vielgeübten Norfolkter Fruchtwechsel ihren Namen fand. Sie beinhaltet statt der alten Folge Winterung, Sommerung und Brache nunmehr einen Wechsel von Halm- und Hackfrucht und führte auf diese Weise Klee, Kartoffeln, Ölpflanzen und viele Sonderkulturen auf dem Kontinent ein. Die Erzielung höherer Erträge zwang zu stärkerer Düngung, dies wieder zu intensiver Großviehhaltung, dies zum besseren Ackerbau.

Eine Mobilisierung von Boden und Kapital durch all die vielen Neuerungen (Napoleon, Code civil) gab auch der Landwirtschaft im Bliestal weitere Impulse. Eine von ihnen war für den Raum der hiesigen Gemeinde die Errichtung einer Ölmühle. Werfen wir einen kurzen Blick auf deren Situation um die Jahrhundertwende.³⁾

Die Truppen der Revolution beendeten die Lehnsherrschaft des Ottweiler Grafen. Ein Mühlenregister³⁾ weist um 1780 für hier am Ort nur zwei Getreidemühlen auf, hingegen schon Ölmühlen in St. Wendel und Oberlinxweiler. Ein Bild der sozialen Struktur des Dorfes vermittelt die letzte Erhebung⁴⁾ von 1764. Der Ort zählte damals 45 Häuser und 35 Ehen. Die Einwohnerzahl belief sich auf rund 310. Davon waren Ackerleute 33, Tagelöhner 4, Gesinde 25, Hinterlassen 1 und 145 Kinder. Beruflich waren 2 Müller, 1 Schmied, 4 Schneider, 2 Schuster, 2 Wagner, 1 Küfer, 1 Büchsenmacher, 4 Hirten, 2 Wirte. Nebenberuflich waren 11 als Leineweber beschäftigt. Der Bestand an Zugvieh betrug 95 Stück, an Schulden 2370 Gulden. Von den Bauern galten 6 als reich, 8 mittelreich und 20 als arm.

Wir haben hier das typische Bild eines lehnshörigen Dorfes im Mittelalter, das durch seine Dreifelderwirtschaft eine strenge Regelung des Landbaues übt. An Handwerkern haben nur lebenswichtige und solche, die zugleich eng mit der Landwirtschaft verbunden sind, eine genügende Existenz. Die Übernahme des Ortes durch das Fürstentum Lichtenberg im Jahre 1816 brachte eine neue Bestandsaufnahme.⁵⁾ Sie vermerkte bereits 87 Häuser, davon 51 nur einstöckig. Die Bodengüte wurde mittelmäßig bis gering genannt, zur Hälfte im Ackerbau auf Korn, Gerste, Hafer, Weizen, Erbsen, Wicken und Kartoffeln bestellt. Das Verhältnis Saat zur Ernte betrug rund 1:8. An Vieh wurde gehalten: 20 Pferde, 60 Ochsen, 166 Kühe, 480 Schafe und zeigte gegenüber früheren Jahren einen Anstieg. Das Gewerbe wies nach: 2 Müller, 2 Schmiede, 2 Wirte und 2 Kalkgräber, je 1 Schuster, Schneider, Wagner.

Was ermunterte nunmehr den jungen Landwirt Nikolaus Bill, bereits um 1810 einen Antrag auf Errichtung einer Ölmühle bei der französischen Municipalverwaltung zu stellen? Viele Faktoren können da anzuführen sein: Zunächst wohl das erhebende Gefühl, jetzt wirtschaftlich auch selbst tätig sein zu dürfen. Die kommenden Jahre belegten dieses Gefühl zur Genüge. Laufend werden Anträge auf Konzessionen zum Graben und Brennen von Kalk⁶⁾, zum Graben nach Steinkohlen⁷⁾, zum Kornbrennen⁸⁾, sogar seitens der Gemeinde zur Genehmigung von vier Kram- und Viehmärkten im Jahr⁹⁾ gestellt. Dies alles ist doch ein Zeichen wirtschaftlicher Entwicklung. Bei der rein bäuerlichen Struktur der Wohngemeinde hoffte der junge Bill auf eine Konjunktur. Obwohl die Ölpflanze als eine Sonderkultur in den Listen nicht eigens genannt wurde, mußte ihr Anbau gepflegt worden sein. Wozu sonst die relativ große Anzahl von Leinenwebern? Zudem boten die reichen Laubwälder auf Gemeindebann (ehemals zur Herrschaft Ottweiler 899 Morgen, der Kommune 645 Morgen)¹⁰⁾ genügend Möglichkeiten zum Einsammeln von Bucheckern auch außerhalb der „Schmalzweide“. Mit der Aussicht auf eine Verbesserung des Landbaues auf fast 700 Hektar landwirtschaftlicher Nutzfläche einschließlich des Ödlandes in der Gemeinde war oder schien dem Bill das Risiko zum Bau einer Ölmühle gering.

Mit Datum vom 12. April 1812 erhielt er die Ermächtigung „zum Bau¹¹⁾ einer Ölmühle auf dem Bord der Blies, welche weder flößbar noch schiffbar ist.“ Die Konzession des Bittstellers hing einen Monat lang in allen Gemeinden der Mairie St. Wendel aus, damit rechtliche Einsprüche wegen etwaiger Schäden erhoben werden konnten. Die politisch noch unruhigen Zeiten ermunterten den Landwirt Bill nicht zum Bau. Auf Antrag hin erhält Bill am 17. März 1818

von der coburgischen Verwaltung der Oberbürgermeisterei St. Wendel, die seit 1815/6 das Gebiet übernommen hatte, nochmalige Genehmigung zum Bau.

Einen Bau- und Kostenvoranschlag legte am 8. Juni desselben Jahres der „Werkverständige“ J. Steininger aus St. Wendel vor. Seine Baubeschreibung¹²⁾ bezeichnete den gewählten Platz und das Gefälle im Mühlgraben für gut. Auch der Landmesser J. Schwingel hatte Mitte Mai den Platz für geeignet ausgewiesen und mit bestätigt, daß der Rückstau keine Wiesen überschwemmen könne. Zur Bauweise wurde erklärt, es wäre ein 28 Schuh großes, weites Gebäude mit einem Wasserschiff geplant für ein ober- oder unterschlächtiges Mühlrad. Da dies Gebäude (rund 9 Meter im Geviert) mit Mahlwerk und Öl- presse viel Holzarbeiten bedinge, könnte es nur ein tüchtiger Zimmermeister herstellen. Als ein solcher sei Christian Vucks (Fuchs) aus Remmesweiler bekannt, der sein Handwerk verstehe, obgleich er nicht Zeichnungen entwerfen könne. Zudem nähme der Landmann selten einen Meister, der nicht dieselbe Arbeit einem anderen schon mal gemacht habe. (Die Quelle vermerkt dann: Im übrigen ist die Aufhebung der Zünfte mit die Hauptursache, daß junge Bauleute ihr Handwerk nicht mehr gut kennen!). Steininger berechnet im Kostenvoranschlag: für 200 Gulden Bauholz, für 100 Steine und Kalk, für 150 Eisen, für 60 Ziegeln, für 50 Dielen und für 50 Mahlsteine. An Löhnen fallen an: dem Zimmermeister 300, den Maurern und Steinhauern 150, für Schmied und Schlosser 20, für Schreiner und Glaser 30, dem Dachdecker einschließlich der Nägel 30 Gulden; insgesamt stände die Ölmühle mit 1 140 Gulden Aufwand fertig da.¹³⁾

In seiner Arbeit gestört sah sich Nikolaus Bill, als im Sommer des Jahres der Bauer Jakob Biehl Einspruch beim Amt St. Wendel erhob mit der Bitte, den Bau vorläufig zu untersagen. Ein Sachverständiger sollte zuerst klären, daß seine Wiesen im Bliestal keine Schäden durch Rückstau und Wehr erleiden würden. Die Behörde war zu einer gemeinsamen Besichtigung mit Sachverständigen und beiden Parteien bereit, erklärte aber nachdrücklich, daß dem Nikolaus Bill junior durch Dekret der frz. Regierung vom 10. März 1811 grundsätzlich die Genehmigung zum Bau der Ölmühle erteilt worden sei. Dieser Besitzstand sei so zuverlässig wie die Urkunde selbst. Da der Kontrahent Biehl von seiner Beschwerde nicht abließ, mußte ihm der coburgische Regierungsrat eine Lektion über das Wesen der Verjährungsfristen halten, die unser allgemeines Interesse verdient.

Bono publico usu capio! Mit diesem Ansatz berichtet das Copialbuch¹⁴⁾ der Oberbürgermeisterei St. Wendel über diese Angelegenheit. Nikolaus Bill habe am 1. Mai 1811 die Genehmigung zum Bau einer Ölmühle erhalten und ordnungsgemäß sein Vorhaben in allen Gemeinden des Amtsbezirkes zum Aushang gebracht. Niemand habe innerhalb oder außerhalb der Frist damals Einspruch erhoben. Nach Artikel 443/444 des Code Civil betrug diese drei Monate und blieb gegen den damals minderjährigen Bill, vertreten durch seinen Vormund, unge- nutzt. Das Gesuch des Jakob Biehl vom 4. Juni 1818 wende sich an die falsche Adresse, denn gemäß der kaiserlichen Dekrete vom 17. April 1812 seien die Beschlüsse der Prefekturräte gültige Urteile in Verwaltungsangelegenheiten gleich denen der Gerichtshöfe. Da kein fristgerechter Appell beim Tribunal eingelegt wurde, sei das Recht nach Code Civil (Art. 512) an Nik. Bill übergegangen. Es beinhalte, daß mit dem Eigentum des Bodens auch alles Eigentum ober- und unterhalb desselben verbunden ist. Ferner könnte der Eigentümer aller beliebigen Pflanzungen und Erbauungen (vorbehaltlich der Ausnahmen) vornehmen.

Wäre keine Einspruchsfrist, so würde jede abgeurteilte Sache nach Belieben zur Sprache gebracht und der Streit kein Ende nehmen. Die herzogliche Landeskommission müsse den Grundsätzen der Rechtsprechung zustimmen. Sollte

tatsächlich eine verschuldete Überschwemmung jener Wiesen auftreten, so bliebe noch ein Rechtsweg nach dem Strafgesetz von 1791 (Art. 16) offen. Die Verjährung selbst sei also eine heilbringende und wohltuende Einrichtung, welche die Ruhe aller Ordnung in Familie und Gesellschaft bewirke. Da sie ausdrücklich im Code Civil (Art. 229 f.) verankert sei, so müsse man allen trügerischen Mißbrauch ablehnen nach dem Satz: „Die Moral ist für die Tugend und das Gesetz für den Frieden!“

Nikolaus Bill baute also seine Ölmühle und muß wirtschaftlichen Erfolg verzeichnet haben. Im Jahre 1838 versicherte er sein Anwesen (Haus, Stall, Scheune, Mühle) mit einem Grundwert von 2 200 Gulden (rh. Taler)¹⁵⁾ gegen Feuer. Ein Mühlenregister¹⁶⁾ vom Jahre 1857 nennt für den Ort 4 Getreidemühlen (mit 11 Mahlgängen), 2 Ölmühlen (mit 3 Ölpresen und 4 Schälgängen) und 1 Holzmühle. Sie werden insgesamt von 9 Wasserrädern getrieben und haben 43 Taler Steuern im Jahr zu entrichten. Bei der Viehzählung¹⁷⁾ von 1854 besitzt die Witwe Nikolaus Bill immerhin 2 Pferde, 4 Ochsen, je 1 Kuh und Kalb. Ihr hoher Anteil an Zugtieren läßt schließen, daß diese Ölmühle gut ging, wohl nicht zuletzt auch dank eines blühenden Marktes in dem nahen Kreisstädtchen St. Wendel.¹⁸⁾

Anmerkungen:

- 1) Grimm II, 32 f
- 2) Staatsarchiv Koblenz 22-4474
- 3) St. A. Ko 22-2455
- 4) St. A. Ko 22-4314
- 5) St. A. Ko 382/62, 110
- 6) St. A. Ko 381/16
- 7) St. A. Ko 382/515
- 8) St. A. Ko 382/115
- 9) Stadtarchiv St. Wendel C 6/52
- 10) St. A. Ko 382/62, 364
- 11) St. A. Ko B/29
- 12) St. A. Ko B/29
- 13) St. A. Ko B/29
- 14) Stadtarchiv St. Wendel C 1/92
- 15) Stadtarchiv St. Wendel C 2/94
- 16) Stadtarchiv St. Wendel C 6/42
- 17) Stadtarchiv St. Wendel C 6/29
- 18) Stadtarchiv St. Wendel C 6/52

*In eine Heimat
werden die Menschen geboren,
in eine Heimat
sterben sie wieder hinein.
Und was dazwischen? —
Ist es verloren?
Es ist die Reise
vom Schein in das Sein.*

Hans Heinrich Ehrler

Zünfte und Bruderschaften der Stadt St. Wendel im Lichte der vergangenen Jahrhunderte

VON PAUL KRÄMER

Keine Einrichtung bestimmte das gesellschaftliche, religiöse und wirtschaftliche Leben einer mittelalterlichen Stadt mehr als die Berufsverbände des Handwerks. In den großen Wirtschaftsräumen an Rhein, Main und Donau schlossen sich die in einem Handwerk Tätigen bereits gegen Ende des 11. Jahrhunderts in Bruderschaften (fraternitates) zusammen. Diese waren bereits nach Berufen gegliedert, sahen in den Gilden der Kaufleute und den Gemeinschaften der Geistlichen ihre Vorbilder in Wirtschaft und Glauben.

Diese Handwerksinnungen fanden in unseren kleinen Städten an Saar und Blies erst im ausgehenden 14. Jahrhundert ihre Gründungen. In St. Wendel dürfen wir sie erst vermuten mit der Stadtwerdung der Landgemeinde im Jahre 1332. Noch gab es keine scharfe Trennung zwischen Ackerbürgern und den hinter einer um 1380 erstellten Stadtmauer wohnenden Handwerkern. Noch lange Zeit versorgten sich die Landbewohner selbst mit den notwendigen Gütern des täglichen Bedarfs, wie Schuhe und Kleidung. Andererseits bestellten auch Stadtbewohner zur Sicherung ihres Lebensunterhaltes eigenen Grund und Boden vor oder hinter den Mauern der Stadt.

Das städtische Handwerk findet aber seine Unabkömlichkeit und Blüte mit einer steigenden Nachfrage der wachsenden Bürgerschaft nach den vielen Gebrauchsgegenständen des täglichen Bedarfs. Je größer der Ort, um so zahlreicher und spezialisierter wird die Art des Handwerks. Hier gewinnen die Zünfte ihren Ansatzpunkt, zunächst einem frommen Sinn der Gemeinschaft der Berufsgenossen zur sozialen Hilfeleistung den Mitbrüdern und deren Angehörigen gegenseitig über entsprungene Seuchen und Hungersnöte, in St. Wendel für die Jahre 1320, 1348, 1380 und von 1441—1444 belegt, brachten die Hinfälligkeit des menschlichen Daseins besonders in Erinnerung. Erfahren wir zunächst urkundlich etwas über die erste Zunftgründung am Ort, kurz nach dem Bau der Stadtmauer von 1391, nämlich die der Schuhmacher und Gerber, so ist es nicht verwunderlich, in den Zeiten der ersten Seuchen die Stiftung einer religiösen Bruderschaft zu Ehren der Pestheiligen Sebastian und Fabian um 1441 zu hören.

Für die Zunft war die eigentliche Stadtwerdung, äußerlich nun sichtbar durch Türme, Tore und Mauern, jetzt der rechte Zeitpunkt zur Gründung einer Interessengemeinschaft. Das Gebilde der Stadt brachte einen eigenen Status des Rechts, hier dem Frankfurter Rechtskreis entlehnt, und damit eine straffe Verwaltung mit sich. Dieser Zustand schloß notwendigerweise das weite übrige Umland aus und bedingte innerhalb der Mauern eine Einstufung der Bewohner in Vollbürger und Hintersassen. Dies folgte zugleich für alle Menschen im Stadtbering ein wirtschaftliches, verwaltungsmäßiges und militärisches Reglement unter Aufsicht des vom geistlichen Kurfürsten bestellten Amtmannes und Schultheißen. Drei Faktoren sind hier im wesentlichen in Einklang zu bringen: eine Einheit des religiösen Denkens, der Rechtsprechung und des wirtschaftlichen Verhaltens. Sie alle wirkten nachhaltig auf Zünfte und Bruderschaften im Laufe der Jahrhunderte ein.

Den Handwerkern bot die junge Kleinstadt mit ihrem weiten Hinterland und der neuen Wallfahrtskirche über dem Grabe eines hochgeschätzten Volksheiligen ungeahnte Hoffnungen. Zunächst war die Versorgung der Bewohner mit alltäglichen Bedarfsmitteln zu sichern; weiterhin gaben Märkte und Wallfahrten zusätzlichen Gewinn. Die Obrigkeit regulierte durch Verordnungen das wirtschaft-

liche Unternehmen, kontrollierte auf dem Markte Güte und Preise der angebotenen Waren. Weitere Anweisungen zur Steigerung der Qualität der Güter im Interesse der Verbraucher folgerten eine Organisation des Handwerks nach Berufsgruppen. Es bestand also ein wirtschaftliches Schutzbedürfnis, das die verschiedenen Handwerke zum Zusammenschluß in einer Innung (= Zunft) führte. Gemeinsam konnten sie leichter der Konkurrenz und der Obrigkeit als der Oberschicht (Patriziat) der Stadt begegnen.

Den Schustern und Gerbern folgten im Jahre 1412 die Weber und Schneider, teils auf der Grundlage eines reichen agrarischen Rohstoffmarktes mit Wolle, Flachs und Hanf. Ihnen schlossen sich Mitte des 15. Jahrhunderts die Händler (= Karcher) an. Ihre Zünfte wurden Gesellschaften mit bestimmten Rechten, die ihre Innung im Monopol schützten. Niemand konnte außerhalb der Zunft wirksam werden; die Produzenten genossen den Vorteil, vor unliebenden Gegnern im Handwerk geschützt zu sein. Die Käufer jedoch waren ihrer Willkür ausgeliefert, sofern die Obrigkeit nicht regulierte. Bald wurde die Zunft eine gewerbliche Körperschaft, die rechtlich nur ein bestimmtes Handwerk betreiben ließ im Sinne der vom Rat der Stadt gebilligten Zunftordnung (= Gebührensatz der Aufnahme, zünftige Lehrzeit, eheliche Geburt des Meisters, Vorlage eines bestimmten Meisterstückes, ehrenhaftes zwischenmenschliches Verhalten, Erfüllung der religiösen Pflicht).

Mit dem Anwachsen der Stadt strebten die Zünfte nach Teilnahme an der Selbstverwaltung. Im ausgehenden 15. Jahrhundert gelang es einzelnen Handwerkern, in den Schöffenstuhl gewählt zu werden; nur sehr selten traten Zünftige in das patrizische Amt eines Schultheißen ein. Die reine politische Vertretung der gemeinen Bürgerschaft durch einen gemeinen (= allgemeinen) Bürgermeister erfolgte erst um 1570. In dieser Zeit gelang endlich auch die Belegung des Schöffenkollegs des Hochgerichts durch eine Vertretung seitens der drei Zünfte. Je zwei Meister für Gerber und Schuhmacher, für Karcher und Metzger, für Schneider und Weber errangen als sogenannte Sechser im Rat der Patrizier eine ständige Vertretung; sie galten als ein Sprachrohr des kleinen Bürgertums und der vielen Ackerbürger. Sie waren nun nicht eine reine Zunftvertretung, sondern sprachen im Namen der Gesamtgemeinde schlechthin. Durch ihr Amt war ihnen aber genügend Möglichkeit gegeben, in der Verwaltung und im Rechtswesen (hier im dinglichen Recht = Maße, Münze und Gewichte) und im persönlichen Recht (Ehe- und Geburtsbriefe) mit zu kontrollieren. Dies alles wurde später Sache eines eigenen Amtmannes. Das Amt der Sechser ging alljährlich bei den Zunftmeistern der drei großen Innungen (Gerber, Weber, Karcher) ab Neujahr reihum weiter.

Allgemein gesehen sicherte die Stadt ihren Zünften den Markt, um die Konkurrenz auszugleichen und fremde Güter fernzuhalten. Sie verordnete dafür aber ein genaues Reglement: sie bestimmte die Anzahl der Arbeitskräfte und ihrer Werkzeuge, sie ernannte Kontrolleure zur Prüfung der Waren (Bescheher), sie legte Arbeitszeiten, Löhne und Preise fest, sie verbot alle Reklame und vieles mehr. Ein vermeintliches Ideal von der Stabilität des Handwerks beengte aber jegliche wirtschaftliche Initiative; dadurch erstarrten die Berufe in ihren Gruppen: Meister — Gesellen (Knechte) — Lehrlinge; das Gewerbe in Handwerken: Ernährung, Tuche, Leder, Metalle, Holz und Steine.

Wie ist nunmehr das Leben innerhalb der Zunft? Der Meister war der Leiter der Werkstätte; aber nur ein Vollbürger der Stadt konnte ein solcher werden. Obrigkeit und Zunft verlangten einen besonderen Eid. Ein jeder Handwerker und Bauer war in der geschlossenen Welt des mittelalterlichen Denkens abhängig von Verwaltung, Bürgerschaft und Kirche. In den Kleinstädten bildeten diese weithin eine harmonische Einheit. Mitglied der Zunft zu sein brachte

Ehren bei der Zunft, den Bruderschaften und der kommunalen Verwaltung mit ihren vielfältigen Aufgaben. Ein jeder Meister hatte sich dessen würdig zu erweisen.

Als Leiter des handwerklichen Betriebes war der Meister zugleich Eigentümer der Rohstoffe und Werkzeuge. Die von seinen Untergebenen und von ihm erstellten Waren mit ihrem Gewinn gehörten ihm. Seine Gesellen waren bezahlte Arbeitskräfte mit einer ordnungsgemäßen Ausbildung. Die Zahl der Knechte galt unbegrenzt zunächst, richtete sich jedoch bald nach der Wirtschaftskraft des Unternehmens, da die Nachfrage auf dem örtlichen Markte weithin die Anzahl der Meister bestimmte. *Der Meister durfte oft nur einen Lehrlingen halten*; derselbe mußte nach bestandener Probezeit von wenigen Wochen drei Jahre zünftig lernen. Er bezahlte ein Lehrgeld und stand, wie die Gesellen und übrigen Hausangehörigen, unter der strengen Ordnung des Meisters, der seinerseits der Zunft sich beugen mußte.

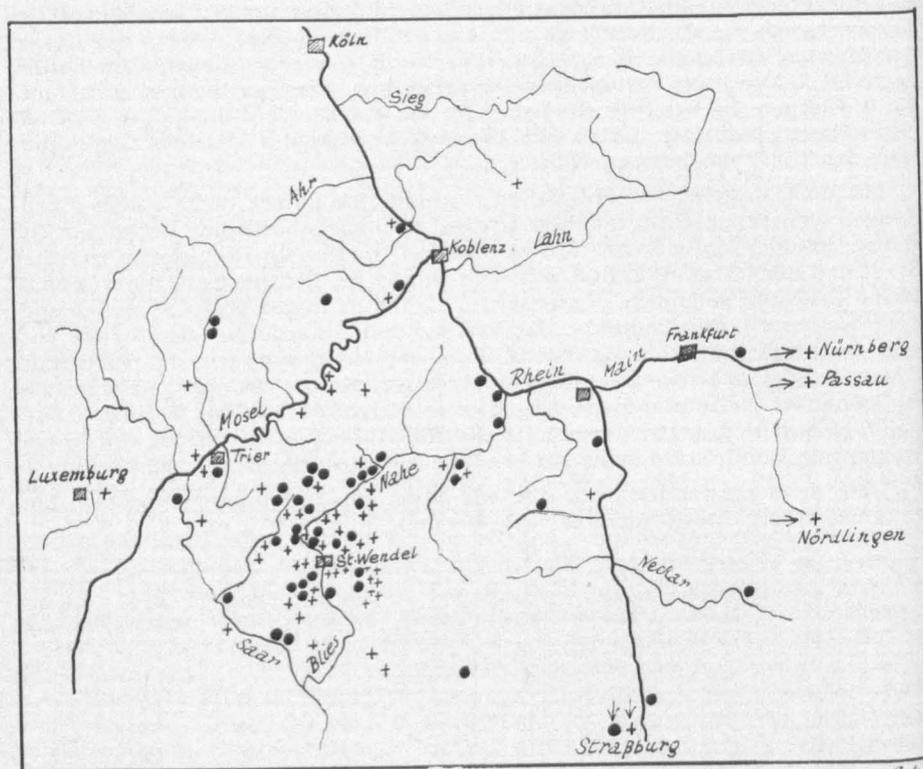
Mit dem ausgehenden Mittelalter machten sich immer mehr soziale Spannungen bemerkbar. Ihre Ursachen lagen in dem wirtschaftlichen Leben der Zeit selbst. Zunächst entwickelte sich eine große Differenz im Rechtsleben zwischen Stadt und Land. Der einfache Landmann war in der Leibeigenschaft durch zahlreiche Pflichten gebunden (Rechtsspruch: Landluft macht eigen = der Grundherr bestimmt!). Der städtische Handwerker und Ackerbürger genoß zwar persönliche Freiheit (Rechtssatz: Stadluft macht frei!), war aber im wirtschaftlichen Handeln ebenso vom Kapital abhängig. Kriege, Seuchen, erlahmender Außenhandel und auslaufende Kolonisation steigerten in allen deutschen Ländern die soziale Unzufriedenheit. Dieser Geist fand nicht zuletzt durch einwandernde Handwerker seine Ausbreitung auch in unserem Gemeinwesen.

Über diese Einwanderungen sind wir durch das *Schuhmacherzunftbuch* hinreichend unterrichtet (Pfarrarchiv St. Wendel).

Zeitraum	Mitglieder insgesamt	Lederbranche	Geistliche	Frauen	andere Berufe	Einwanderer	aus anderen Orten	Mitgl. der Sebastianbruderschaft
1391—1450	98	17	6	—	21	32	23	6
1451—1500	106	9	19	4	22	53	37	12
1501—1565	182	25	5	80	29	66	54	12
1566—1600	110	17	5	58	—	19	14	—
1601—1650	142	7	7	72	—	43	37	—
1651—1768	375	—	6	141	—	27	20	—

Dieses Zunftbuch der Schuhmacher ist also mehr als eine gewöhnliche Handwerkerrolle. Die Urkunde zeigt, daß die Zunft zunächst von Meistern des Ledergerwerbes gegründet wurde. Sie kommen teils von weit her: Kirrweiler/Glan, Limbach im unteren Bliestal, von Bischofshofen am Main, sodann aus der näheren Umgebung, wie Fürth, Tholey und Oberkirchen. Bis 1450 ziehen weitere 26 Handwerker aus 17 verschiedenen Orten in die Stadt. Sie stammen aus dem Saar-Blies-Nahe-Gebiet, einzelne vom Neckar und Main. Die Berufe sind dann allgemein breit gestreut: neben Schustern treten als Vertreter des Lederhandwerks noch Gerber, Kürschner und Sattler hinzu. Es treten aber hinzu auch Tuchweber und Tuchscherer, Schmiede, Schwertfeger und Schlosser, Siebmacher, Karcher, Küfer und Metzger. Zur Zeit des Dombaues kommen in der Mitte des 15. Jahrhunderts einige Steinmetze (= Polirer) aus dem Andernacher Raum, später Schneider und Armbrustmacher aus Saarbrücken, Schulmeister und Hirten. Eine stattliche Anzahl angesehener Herren des Adels und der Geistlichkeit

beeihren die Schuhmacherzunft mit ihrem Beitritt. Bis zur Reformation im Gebiete des Bliestaales (um 1570) steigt der Zustrom von Handwerkern aus nahezu 30 verschiedenen Berufen und aus über 50 Ortschaften gewaltig an. Sie kommen aus dem Rheintal (Offenburg, Straßburg, Schaffhausen, Kaub, Bingen), aus Ulm und Passau, von Kirchheim/Neckar und Gondorf an der Mosel. Der weitaus größere Teil ist freilich aus dem Saar-Nahe-Bergland.



Herkunft der Mitglieder: ● Schuhmacherzunft † Sebastiansbruderschaft

Gewiß können wir hier nicht mehr von einer reinen Zunft sprechen, zumal Leute verschiedenen Standes und Geschlechts ihr zugehören. Da auch nur wenige der Eingeschriebenen zugleich Mitglieder der St.-Sebastianus-Bruderschaft sind, können wir eher eine gemischte Zunftorganisation mit sozial-religiöser Zielsetzung vermuten. Diese lehnt sich aber mit Vorliebe an die älteste Innung der Stadt an und wird von den Handwerkern der Lederbranche getragen. Daß geistliche und weltliche Gönner ihr beitreten, wird aus dem engen Gemeinwesen einer mittelalterlichen Kleinstadt verständlich. Seit 1512 beginnt der größere Zustrom fremder Handwerker, der andererseits auch deren Frauen in diese Bruderschaft der Schuhmacherzunft führt.

Das Wirtschaftsleben unserer Kleinstadt muß schon eine gewisse Bedeutung erlangt haben, um im Jahre 1439 eine Einladung zur Ulmer Messe erhalten zu können. Leider fehlen nähere Quellen über die Teilnahme selbst. Das Handwerk selbst blüht in St. Wendel, eine Stadt von nur vier Hektar Bering mit gut 500

Seelen, langsam auf. Erstmals treten seltenere Berufe für die Belieferung des Gemeinwesens auf: Goldschmiede, Leiendecker, Kessler und Kappenmacher. Sie kommen von Lützelburg, Trier, Zeltingen, von Wesel, Koblenz, Heidelberg und Dürkheim.

Die Reformation der deutschen Gebiete brachte den kurtrierischen Städten im wirtschaftlichen Leben keinen Gewinn. Äußerlich wurde dies zunächst sichtbar in einem verstärkten Nachlassen der Zuwanderungen ab 1560 aus den entfernteren Räumen. Was nun in die Bürgerschaft eintrat, waren meist Angehörige des kurtrierischen Staates aus dem Mosel- und Eifelgebiet; nur wenige kamen aus Lothringen. Bis zum Dreißigjährigen Krieg reichte dieser Einzugsraum nicht über St. Nabor (Avold), Lützelburg, Trier und Wittlich hinaus. Zur reformierten Pfalz hin bestand eine scharfe Grenze. Die Anzahl der eigentlichen Handwerker wurde zusehends immer kleiner und läßt sich nach dem Westfälischen Frieden wegen mangelnder Angaben nicht mehr verfolgen.

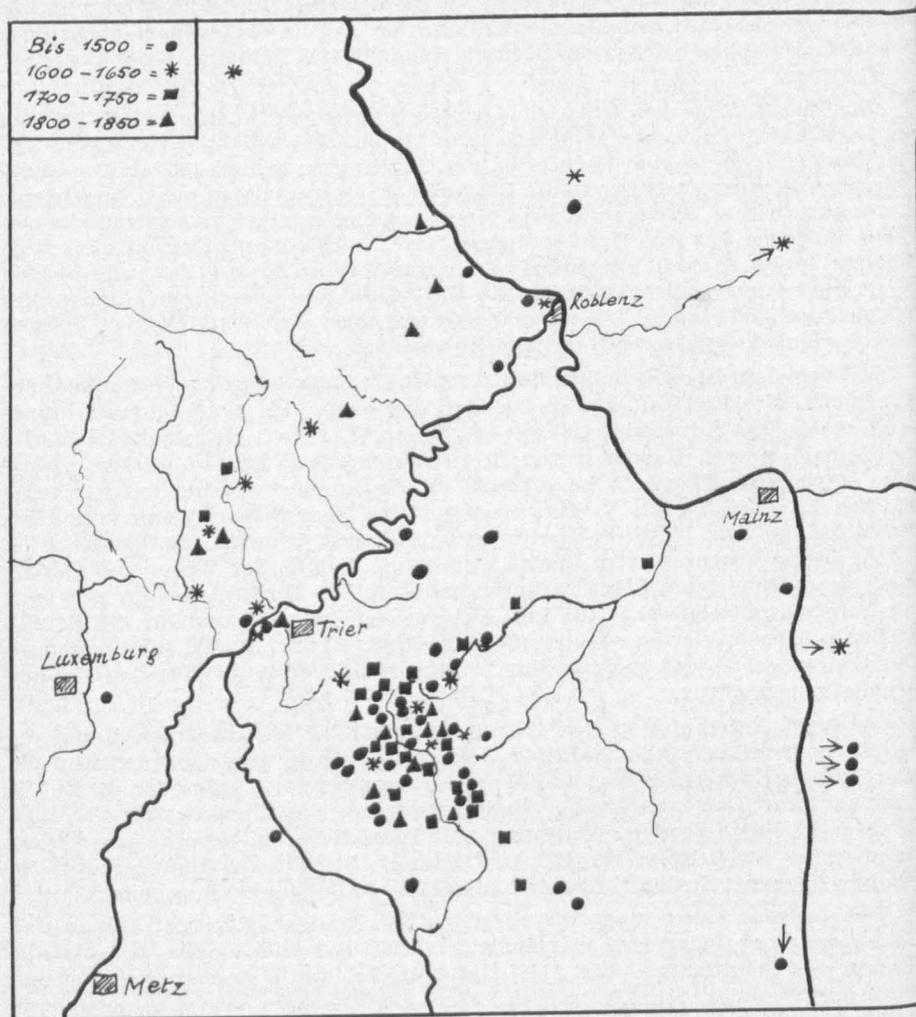
Mit dem Jahre 1768 beendete der Chronist die Eintragungen im Schuhmacherzunftbuch. Eine Zeit kam auf, in der auch das Wesen der Zunft langsam illusorisch wurde. Die Entwicklung der gewerblichen Wirtschaft ging über alte Zunftrechte bald hinweg. (Leider fehlen die Unterlagen der Weber- und Gerberzunft zum Vergleich). Schon das ausgehende 18. Jahrhundert brachte mit der technischen Entwicklung das Verlagswesen und die Manufaktur. Wenn auch noch Rohstoffe in den Handwerksbetrieben verarbeitet wurden, so beherrschten deren Güter nicht mehr den Markt. Gerade die Innung der Weber und Gerber sank sehr schnell zum Lohnarbeiterverband ab. Die Zunft als solche galt noch im Nahrungsmittelgewerbe (Bäcker, Metzger, Müller u. ä.) und für die Bereitstellung gebrauchsfertiger Güter (Schuhe, Hüte, Kleider usw.). Hier war auch das Lohnwerk, wo der zünftige Handwerker noch unmittelbar für den Kunden arbeitete, noch gültig.

In enger Beziehung zu den Zünften standen im kurtrierischen Raum die religiösen Bruderschaften. Äußerlich zeigten sie sich in großzügigen Stiftungen von Statuen, Ewigen Lichtern und Messen. In unserer Stadt schenkten die Zünfte Statuen ihrer Patrone für die Wallfahrtskirche: die Leinenweber St. Anna, Metzger St. Bartholomäus, Wollweber und Tuchscherer St. Severin, alle Lederhandwerker St. Crispin, Karcher und Krämer St. Michael, Hammerzunft St. Eligius, Bauzunft St. Josef, Bäcker und Müller St. Johannes, Evangelist.

Das Ziel der hiesigen „Bruderschaft zu den heiligen Marttyrn Fabian und Sebastian“ vom Jahre 1441 war zugleich sozial und religiös. Sie umfaßte alle Stände des Städtchens, Adlige, Geistliche, reiche Kaufleute, Handwerker und Ackerbürger unter dem *Leitspruch*: *Ecce quam bonum et quam jucundum, habitare fratrum in unum.* — Siehe, wie gut und rechtschaffen es ist, wenn alle gleichsam wie Brüder zusammen leben! Als Ziel der Bruderschaftler galt die gebührende Verehrung Gottes und die Gewinnung ewiger Seligkeit auf die Fürsprache der beiden Pestheiligen — „solange godt ihme das leben fristen due“, wie ein Zunftmeister in seinem Testament schreibt.

Aus nahen Gründen bemühte sich die Geistlichkeit der Grabeskirche zum hl. Wendelin um die religiöse Betreuung der Bruderschaft. 1464, im Todesjahre des großen Kardinals Nikolaus von Kues, der als Pfründner des Domes eine herrliche Kanzel aus Sandstein schenkte, nennt sich der amtierende Pfarrherr Johann Durchdenwaldt „Pfleger und Brudermeister des lieben Heilandes sant Wendelin“. Graf Johann Ludwig von Leiningen bekennt 1692, „er habe sich der hochloblichen bruderschaft einverleibt Godt dordurch zu verehren“, der Kaufmann Demuth 1724 „zu seiner seele Heyle“.

Der gesellige Teil trat hinter das religiöse Tun zurück. Zahlreiche Pestseuchen, Kriege und Feuersbrünste riefen die Stadtbewohner häufig zur echten



Herkunftsorte der Mitglieder der Sebastians-Bruderschaft zu St. Wendel

Frömmigkeit auf. Der Pestheilige Sebastian wurde der Namenspatron vieler Familien. — Wer in die Zunft wollte, mußte rechten Glaubens sein. Er entrichtete einen kleinen Geldbetrag und wenig Wachs für Kerzen zu kirchlichen Prozessionen. Alle Zunftbrüder nahmen am Festtage ihres Heiligen, am 20. Januar, in feierlichem Aufzuge am Hochamte in der Wallfahrtskirche teil.

„Gesetz und Regel gemelter bruderschaft“ atmeten keinen wirtschaftlichen Geist, weil er nicht ihrem Anliegen entspricht. Sie war eine „Sozial- und Sterbekasse“ für sozial und religiös Gleichgesinnte.

Dieses Bruderschaftsbuch St. Sebastianus gibt einige interessante Aufschlüsse über Berufe und Herkunft der eingeschriebenen Mitglieder. Die Matrikel weisen bis 1500 bereits 14 Geistliche und 8 Adlige auf.

In wenigen Jahrzehnten nach der Gründung schreiben sich Handwerker aller Art in die Bruderschaft ein, besonders aber Schneider (10), Müller (6), je 4 Bäcker, Metzger, Schmiede, Scherer — dann jeweils 3 Wagner, Aulner, Maurer, Steinmetz, Leiendecker und Reuter. Sie kommen in der Mehrzahl aus dem Saar-Nahe-Bergland, vereinzelt von der Mosel (Trier, Trarbach), vom Rhein (Mühlhausen, Andernach, Worms), von der Donau (Passau), von Nördlingen, Nürnberg und Lützelburg. Im 16. Jahrhundert bleibt die berufliche Auswahl im wesentlichen gleich. Neu treten auf: Köche, Trommelschläger, Chirurgen und Goldschmiede. Sie kommen aus Echternach, Daun, Koblenz, Brühl, Boppard, Kastellaun und Lebach. Durch die Wirren der Kriege wird der Kreis im 17. Jahrhundert kleiner; als neue Berufe werden vermeldet: Seidenstricker, Büchsenmacher, Pastetenbäcker, Förster, Schweizer, Kellner, Maler und Lehrer (Ludirector). Im 18. Jahrhundert bleibt die übliche Aufzählung der Handwerke bestehen; es erscheinen neu ein Münzer und Orgelbauer. Als Herkunftsorte sind genannt: Münster und Kirn an der Nahe, Homburg, Forbach und Sanders in Lothringen. Die Mehrzahl der Leute kommt aus der näheren Umgebung.

Seit dem Niedergang der mittelalterlichen Wirtschaftsverfassung im Gefolge der Französischen Revolution öffnet die ehemalige Pestbruderschaft ihre Matrikel allen Berufen, den Männern und Frauen. Im Aufstieg des Gewerbes mit der Durchindustrialisierung im 19. Jahrhundert treten viele Angehörige der technischen Branchen, aus der Verwaltung und den Zweigen der Dienstleistungen ein. Je mehr eintreten, um so weniger hören wir von ihrer Herkunft. Zuletzt sind noch vermerkt: Koblenz, Trier, Bitburg und Gillenfeld/Eifel.

Zünfte und Bruderschaften standen in einem kleinen Gemeinwesen wie St. Wendel im Laufe der geschichtlichen Entwicklung in einem engen Verhältnis zueinander. Es gehörte gleichsam „zum guten Ton“ für jeden Meister, sich sozial zu betätigen. Eine Kontinuität der Entwicklung sicherte der bewährte Rechtsstatus einer Stadt in einem festgefügtten Landesgebiet (Kurtrier). Ferner war ausschlaggebend die Einheit der Glaubenswelt dieser kurtrierischen Enklave, durch reformierte Gebiete ab 1570 eingegrenzt. Des weiteren bot das Wirtschaftsleben anderer saarländischer Kleinstädte kein höheres Niveau, so daß kein nennenswerter Verlust an Substanz durch Abwanderungen eintreten konnte. Größere Marktorte, wie Frankfurt oder Köln, wirkten noch nicht nachteilig ein.

Es blieb für St. Wendel die Abgeschlossenheit vor gefährlichen Neuerungen, eine festgefügte Tradition in Recht, Wirtschaft, Brauchtum und kathol. Religion. Dies alles nährte Zünfte und Bruderschaften und führte sie zu gedeihlicher Blüte.

Literatur:

- Max Müller: Geschichte der Stadt St. Wendel (St. W. 1927)
 Henri Pirenne: La civilisation au moyen âge (Bruxelles 1930)
 Archivalien: Pfarrarchiv St. Wendel, Stadtarchiv St. Wendel

Die Heimat trägt man im Herzen, drum kann man sich nie von ihr lösen.

Augustin Wibbelt

Aufenthalt der Kurfürsten von Trier im Schlosse zu St. Wendel

Aus der „Geschichte der Stadt und des Amtes St. Wendel,“ 1865

VON JULIUS BETTINGEN (1818—1891)

BEARBEITET VON HANS KLAUS SCHMITT

„Das Schloß zu St. Wendel mußte stets bereit sein, seinen Herrn, den Churfürsten von Trier nebst dem Hofstaate aufzunehmen. Besonderer Hausrath, Leinwand u. s. w. waren zu diesem Behufe vorhanden. Daß der Aufenthalt der Churfürsten in hiesiger Stadt nicht immer ein nur kurzer und vorübergehender gewesen, dafür spricht der Umstand, daß sie sich für die Zeit ihrer Anwesenheit den Genuß der Gärten, sowie die eingelieferten Hühner und Kapaunen vorbehielten, was jeden Falls auf ein längeres Verweilen schließen läßt, während welchem sie hier ihre eigene Küche und überhaupt ihren eigenen Haushalt führten. Im vorigen (18.) Jahrhundert hatten noch verschiedene Gewerbetreibende, Metzger, Bäcker u. a. als Hoflieferanten sich besonderer Begünstigungen zu erfreuen.

Es darf wohl angenommen werden, daß die Churfürsten Balduin (v. Luxemburg) und Boemund II. (v. Ettendorf), welche beide eine besondere Vorliebe für St. Wendel an den Tag gelegt haben, nicht minder auch Otto (von Ziegenhain), welcher als Trier'scher Archidiacon gleichzeitig Pfarrer von St. Wendel war, unsere Stadt häufig besucht haben werden, doch läßt sich solches urkundlich eben so wenig nachweisen, als daß Jacob I. (von Sirk), während des sogenannten Manderscheid'schen Krieges, bis 1436, sich größtentheils in dem hiesigen Schlosse aufgehalten habe, wie vielfach behauptet wird.

Dagegen beweist eine Urkunde Raban's (von Helmstatt), datirt: St. Wendelin am Mittwoch nach dem 12. Tag 1436 trier. stils, daß dieser Churfürst sich damals hier aufgehalten hat. ¹⁾

Churfürst Jacob II. (von Baden) verspricht in einem, in dem hiesigen städtischen Archive noch vorhandenen Schreiben an „Unsern lieben getruwen Scholteiß Scheffen und Bürgeren unserer Stat Sant Wendlin“, datirt „Erembreitstein am Freitag nach dem Sonntag Reminiscere Anno XCVI more trevirio“ nach St. Wendel kommen zu wollen, um die Huldigung entgegen zu nehmen.

Auch Churfürst Richard von Greifenklau scheint sich im Jahre 1515 längere Zeit auf dem hiesigen Schlosse aufgehalten zu haben. Am Freitag „nach Conversionis Pauli 1514 nach gewohnheit in unserm stift zu Trier (26. Jan. 1515) belehnt er Simon von Bitsch gen. Gentersberg mit dem Burglehn zu Grimburg.

Während der Jahre 1532, 1534, 1537 und 1541 hielt sich Johann III. (von Metzhausen) auf dem hiesigen Schlosse auf. Eine Urkunde, wodurch er den Abt und das Kloster Marienstadt in seinen besonderen Schutz nimmt, ist von hier erlassen, „in unser statt St. Wendelin am 29. tag des monats Juli in dem Jahre Unsers Herrn 1534“. ^{1a)}

Auch dessen Nachfolger Johann IV. (Ludwig von Hagen) residirte in den Jahren 1541, 1542, 1544 u. a. w. auf längere oder kürzere Zeit zu St. Wendel. Eine Verordnung desselben in Betreff abzuhaltender öffentlicher Gebete wegen des Einfalls der Türken und „wegen der im Reiche herrschenden Religions Irrungen“ ist Samstag nach Valentinstag 1541 mor. Trev. (also am 18. Februar 1542) von hier aus erlassen worden. ²⁾ Bei seiner Anwesenheit im Jahre 1544 vollzog der Churfürst eine hier errichtete Urkunde betreffend eine Vereinbarung

zwischen seinem Verwandten, dem Junker Ludwig von Soetern und der hiesigen Kirche, mit seiner Unterschrift.

Johann V. (Graf von Isenburg) hielt sich im Spätherbst des Jahres 1553 auf seinem Schlosse zu St. Wendel auf, wie ein hier vorhandenes Schreiben desselben an den Herrn von Soetern wegen einer Schuldforderung der hiesigen Kirche bezeugt, welches das Datum trägt: „St. Wendelin, denn 7. Nouembris Anno 1553“.

Jacob III. (von Elz) nahm 1567 die Huldigung in St. Wendel persönlich entgegen. Sein Nachfolger Johann VII. (von Schoenberg, 1581—1599) verweilte, kränklich und die Einsamkeit liebend, öfters längere Zeit auf dem hiesigen Schlosse in stiller Zurückgezogenheit. (Conf. Gesta Trev. 3. 53) Von hier aus gebietet er unterm 18. October 1589, daß sämtliche im Erzstifte wohnende Juden, 3 Monate nach Publication dieses Ediktes, das Land zu verlassen haben. ³⁾ Eine andere churfürstl. Verordnung, datirt St. Wendel den 5. März 1591, erklärt verschiedene ausländische Münzen (Dickpfennige etc.) für werthlos. ⁴⁾

Philipp Christoph (von Soetern), dessen Vaterstadt St. Wendel gleichsam war, scheint nicht ungern zuweilen hier gewohnt zu haben, obgleich er mit den Bürgern niemals im besten Einvernehmen stand. Längere Zeit verweilte er hier u. a. im Jahre 1624. Bei seiner Anwesenheit im J. 1646 befanden sich zwei Jesuiten in seinem Gefolge, welche, auf Geheiß des Kellners Kopheus, hier Missions-Andachten abhielten.

Auch Carl Caspar (von der Leyen) war mehrmals nach St. Wendel gekommen. Im Jahre 1654 verbrachte er einige Tage hier in Gesellschaft mit dem Herzoge von Zweibrücken. Dieser gab der Bürgerschaft, in Rücksicht des stattgehabten



Erzbischof Carl Caspar von der Leyen
Kurfürst von Trier, 1653 - 1676.

Lithographie von Chr. Hawich aus Trier,
1826

Empfangs und des hierbei verschossenen Pulvers, ein Geschenk von 4 Thlr. Die Bürgerschaft hatte aber bei dieser Gelegenheit 20 Gulden 6 alb mehr an Wein verzehrt, als dies herzogl. Geschenk betrug. Anno 1664 war der Churfürst wieder in St. Wendel und wurden damals für seine Tafel Fische, für 5 Thlr. 42 alb, zu Ottweiler gekauft. Auch „Ihrer Churfürstl. Gnaden Herr Bruder mit Dummhenn und 14 Pferden“ waren 1659 hier gewesen und hatten im Schlosse logirt.

Der letzte Churfürst, welcher unsere Stadt besucht hat, wird wohl Franz Ludwig (Pfalzgraf von Neuenburg) gewesen sein, welcher 1725, in Begleitung seines Weibischofs, hierhergekommen. Jetzt konnte der Churfürst aber nicht

mehr in seinem Schlosse hier einkehren, welches längst in Trümmern lag (seit 1677), er mußte vielmehr sein Absteigequartier bei seinem Amtmanne, dem Hofrath Franz Ernest von Hame nehmen, dessen schönes und geräumiges Haus in der Nähe des ehemaligen Schlosses lag, und heute noch unter dem Namen „Amtshaus“ besteht.“⁵⁾

Anmerkungen:

- 1) Cople dieser Urkunde im Archiv zu Coblenz-Goertz, Regesten, S. 6
- 1a) Pöhlmann Carl: Die Herren von Bitsch genannt Gentersberg (Neustadt, 1933)
- 2) Scotti, Sammlung etc. Theil I. S. 314
- 3) Scotti, Sammlung etc. Theil I. S. 541
- 4) Scotti, Sammlung etc. Theil I. S. 549
- 5) Anm. d. Schriftl.: Von Bettingen wird hier das heutige Rathaus in der Schloßstraße angenommen. Hier irrt er jedoch, da der Hofrat Franz Ernst von Hame dieses Gebäude erst 1742 erbaut hat. Wahrscheinlich hat der Kurfürst sein Absteigequartier im D'hameschen Hause, Schloßstraße 5, genommen, das der Amtmann Damian Hartard D'hame 1705 erbaut hatte.

Arbeitslosigkeit, Not und Armut in den Dörfern der Bürgermeisterei Oberkirchen vor 100 Jahren

VON D. HINKELMANN

Es muß schon sehr schlecht um die wirtschaftlichen Verhältnisse, besonders in den Wintermonaten, in verschiedenen Gemeinden des Amtes Oberkirchen bestellt gewesen sein, daß man behördlicherseits sich gezwungen sah, nach Mitteln und Wegen zu suchen, dieser Not möglichst abzuwehren. Wenn man berücksichtigt, daß es in jenen Jahren in unserem Raum kaum Berg- oder Hüttenarbeiter und neben der äußerst kargen Landwirtschaft nur das Baugewerbe und einzelne Sandsteinbruchbetriebe gab, war die Arbeitslosigkeit in den Dörfern Oberkirchen, Grügelborn, Furschweiler und Gehweiler mehr als groß. „Arbeitslosenfürsorge“, eine Errungenschaft der 20er Jahre dieses Jahrhunderts, kannte man damals noch nicht. Neben den sogenannten „Almosenkassen“ der Kirchen standen kaum nennenswerte Unterstützungsbeiträge aus dem „Landesarmenfonds“ für die allerhärtesten Fälle, besonders für die kinderreichen Familien, zur Verfügung. Auch seitens der Gemeinden, die gänzlich verarmt waren, konnte kaum etwas zur Behebung dieser Notlage beigetragen werden. Ähnlich wie in unseren Tagen, wo man bestrebt ist, hier im industriearmen Westrich Betriebe und Werkstätten anzusiedeln, kam im Jahre 1861 der (Amts-) Bürgermeister Köster der Bürgermeisterei Oberkirchen auf den Gedanken, in etwa Gleiches zu versuchen.

Auf irgendeine Art und Weise hatte er in Erfahrung gebracht, daß in dem kleinen pfälzischen Dorf Eußerthal, im Pfälzerwald gelegen, bei gleichen wirtschaftlichen Verhältnissen durch die Einrichtung einer Hutflechtereier für die arbeitenden, meist weiblichen Einwohner während der Wintermonate eine sogar ergiebige Erwerbsquelle geschaffen wurde. Um einen Träger für das künftige Unternehmen zu gewinnen, fühlte man bei dem Kaufmann Richard Keller in St. Wendel, der daselbst eine Strohhafabrik betrieb, vor. Keller war auch sofort bereit, dasselbe zu übernehmen. Nun legte Bürgermeister Köster seinem nächsten Vorgesetzten, dem Landrat Rumschöttel in St. Wendel, einen eingehenden Bericht vor, in welchem er u. a. auf die Armut, die Not und das Elend in seinen

Gemeinden, besonders unter dem weiblichen Geschlecht, das durch die fast immerwährende Arbeitslosigkeit „zu der bereits eingewurzelten Trägheit der sittlichen Verwahrlosung verfallt“, hinwies. Unter Bezugnahme auf das Beispiel Eußerthal bat er den Landrat, höheren Ortes die Einrichtung und Förderung einer „Palm- und Panamahutflechtereier“ zu erwirken. Zur besseren Fundierung seines Antrages teilte Köster mit, daß z. B. in Eußerthal ein 14jähriges Mädchen mit der Flechtarbeit täglich zwischen 4½ und 7 Silbergroschen (ca. 45—50 Pfg.) verdiene. Auch habe er bereits die Gemeinderäte von Oberkirchen und Furschweiler zu bestimmen gewußt, im gegebenen Falle „Lehrlokale mit Heizung“ zur Verfügung zu stellen. Landrat Rumschöttel, dem die Sache ebenfalls sehr am Herzen lag, machte der Regierung in Trier eine entsprechende Vorlage. Doch die Schwierigkeit einer behördlichen Genehmigung war nur nebensächlicher Art, denn der Schwerpunkt lag in einer finanziellen Unterstützung durch den Staat während der Anlaufzeit. Kaufmann Keller, der sofort das Unternehmen startete, hatte gleich zu Anfang in Furschweiler und Oberkirchen je 13 Schülerinnen, die auf seine Kosten angelernt wurden und von denen schon je 6 Hüte geflochten wurden. Um aber die übrige Bevölkerung in seinen Gemeinden und den bereits vorhandenen 26 Schülerinnen einen weiteren Anreiz zu geben, schlug Bgm. Köster dem Landrat vor, eine Prämie aus staatlichen Mitteln zu erwirken, die an die Herren Pastoren Wagner in Furschweiler und Theiß in Oberkirchen zur Auszahlung an die Lehrlinge im Gesamtbetrag von etwa 8—19 preuß. Talern zu überweisen wäre. Durch diese Förderung könnten nach einer Anlaufzeit in den betr. Gemeinden „über 100 Flechterinnen dauernd und lohnend beschäftigt und dadurch wieder die Lust zu einem ehrbaren Erwerb, Sinn für Ordnung und Reinlichkeit und als weitere Folge die Verbesserung der sittlichen und wirtschaftlichen Lage erreicht werden.“

Als zuständige Stelle, welche für die Bereitstellung der Prämien zuständig war, kam der preuß. Handelsminister in Berlin in Frage. Doch bevor der Oberpräsident der Rheinprovinz den Antrag von Bürgermeister Köster und Landrat Rumschöttel dem Minister vorlegte, ersuchte er die Antragsteller um eine noch bessere Begründung und eine genaue Darlegung, aus welcher hervorgehe, daß sich das angelaufene Unternehmen rentiere und für die betr. Gemeinden eine Entlastung darstelle. Hierzu waren beide sofort in der Lage, zumal ihnen ein eingehender Bericht aus Eußerthal, verfaßt vom Vorsitzenden des örtlichen St.-Johannes-Vereins, welcher Träger der dortigen Flechtereier war, vorlag. Diesen nützend, teilten sie über die zuständigen Stellen dem Oberpräsidenten u. a. folgendes mit:

In Eußerthal, wo die Hutfabrikation seit dem 4. 2. 1857 auf Rechnung des vorerwähnten Vereins betrieben wurde, habe man durch die Beschäftigung der weiblichen Arbeitskräfte und deren Familienanhang beachtliche Erfolge erzielt. Wie sich dieser neue Erwerbszweig wirtschaftlich auswirke, gehe beispielsweise daraus hervor, daß ein Familienvater von dem Einkommen seiner „Flechtkinder“ andere Einnahmen aufsparen und 100 Gulden von seiner Schuld abtragen konnte. Was die Fabrikation selbst angehe, seien in Eußerthal in der Zeit vom 4. 2. 1857 bis 23. 12. 1858 insgesamt 26 000 Stück Hüte mit einem Verdienst von 4 500 Gulden von durchschnittlich 37 Flechterinnen (sehr wahrscheinlich mit Familienangehörigen) fabriziert worden, so daß die bisher von der Kreisregierung in Speyer gewährte Prämienzahlung nunmehr in Fortfall kommen könne.

Mit diesen Angaben war nun zur Genüge bewiesen, welche Erfolge mit dieser Erwerbsquelle erzielt wurden, und unter der Berücksichtigung, 151 Familien in den genannten Gemeinden ein entsprechendes zusätzliches Bareinkommen zu gewährleisten, wurde nunmehr um Bewilligung eines Betrages von 30 Thalern gebeten, die dann vom Ministerium auch zur Verfügung gestellt wurden.

Scheinbar hatte durch die Gewährung von Prämien die Hutflechterei in Oberkirchen, Grügelborn und Furschweiler trotz verschiedener Schwierigkeiten gut eingeschlagen. Doch in dem Dorf Gehweiler, das genau so arm war wie die Nachbargemeinden, und obwohl ein ansehnlicher Betrag aus dem Landesarmenfonds gezahlt werden mußte, stand man noch teilweise abseits. Um nun auch hier der Hutflechterei besseren Eingang zu verschaffen, bat Bürgermeister Köster über das Landratsamt um Bewilligung weiterer 20 Thaler als Prämie für die angehenden Flechterinnen. Zum besseren „Verständnis“ für die in den anderen Gemeinden bereits florierende Flechterei und als zugkräftiges Beweismittel stiftete Fabrikant Keller aus St. Wendel 3 Palmhüte, die dem Gesuch an die Regierung beigefügt wurden.

Von den zuerst bewilligten 30 Thalern waren bis zum 22. 12. 1863 21 Thaler wie folgt verausgabt: nach Furschweiler 4, Gehweiler 9 und Grügelborn 8 Thaler. Hierzu noch folgende Bemerkung des Bürgermeisters: „In Furschweiler und Gehweiler kann die Sache für begründet angesehen werden, da hier tüchtig gearbeitet wird. Auch in Oberkirchen ist dies der Fall, doch arbeiten augenblicklich nur 2 Familien. In Grügelborn ruht die Flechterei z. Zt. ganz. Streitereien zwischen dem Lehrer, der sich anfänglich mit zu großem Eifer der Sache angenommen hatte, und dem Fabrikanten Keller sollen die Gründe für das Erliegen gewesen sein. Im allgemeinen stehe die Sache im Amt Oberkirchen gut, aber sie würde noch besser laufen, wenn dem Fabricanten K. ausreichendere Betriebsmittel und eine größere Fachkenntnis zu Gebote ständen.“

Jedenfalls bewilligte Berlin die neue Forderung von 20 Thalern, wozu vielleicht auch die „gestifteten drei Palmhüte“ das ihrige mit dazu beigetragen haben mögen.

Nach einer gewissen Zeit erkundigte sich die Regierung in Trier nach den restlichen 9 Thl. und wollte über deren Verwendung Auskunft haben wie auch über den Stand der gesamten Hutflechterei im Amt Oberkirchen. Landrat Rumschöttel beantwortet diese Anfrage, indem er mitteilt, daß seit Erstattung seines letzten Berichtes in der Flechterei eine weitere Entwicklung nicht stattgefunden habe, diese noch fortbesteht und wenn nicht ungünstige Verhältnisse eintreten, diese im Interesse der Gegend weiter bestehen wird. Allerdings sei es für den Fabrikanten K. sehr schwer, diesen neuen Industriezweig zu behaupten, da es ihm an Geld und an der erforderlichen Ausdehnung und Einrichtung mangle. Von den bewilligten Prämiegeldern ständen ihm (am 6. 10. 1864) nur 6 Thl. noch zur Verfügung. Damit schließen leider die Akten und verschweigen uns, was aus der mit soviel Hoffnungen ins Leben gerufenen Hutflechterei geworden ist.

Anm.: Staatsarchiv Koblenz Nr. 442/4037

In glücklichen Augenblicken enthüllt uns auch eine Pflanze, ein Tier, irgendein Ding ein unaussprechliches Geheimnis. Es kommt wie ein Hellsehen über uns, wo der Geist der Welt zu uns sprechen will, unmittelbar, nicht mit menschlichen Worten und nicht durch sie auszusprechen.

Hans Thoma

Ein Streit um die Grenze vor 200 Jahren — Schwarzerdener ernteten, wo sie nicht gesät hatten —

VON DANIEL HINKELMANN

Jahrzehntelang dauerten schon die „Irrungen“ zwischen den Gemeinden entlang der ehemaligen Landesgrenze zwischen Lothringen und Pfalz-Zweibrücken, in unserem Fall zwischen den Oberämtern Schaumburg (Tholey) und Lichtenberg, bis man sich endlich im Jahre 1730 entschloß, die genaue Grenze durch eine gemischte Kommission erneut festlegen zu lassen. Ein Jahr später wurde diese durch die sogenannten Hoheitssteine, die man heute noch hie und da antrifft, markiert. Doch auch diese konnten es nicht verhindern, daß es im Jahre 1770 erneut zu einem Grenzzwischenfall kam, mit dem sich die höchsten Regierungsstellen in Zweibrücken und Nancy beschäftigen mußten.

Die Veranlassung hierzu gab der lothringische Schultheiß Becker von Oberkirchen, indem er zwischen den „Entenpfühlen“ und der „Stauderheck“, wo sich die Landesgrenze mit der Banngrenze zwischen Oberkirchen und Schwarzerden deckte, ein Stück Land in der Größe von 1½ Morgen auf „Pfalz-Zweibrückischer Hoheit gelegen umzackerte und mit Korn besät“ hatte. Als die zu Schwarzerden erfuhren, daß man in der Gemeinde Oberkirchen das Vorgehen ihres Schultheißen mißbilligte, ließ man die Sache vorerst auf sich beruhen, indem man die Erntezeit abwarten wollte, zumal eine Beschwerde bei Schultheiß Becker keinerlei Beachtung fand. Während das Korn nun langsam heranreifte, muß es dem Oberkircher „Ortsgewaltigen“ gelungen sein, die Stimmung in seinem Dorfe zu seinen Gunsten umzuschlagen, denn wie ein Vertrauensmann in Schwarzerden berichtete, wolle die ganze Gemeinde Oberkirchen im weiteren Verfolg der nicht ganz sauberen Angelegenheit dem Schultheißen „hülfreiche Hand leisten, um das Korn auf dem strittigen Platz zu schneiden und heimzuführen“. Aber auch die Schwarzerdener waren auf der Hut, indem sie argwöhnisch das Kornfeld hinsichtlich seiner Reife beobachteten, und als sie dabei eines Tages erfuhren, daß die Oberkirchener Anstalten machten, das Korn zu schneiden, zog die ganze Gemeinde aus, schnitt das reife Korn und brachte es glücklich in das Dorf, wo sie es sogleich versteckten. Während dieser Sicherheitsvorkehrungen war auch der Schultheiß Becker mit seinen Getreuen aus Oberkirchen ausgerückt, um seine Ernte auf dem Schwarzerdener Bann einzubringen, doch fand er nur ein kahles Stoppelfeld vor. Jetzt konnte nur noch eine rasche Tat einen Erfolg sichern: man überschritt die Landesgrenze und „fiel in das Dorf Schwarzerden ein“, um das geschnittene Korn herauszuholen. Doch sie fanden es nicht, es war zu gut versteckt, worauf sie unverrichteter Sache wieder abzogen. Nach dem Bericht des Oberamtes Lichtenberg an die Regierung in Zweibrücken erfolgte deren Rückzug, „ohne daß einige Gewalthätigkeiten verübt worden, weil die Gemeinde Schwarzerden (wie immer friedfertig) die nicht den Vierden Theil so stark sind als die Oberkirchener allen Anlas dazu sorgfältig vermieden haben.“

Ein Ortstermin, wo man sich am nächstfolgenden Tag hin- und herstritt, verlief ergebnislos, so daß man sich zuletzt auf einen „Augenschein“ mit Beamten von beiden Hoheiten zu einigen suchte.

Nun beschäftigten sich auch die Kanzleien der Oberämter Schaumburg und Lichtenberg, allerdings Zeit verschwendend, mit dem Zwischenfall, und man kam dann zuletzt überein, daß eine Ortsbesichtigung mit dem lothringischen Beamten Tailleur und dem Landschreiber Schmid von Lichtenberg stattfinden sollte. Dabei trug man sich zweibrückischerseits mit dem Gedanken, falls der

Zwischenfall nicht in Güte beigelegt werden könne, die Lothringer ihren Schultheißen Becker weiterhin unberechtigterweise in Schutz nehmen würden, „das kürzeste Mittel in die Hand zu nehmen und den Becker bei Betreten zweibrückischen Gebietes einfach festzunehmen und nach Lichtenberg in den Turm zu sperren.“

Bei diesem Ortstermin sollten auch noch weitere Vorfälle, bei denen der Gemeinde Schwarzerden Schaden zugefügt wurde, mit bereinigt werden. Der Termin fand dann auch tatsächlich am 3. November 1770 statt. Vom Amt Lichtenberg nahmen der Regierungsrat und Amtmann Schmid aus Kusel, der Oberförster Schaefer und ein weiterer Beamter, der Förster Loch aus Baumholder und lothringischerseits der bereits erwähnte Tailleur den Termin wahr. Doch schon zu Beginn der Verhandlung erklärte Tailleur, daß er nur für die Bereinigung des Hauptfalles zuständig sei und die Behandlung der weiteren von Schwarzerden genannten „Übergriffe“ ablehnen müsse.

Im weiteren versuchte er, sich den Tholeyer Vertrag so auszulegen, daß er auf die von Schwarzerden vorgelegten Beweise kaum mehr antworten konnte, ließ sich nicht dazu bewegen, die alleinige Schuld des Schultheißen Becker anzuerkennen, dagegen versprach er nur, den ganzen Sachverhalt seinem Hof (Regierung) in Nancy zu unterbreiten und dessen Entscheid abzuwarten. Da aber nach seinen Feststellungen die Schwarzerdener in der Sache „nicht ganz hasenrein waren“, indem sie auch angeblich auf Oberkircher Gemarkung liegendes Feld in der Größe von $\frac{1}{2}$ Morgen eingesät und abgeerntet hätten, einigte man sich dahingehend, daß die auf beiden Feldern geernteten Früchte einsteuerten je zur Hälfte beim Amtsschultheißen in Konken und beim Schultheißen Becker in Oberkirchen „sequestriert“, d. h. sichergestellt werden sollen. Wie lange sie nun daselbst lagerten und was aus denselben geworden ist, verschweigen leider die Akten, jedenfalls war bis September 1772 der Streit noch nicht beigelegt; vielleicht fand er seine Erledigung, als das lothringische Oberamt Tholey aus dem französischen Staatsverband ausschied und im Herzogtum Pfalz-Zweibrücken aufging. Das war im Jahre 1786.

Staatsarchiv Speyer: Zweibrücken I Nr. 1154

Das Kirchspiel Scheuern

Aus der Beschreibung des pfalz-zweibrückischen Oberamtes Schaumburg

aus dem Jahre 1791

VON OBERAMTMANN MOSER

„1. Scheuern von Tholy aus 2 Stunden nordwärts gelegen. Darüber und über Neupel hat die Abthey Tholey zur Zeit des Schaumburger Hoheitswechsels und bis zum Vergleich im Monat Merz 1788 die Hochgerichtsbarkeit ausgeübt. Der Bann ist zwar geometrisch aufgenommen und verteilt, aber noch nicht berechnet. Die ständigen Grundzinsen mit 4 Malter Korn und 8 Malter Haber nebst 3 Fl. 10 Batzen Geld fallen der Abthey Tholey zu.

Die Bauern zu Scheuern sind zugleich Zinsleute des Lehens Eppelborn, wovon unter St. Peters Bann Meldung geschehen wird. Die dasige und Neupeler Gemeind sollen vormals vereinigt gewesen sein, sind aber bis auf einen gemeinschaftlich verbliebenen Distrikt Landes abgesondert. Der Zehenden, welcher der Abthey, der die Pfarrei einverleibt ist, zustehet, gab aus im Jahre 1787 5 Malter

4 Fas Korn, 9 Malter 2 Fas Haber; im Jahre 1790 5 Malter 1 Fas Korn, 9 Malter Haber.

Die Ländereien sind von mittelmäßigem Ertrag, jedoch mehr durch Vernachlässigung der Cultur als Naturschwierigkeiten.

Der Pastor, welchen die Abthey jährlich mit 450 Pfund besoldet, hat zugleich ein geringes Pfarrguth in Besitz und Genuß.

Auf dem Bann finden sich Agath, Jaspis, Chalcedon, Kalk und nach einigen Anzeigen Metalladern, welche nähere Prüfung verdienen. Davor, daß Abt und Convent zu Tholey an Herzog Rheinhard von Lothringen den 3. Theil der Jaspis, Chalcedon und andern Steinen im Gericht Scheuern cedirten, erhielten sie Montags nach Mauritius 1503 von besagtem Herzog einen Schirmbrief vor dieses Gericht. In dem bei Marpingen angezogenen Renuelischen Gutachten von 1621 wird bei Scheuern mit dem Ausdruck „quil sitrouve de la sorte belle mine de Jaspé“ dieser Steinart gedacht. Nach lothringischer Vermessung besitzt die Gemeinde $96\frac{1}{4}$ Morgen Hochwald.

2. Neupel liegt eine kleine halbe Stunde von Scheuern, die Richtung von Theley aus angenommen, etwas links, von letzterem Ort zwei starke Stunden entfernt. Die Morgenmaßung vom Bann ist noch nicht zu bestimmen. Die gemeine Hochwaldung bestehet aus 152 lothringischen Morgen. Von den drei Gattungen Bauerngütern, welche innerhalb den Banngrenzen vorhanden sind, sind die Grundzinsen von abtheylichen Schaft und der Wildberger Hub mit Korn, Haber, Hühner, Geld und Eier der Abthey fällig, vom Humbrechtsland aber stehet nebst dem Zehenden ein ständiger Hauße Dagstuhl als abtheyliches Lehen zu. Nach Dagstuhl liefert ferner die oberste von den zwei auf der Gemarkung liegenden Zins von 6 Fas Haber und 24 Albus an Geld jährlich dem Mahlmühlen vor den Wasserlauf aus der Dagstuhllischen Grenzbach jährlich ein Malter Korn. Der Fruchtzehenden rentirte der Abthey Tholey im Jahre 1787 an Korn 5 Malter 6 Fas, an Haber 9 Malter 1 Fas, Gerst 2 Fas; im Jahre 1790 an Korn 7 Malter, an Haber 12 Malter.

Die Eigenschaft des Grund und Bodens ist der vom Scheuerer Bann ziemlich gleich.

Der unten angeführt werdende St. Peters Bann ziehet bis an das Dorf Neupel und stehen zwei der Neupeler Häußer darauf, deren Bewohner die Eppelborner Seigneurial-Hochgerichtsbarkeit anerkennen müssen.

Jeder Bauer aus Neupel zahlte vor Zeiten jährlich zwei gros Schirmgeld auf Schaumburg; dormalen ist diese kleine Hoheitsrente ständig mit 24 Sols lothringischer Währung.

3. Lindschied, eine Viertelstunde vom Pfarrdorf Scheuern und $2\frac{1}{4}$ Stunden von Tholey entlegen, hat einen kleinen Bann und darauf $119\frac{1}{2}$ lothringische Morgen Hochwaldung.

Die Abthey Tholey besitzt nebst den Grundrenten von den Bauerngüthern ein eigenthümliches Gut zu Lindschied, die Rötherhöh genannt, welches ehemals zu einem besonderen Hof eingerichtet gewesen sein soll; dormalen aber an verschiedene Bauern begeben ist und jährlich ohngefähr 50 Fl. an Geld und den der Abthey reservirten Zehenden einbringt. Lindschied und der folgende Weiller Niederhofen waren bis in das Jahr 1782 nach Exweiler eingepfarrt, wurden aber damals auf ihr Ansuchen zur näheren Pfarrei Scheuern geschlagen. Der jetzige Pastor zu Exweiler bezieheth noch den 3. Theil am Zehenden gegen die Abthey, welcher die übrigen zwei Drittheile zustehen. Diese betrugten 1787: Korn 4 Malter $\frac{1}{2}$ Fas, Haber 6 Malter, Gerst 2 Fas; 1790: Korn 5 Malter 2 Fas, Haber 7 Malter 2 Fas, Gerst 1 Malter 6 Fas.

Von der Rötherhöhe der ganze Zehenden 1787: Korn 2 Malter 6 Fas, Haber 2 Malter 6 Fas; 1790: Korn 1 Malter, Haber 7 Malter 5 Fas.

4. Niederhofen, gleichweit von Tholey und Scheuern wie Lindschied, liegt oberhalb letzterem Ort, nahe an der Dagstuhlischen Grenze und hat mit dem dasigen Dorf Ueberroth einen gemeinschaftlichen Bann in dem Verhältnis, daß ohngefähr zwei Siebtel auf Schaumburgischem und fünf Siebtel einschließlich der gemeinschaftlichen Waldung auf Dagstuhlischem Gebiet gelegen sind; außer der Verfassung, die aus der Natur der Gemeinschaft fließet, sind keine besonderen Wirkungen davon hier zu bemerken.

Gegen einen Drittel Pfarrzehenden bezog die Abthey Tholey, welcher zugleich die Grundzinsen von den Bauerngüthern competiren, zu zwei Drittel. 1787: Korn 1 Malter 3 Fas, Haber 5 Malter; 1790: Korn 1 Malter, Haber 4 Malter 4 Fas.

Der Strich Landes, worinnen die 4 Ortschaften des Kirchspiels situirt sind, wird übrigens in der Nachbarschaft mit der Benennung Bohnenthal bezeichnet.

5. St. Peters Bann oder Hilscher-Haußer Feld umfaßt eine Fläche von ohngefähr 400 Morgen Landes, welche durch die Gemarkungen von Scheuern, Neupel, Niederhofen, der Dagstuhlischen Ueberrother und Dörfer und der Churtrierischen Hasborner eingeschlossen werden. Auf dem St. Peters Bann steht eine Capelle mit Eremitenwohnung. Wie bei Neupel bemerkt ist, ziehet solcher ins Dorf hinein und zwei Neupeler Häußer stehen auf Hilscherhaußer Grund.

Die hohe, mittlere und niedere Gerichtsbarkeit auf bemeltem Feld besitzt der Inhaber des lehnbaren Hochgerichtes Eppelborn, welchem zugleich die ständigen Grundzinsen mit jährlichen neun Quart Korn, 18 Quart Haber Saarbrücker Maaßung, 13 Reichsthaler an Geld, 26 Hahnen und 26 Hühner zustehen. Das Eigenthumsrecht zum ganzen — aus Wiesen und Aeckern bestehenden Feld — gehöret mit Ausnahme des Capellenplatzes und Eremiten-Gartens den Gemeinden Scheuren, Neupel, Niederhofen und Ueberroth, welche solches nach einer idealischen Eintheilung in 26 Ruthen jede zu 12 Schuh unter sich gleich andern eigenthümlichen Zinsguth posediren und obwohl durch Heurathen und Vererbungen auch Bauern von andern Ortschaften an diesem Eigenthumsrecht Theil erhalten haben, so sind doch dem Besitzstand nach bloß verbenannte Gemeinden zur Bestreichung des St. Peters Banns mit ihrer Viehherd befugt und bloß aus ihnen werden die Schöffen des Hilscher-Haußer Gerichts gewählt; jedoch waltet wegen Benutzung der Feldbäume ein Rechtsstreit unter ihnen vor. Jährlich auf Peters Tag wird gelegentlich der Wallfahrten zur Capelle bei selbiger Markt gehalten und vom Hochgerichtsherrn das Weinschenkungsrecht ausgeübt. Diese Capelle gibt den Titel zu einer Pfründe, wozu vormals die Abthey Tholey das Patronatsrecht gehabt, nachher aber eingebüßt und durch Vergleich vom 30. September 1761 als dem Freiherrn von Buseck in der Eigenschaft als Hochgerichtsherrn auf dem Hilscher-Haußer Bann zugestanden worden ist. Zur Pfründe gehöret der Zehenden auf dem befragten Feld, der im Jahre 1787 4 Malter Korn und 25 Malter Haber und im Jahre 1790 11 Malter Korn und 18 Malter 6 Fas Haber ausgegeben hat.

Sie soll dermalen dem Freiherrn Franz Amand von Buseck, Domkapitular zu Würzburg und Regierungspräsident zu Bamberg, coferiret sein, die Hochgerichtsbarkeit über den St. Peter Bann aber schon seit 3 Jahrhunderten gleiche Besitzer mit Eppelborn gehabt haben. Im Hilscher-Haußer Bezirk wird Jaspis gefunden.“

Wo gehen wir denn hin? — Immer nach Hause.

Novalis

Beschreibung von Oberthal

NACH EINEM BERICHT DES PFALZ-ZWEIBRÜCKISCHEN OBERAMTMANNES MOSER
ZU THOLEY VOM JAHRE 1791

„Linden, Imweiler und Osenbach, drei abgesonderte Ortschaften, welche durch Dorfseinrichtung und Gemarkungsgemeinschaft unter sich verbunden sind. Von Tholey aus liegen sie eine Stunde weit gegen Nordost. In der Gemarkung finden sich vier Hauptabteilungen in Beziehung auf die zinsbare Eigenschaft der Güter. Zunächst am Bliester Bann ist ein Distrikt von 403 Morgen Acker und Wiesen durch die Benennung von alten Kellerschaft und besondern Besitzungsart ausgezeichnet.

Daran schließt sich der Lindener Schaft von 366 Morgen, Haußplätz, Gärten, Wiesen und Aeckern.

Dann folget der Osenbacher Bann oder Schaft aus 847 Morgen Haußplätz, Gärten, Wiesen und Aeckern bestehend.

Zuletzt folget der sogenannte Trierische oder Imweilerer Bann, wovon außer den Waldungen 620 Morgen auf dem gemeinschaftlichen Lindener und 333 $\frac{1}{4}$ Morgen auf Groniger Gemarkung liegen. Zum eigentlichen Lindener Schaft kommen noch 24 Morgen, welche unter dem Namen von Hilbringer Schaft fundirt sind und von den älteren Besitzern des Lindener Schloßgutes, den Hessen von Hilbringen, herrühren.

Von all diesen zinsbaren Gütergattungen hat die Abthey Tholey die Schafternten nach und nach an sich gebracht bis auf jährliche 6 Malter 5 Fas Korn und 9 fl. 2 e Albus 3 $\frac{1}{2}$ pf. ratal oder 6 fl. 39 $\frac{1}{4}$ xer *) rheinischen Geldes, vom sogenannten Trierischen Schaft und 4 Fas Korn vom Lindener Schaft, welche so wie einige Rauchhühner von Imweilerer Häußer, die auf näherer Liquidation beruhen, der Churtrierischen Kellerei Lemberg zustehen.

Die ganze Gemarkung enthält

an Hausplätzen	48 Morgen	2 Viertel	22 Ruthen	33 Schuh
an Gärten	45 Morgen	2 Viertel	22 Ruthen	45 Schuh
an Wiesen	307 Morgen	3 Viertel	10 Ruthen	85 Schuh
an Ackerland	1717 Morgen	1 Viertel	12 Ruthen	78 Schuh
an Wilderung	58 Morgen	1 Viertel	12 Ruthen	58 Schuh
an Rothecken	153 Morgen	— Viertel	22 Ruthen	— Schuh
an Hochwald	710 Morgen	— Viertel	12 Ruthen	— Schuh
zusammen	3041 Morgen	— Viertel	18 Ruthen	99 Schuh

Hierunter sind begriffen eigenthümlicher Hochwald der Abthey 69 M. 1 V. 12 R. — Sch.; der vereinigten Gemeind 607 M. 2 V. 24 R.; eigenthümliches Ackerfeld der oft angezogenen Churtrierischen Lemberger Kellerei auf Osenbacher Bann 12 M. 3 V. 2 drei Viertel R.; eigenthümliche Wiese der Pfarrei Bliesen 3 V. 12 R. 17 Sch. endlich noch das Dagstuhlische Lindener Guth bestehend in

2 Morgen	2 Viertel	3 Ruthen	— Schuh	Alter Schloßplatz und Gärten
5 Morgen	1 Viertel	31 Ruthen	38 Schuh	Wiesen
59 Morgen	3 Viertel	27 Ruthen	— Schuh	Ackerfeld
33 Morgen	— Viertel	8 Ruthen	— Schuh	Hochwald

Im Jahre 1561 verkauften die zwei Schwestern von Thomas Heß von Hilbringen, verwittibte von Schmidtburg, das nach ihres Bruders Todt Schulden wegen versteigte und von ihnen ausgelöste Guth desselben zu Linden nebst Hauß,

*) = Kreuzer

Hof, Zugehör, Mühle und Wirtshaus an Georg Wilhelm von Söttern vor 1167 Räder Fl. 4 Albus. Letzterer und dessen Descendenten kauften noch verschiedene Grundstücke dazu. Nach Abgang des Sötternschen Mannstammes kam durch Heurath nebst andern Stücken der Sötternschen Verlassenschaft das Lindener Guth an die Grafen von Oettingen von der Baldern-Katzensteinischen Branche und dormalen besitzt solches die Urenkelin der Sötterischen Fideicommisserin, die Erbgräfin Philippina Carolina von Söttern, Oettingen und Baldern nebst den übrigen Sötterischen Renten und Gerechtsamen im Oberamt Schaumburg.

Das Schloß Linden ist gänzlich verfallen, ebenso auch die Mühle, welche durch die Quellen des Cirkenborn und Schlimmborn getrieben worden und das Wirtshaus, welches gegen Osenbach zu am Kirchenweg erbaut war. Das gesamte Guth ist dormalen um jährliche 56 Fl. in Zeitpacht begeben, ausschließlich des Hochwaldes, worinnen durch Oettingen-Sötternschen Offizianten mit dem Sötternschen Waldzeichen angeschlagen, die Waldpolizei aber durch die landesherrlichen Forstbedienten und zum Nutzen des Landesherrlichen Domaine, was die abfallende Geldstrafen betrifft, respicirt wird.

Die Schloßgüther sind der Abtey Tholey zehendpflichtig, Besagte Abtey ziehet den Zehenden auf dem ganzen Bann bis auf den der Kellerei Lemberg schaftbaren Distrikt, worauf sie die Hälfte, sothane Kellerei ein Quart und der Pastor zu Tholey ein Quart zu erheben hat. Die abtheylichen Zehendeinnahmen waren einschließlich Gronig im Jahre 1787 Korn 39 Malter 1 Fas, Haber 46 Malter 2 Fas, Gerst 3 Malter 5 Faß; im Jahre 1790 Korn 48 Malter 1 Fas, Haber 50 Malter 4 Fas, Gerst 3 Fas.

Die Gemarkung stehet in Güthe der von Bliesen wenig nach. Es finden sich darauf feiner Rödelstein auch Agath. Am Linßberg bricht der beste Sandstein zum Bauen, welcher bisher im Oberamt entdeckt werden konnte. Wie dann noch in neurer Zeit Mühlsteine gebrochen worden sein sollten.

Linden und Osenbach wurden vorhin in einer Rolle mit Guidesweiler, Imweiler aber gemeinschaftlich mit Gronig collisirt und in den Registern der lothringischen Chambre des Comtes also nachgeführt.

In Osenbach ist eine Mahl- und Sägemühle, in Imweiler eine Mahlmühle, beide sind wegen des Wasserlaufs der Abtey Tholey zinsbar.

Eine bei Linden gestandene Loh- und Sägemühle ist in späterer Zeit abgegangen. Oben an Imweiler stehet isolirt auf dem Feld eine Capelle mit einer Eremitenwohnung zur Stephans Heck genannt.“

Die „Munch“ / Eine Schaumbergesichte

VON NIKOLAUS SCHÜTZ

Die wenigsten Buben von heute werden sich unter dem ausgefallenen Ausdruck „Munch“ etwas vorstellen können. In den Jugendjahren des Großvaters spielte er eine wichtige Rolle. Es war nämlich nicht immer so, daß in unsern Dörfern das ganze Jahr hindurch Gemüse und Obst zu kaufen war, wie wir das heute als Selbstverständlichkeit beanspruchen dürfen. Die Großmutter selig hatte ihre liebe Not, das Gemüse für die langen, schneereichen Winter sicherzustellen. Apfel- und Birnenschnitzel standen mit den dünnen Zwetschen auf weitengeflochtenen „Horden“, von Mücken und Hornissen umschwärmt, in der

prallen Sonne. Die letzte Reife erhielten sie in der Nachhitze beim Brotbacken, ehe sie rappeldürr in den Säckelchen im Dachzimmer landeten, wo sie während der langen Wintermonate häufigen Anfechtungen seitens der Buben ausgesetzt waren. In der Kellerecke stand die wuchtige „Kappesbütt“, aus einem Stein gemeißelt, in der das fein gehobelte Kraut, sachkundig gewürzt, von der Wucht Schaumberger Wacken zwecks gleichmäßiger Durchsäuerung zusammengepreßt, aufbewahrt war. Saure und getrocknete Bohnen und „Gommere“ in Essig vervollständigten die kurze Auswahl der Wintergemüse. — Überalterte, ungepflegte Obstbäume lieferten das winterliche Frischobst; bunte Reinetten, Siebenschläfer, Langäpfel und der geschätzte Graupfel waren, sorgfältig auf Stroh gebettet, im Kartoffelkeller kühl gelagert.

In jener Zeit, da der bäuerliche Besuch den Kindern ein Äpfelchen mitbrachte, genossen Apfel und Birne, im krassen Gegensatz zu heute, als willkommene Beikost eine hohe Wertschätzung. So sahen sich die Eltern häufig gezwungen, das große Vitaminbedürfnis der Buben weise zu lenken, sollten an Weihnachten noch so viele „Pausbacken“ übrig sein, dem Christbaum den üblichen Schmuck zu verleihen. — Verständlich, daß sie aus der Zwangslage der elterlichen Obstkontrolle zu entrinnen versuchten, um sich auf eigene Füße zu stellen. Die Lösung dieses notgeborenen Problems war die „Munch“. —

Kurz nach der herbstlichen Obsternte begannen die Buben die abgeernteten Obstbäume nach übersehenen Äpfeln zu überprüfen und die Vergessenen herunterzubengeln. Einiges Kopfzerbrechen bereitete die diebessichere Unterbringung des vielsortigen Apfelsegens. Die meiste Aussicht auf sichere und fachmännische Lagerung in der „Munch“ bot der Grummet-Haufen, daneben war aber auch der Bett-Strohsack beliebt. Ein erhebendes Gefühl bemächtigte sich des jungen Genießers, wenn er nach Herzenslust die nachgereiften Äpfel aus der „Munch“ herausangeln und den Vitaminhaushalt aus eigenen Beständen lenken konnte, ohne durch die mütterliche Kontrolle der Wintervorräte benagt zu werden. Soweit war die gute alte „Munch“ eine friedliche Angelegenheit, nur wenn der Bruder beim „Heurope“ „zufällig“ auf die „Munch“ stieß und erntete, wo er nicht gesät, oder die Schwester, indem sie die Kaul im Strohsack einebnete, auf die verborgenen Schätze stieß, dann gab sie Anlaß zu Hader, Streit und Feindschaft.

Der Marktbrunnen in St. Wendel

VON HANS KLAUS SCHMITT

Als im Jahre 1842 der heutige Schloßplatz in dem damals noch bruchigen Talgelände angelegt wurde, um einen geeigneten Platz für die Abhaltung der großen Viehmärkte zu schaffen, blieb es noch einige Jahrzehnte lang ein begreiflicher Wunschtraum der Bürger, daß eine solche Errungenschaft mit einem Marktbrunnen geziert werde. Das war gewiß ein hübscher Gedanke, aber es dauerte doch noch bis 1884, als die Gattin des damaligen Sparkassenrendanten Michael Eschrisch, Henriette geb. Riotte, bei dem Bürgermeister Karl Müller, genannt „Rosenmüller“, mit ihrem Plan herausrückte, die Bürgerschaft mit einem Kunstwerk für den Schloßplatz überraschen zu wollen. Mit Hilfe einer Geldspende, die ein in New York reichgewordener St. Wendeler Bürgersohn,

der Kaufmann Eduard Hen, gestiftet hatte, sollte auf dem Schloßplatz der lang-ersehnte Marktbrunnen Aufstellung finden.

Der Brunnen wurde errichtet. Er bestand aus gußeisernen Platten, die zu einem viereckigen Pfeiler zusammengefügt wurden. Aus dem vierseitigen Aufbau ragten Löwenköpfe, Nymphenfiguren und andere Darstellungen hervor. Aus einer Röhre ergoß sich das Wasser in ein gußeisernes kleines Becken. Oben auf saß lustig eine wohlgeformte Laterne für die damals noch übliche Petroleumbeleuchtung.



Der Marktbrunnen

Zur Einweihung waren der Bürgermeister und der Stadtrat erschienen. Sie lobten ihren Brunnen und strahlten ihn mit stolzen Augen an. O, welch edle Stiftung! Für sie war die Einweihung ein bemerkenswerter Stundenschlag in der Geschichte der Stadt.

Aber der Brunnen wartete vergeblich auf Bewunderung durch die ganze Bürgerschaft, denn in den Augen vieler Leute war die Architektur von so

eigener Art, daß der Volkswitz den eigenartigen Brunnenbau wegen seiner gußeisernen Beschaffenheit bald nur den „Marktofen“ nannte, was uns Heutigen bestätigt, daß es den St. Wendelern nie an Schalkheit und Kritik mangelte.

Bald kam die Fastnachtszeit. Da verwirklichte ein Karnevalsverein gelegentlich einer Kappensitzung in Paqués Saal an der Brück einen Einfall, der nicht übel ausgedacht war. „Hannes und Jäb“, die beiden tollen Kerle, brachten eine große Szenerie auf die Bühne, in deren Mitte der Brunnen als „Marktofen“ dargestellt war, an dem sich die beiden mit Lust die Hände „wärmten“ und dazu ihre Glossen machten. Ein höhnisches Gelächter hallte durch den gefüllten Saal. Der anwesende ahnungslose Bürgermeister konnte diesen Spaß nicht vertragen und sah sich genötigt, den Vorfall als himmelschreienden Unsinn streng abzuweisen. Dann verließ er spornstreichs den Saal.

Als die Schulbuben am nächsten Tag davon erfuhren, machte der „Marktofen“ auf sie einen starken Eindruck. Sie rückten an mit Ofenwisch und Bürsten, um dem Brunnen das echte Aussehen eines gepflegten Ofens zu geben. Als der Polizeidiener dem Bürgermeister über diese Bubentat berichtete, war das Maß voll. „Diese Boshaftigkeit“, klagte der Bürgermeister aus dem Abgrund tiefster Enttäuschung. In seinem Amtszimmer raste er auf und ab und rang sich durch zu der Erkenntnis, daß der Marktbrunnen das letzte bißchen Ansehen als Zierstück verloren hatte. Und bald reifte auch im Stadtoberhaupt der Entschluß: „Der Ofen muß weg!“

Die zwei Nothelfer

Eine Geschichte aus dem saarländischen Lohheckenwald

VON ERNST LEO MÜLLER

Schip, eine Bracke vom reinsten Schlag, hatte bisher im Argonnenwald mit großem Erfolg an Sauen gejagt. Nun war der Hund ins Saargebiet verschlagen. Hier sollte er in der Lohheckengegend, wo die Wildschweine auch stark vertreten waren, den Schwarzkitteln Abbruch tun.

Sein neuer Herr, ein Saarländer von Geburt, hatte den Bauernstand als Beruf mit in die Wiege bekommen. Dabei übte er die Verwaltung und die Jagdhut auf einem kleinen Gute aus, und er verstand viel von der Hundeführung.

Da der Schip gleich herausfühlte, daß der Neue die Jagd kannte und die Jagdhunde liebte, schloß er sich sofort eng an ihn an.

Oben auf der Höhe stehen die Hofgebäude, versteckt hinter hohem Gebüsch. Um die Gebäude liegen die Felder. Um die Felder liegen die Wälder. Lohhecken ziehen sich über die Hänge. Rottannen stehen in den Senken. Buchen strecken in reinem Bestand ihre breiten Wipfel zum Himmel. Storrige Eichen wachsen vereinzelt im Heckenwald. Das Buchengertenholz mengt sich in dichtem, engem Stand.

So war es. So ist es heute noch.

Außer den Tieren, die zum Wald gehören, ist nichts zu sehen, ist nichts zu hören. Es herrscht der hehrste Waldesfrieden.

Die Eichen, die Buchen, die Tannen und das Stangenholz rauschen, wenn der Wind weht. Die harten Äste der hochstämmigen Laubbaumkronen, die biege-

sameren Zweige vom Nadelholz, die leichtschwankenden Ästlein der unruhigen Stangen ergänzen sich im rauschenden Ton, und die Hölzer alle zusammen sind die Hauptsänger im Wald.

Das Primswasser murmelt aus dem Tal zur Höhe. Es gurgelt und drängt zum schnellen Lauf. Es hat es eilig damit, zu Tal zu kommen, um die Saar zu erreichen, die hier überall als Mutter des Landes gilt.

So ist auch der Primsbach beteiligt an des Waldes Sang mit einem Ton so weich und so voll, wie nur zu Tal schießendes Wasser dem Ton diese Note gibt.

Das Holz im Wald und das fließende Wasser des Baches singen ein anderes Lied, wie es die Vögel tun.

Der Bäume und der Vögel Sang, dazu des hüpfenden Wassers Klang, zu dreien eins, bringen das rechte Lied, das nur im Wald zu hören ist, wenn der Wind rauscht, wenn die Vögel singen, wenn das Wasser schwatzt.

Der Schuhhannes, der neue Herr der Bracke Schip, kennt diesen Sang. Im Morgengrauen früh, in der Abenddämmerung lauscht er ihm. Als echtes Waldkind liebt er die Bäume, diese grünen Himmelsstürmer, und mit ihnen sein Heimatland, die Gegend an der Saar, immer mehr.

Der Schip neben ihm ist von andern Gefühlen beseelt. Für ihn ist der Wald das Mittel zum Zweck, das ihm die Möglichkeit gibt, zu jagen und zu hetzen und seine Leidenschaft zu stillen, die sonst zu sehr in ihm brennt.

So lieben sie beide, der Hannes und sein Hund, den Forst. Jeder auf seine Art. Aber beide mit allen Fasern ihres Herzens.

Der Schip jagt mit großer Leidenschaft und mit zäher Ausdauer die Wildschweine. Sobald die Bracke Sauen in die Nase bekommt, hebt sie den Kopf nach den Wildschweinen hin, stellt ihre Haare, die sonst glatt über den Rücken liegen, zu einer Bürste hoch und zieht zunächst ruhig, dann schnell und hitzig werdend, der Witterung entgegen, gibt plötzlich giftig Laut, jagt die Sauen aus ihrem Kessel, in dem sie zusammen lagen, heraus, fort hinein in den Lohheckenwald.

Da ist der Schip ganz allein auf sich gestellt. Doch er weiß die Wildschweine anzufassen, greift sich eins aus der Rotte heraus, stellt diese Sau und bedrängt und verbellt sie so lange, bis sein Herr herankommt. Meist gibt es einen Knall, und der Hund kann sich über das Schwein, das am Waldboden liegt, hermachen und seinen Haß und seine Wut an dem verendeten Schwarzkittel auslassen.

In seinem Haß gegen dieses Wild ist der Schip unerbittlich. In seiner Wut gegen dieses Wild ist er maßlos.

Bald gefällt dem Hund der störrige Heckenwald, der im Saargebiet, dort, wo dieses kleine Land an den Hunsrück stößt, weite Flächen bedeckt. Schon liebt er diesen eigenartigen Wald, weil er merkt, daß die Sauen mit Vorliebe ihren Einstand in den Lohhecken nehmen, und daß er hier jagen kann nach Herzenslust.

Schon gefällt es der Bracke besser in den Hecken an der Saar als in seiner früheren Heimat, dem französischen Argonnenwald. Der Schuhhannes, dem das nicht entgeht, freut sich darüber und lobt seinen Hund.

Der Hannes ist ein passionierter Jäger, ein guter Jäger nach altem Schrot und Korn. Er hat schon eine ganze Anzahl der Schwarzkittel geschossen, große und kleine, wie sie ihm eben anliefen. Aber eine führende Bache von ihren Frischlingen wegzuschießen, das hat er nie übers Herz gebracht.

Der Hannes, Saarländer, Bauer, Hofverwalter, Jagdhüter und Jäger, alles in einer Person, mittelgroß, mit immer rotblühendem Gesicht, aus dem hell-

blaue Augen klug herausleuchteten, mit schneeweißem, langem, zottigem Schnurrbart über der starken Oberlippe, gab gern mit lauter Stimme pfliffige Geschichten zum besten, und er war in den Hochwalddörfern des Saargebietes weitem bekannt und beliebt. Der Schuhhannes ist im Saarland eine Persönlichkeit.

Wenn er so erzählte, wie er früher auf dem Großrosseler Gemeindebann an der Kleinrosseler Banngrenze, die gleichzeitig die Frontière zwischen Deutschland und Frankreich ist, sich unsichtbar gemacht und so auf dem Ansitz, ohne Deckung zu haben, einen Bock geschossen hatte, dann bestaunte man diesen Jäger, weil man wußte, daß der Hannes nie von der Wahrheit abging.

Das Kunststück war ihm gelungen. Sein Anzug paßte genau, sein Hut ebenso, und der Kleefarbe. Gesicht und Hände hatte er mit grüner Wasserfarbe bestrichen, und der Büchsfinte war auch ein grüner Überstrich gegeben. Da der Hannes ruhig und ohne mit der Wimper zu zucken in dem grünen hochgewachsenen Rotklee saß, und weil der Wind gut stand, zog das Rehwild aus dem Kleinrosseler Wald in das Großrosseler Feld, und der Hannes schoß den Bock.

Man erzählte lange darüber, und man hörte immer wieder die Leute sagen, der Schuhhannes könne sich unsichtbar machen.

Wenn der Hannes auch im nordöstlichen Teil des Saarlandes wohnte, so war er doch überall in dem kleinen Land bekannt, und er jagte besonders gern bei guten Jagdfreunden in Großrosseln an der französischen Grenze.

Das Gehörn hing in seiner guten Stube und eine französische Cocarde darunter.

Auf der Jagd sah man ihn nur mit einer Büchsfinte, die er so sicher zu handhaben wußte, daß ihm kaum ein Schuß fehlging. Wenn er schoß, gleich mit dem Büchsenlauf, gleich, ob mit dem Schrotlauf, gleich, ob auf ein Stück Schalen- oder auf ein Stück Niederwild, wenn er schoß, dachten alle, die den Schuß hörten, der Schuhhannes hat wieder ein Stück Wild geschossen. Daß dieser Jäger gefehlt haben könnte, kam niemand in den Sinn.

Der Hannes und sein Schip waren immer zusammen. Wenn der Alte ihn vor den Bauern lobte, erzählte er, daß es 38 Sauen seien, die er dem Schip verdanke, daß er nun 128 Schweine als Gesamtstrecke verzeichnen könne. „Met dem Schip machen eich bal de honnertfofzech voll“ sagte er laut. Dabei lachte er schallend.

Der Hund, den er streichelte und liebkoste, wedelte mit seiner dünnen, langen Rute und schmiegte den Kopf an das Hosenbein seines Herrn.

Und der Hannes verzieh dem Schip seine vielen Unarten. Weil er alle anderen Hunde abwürgen wollte, mußte er in den Ortschaften an einer Kälberkette geführt werden. Jede Leine, auch vom stärksten, zähesten Leder zerschnitt die Bracke mit ihren scharfen Zähnen. Ihr Gebiß war furchterregend.

Der Hund hatte ein hellgraues Fell mit tiefschwarzen Flecken und Streifen. Eigentlich hatte er eine Doggenfarbe. Der Kopf war breit. Der gedrungene Körper stand fest auf den zu kurzen Läufen. Die Rute, wenig gebogen, weit nach hinten. Schip ging lahm, war auf einem Auge blind, und sein linker Behang hing, wohl verheilt, aber zerfetzt und vernarbt, schlaff am Kopf. Lauf, Auge und Behang hatte der Hund bereits im Argonnenwald den Sauen geopfert.

In den Lohhecken des Saarlandes hatten die schwarzen Borstentiere sich so vermehrt, daß sie allmählich zur Landplage wurden.

Schip, vor dem der Hannes Wildschweine auf Wildschweine schoß, stand bei den Hochwaldbauern in hohem Ansehen. Von allen Seiten rief man bei dieser Not den Jäger mit seinem Hund zu Hilfe, und man lobte beide ob ihrer tüch-

tigen Abwehr. Ohne sie wäre es um die Erdäpfel, um den Hafer und den Weizen schlecht bestellt gewesen.

Eben waren die Kartoffeln frisch gelegt. Sie begannen in der Erde ihre zarten Keime zu treiben. Das lockte die Sauen jede Nacht in die Felder, wo sie brachen und wühlten, wo sie schmatzten und fraßen, daß die bestellten Ackerflächen voll frischer Narben und die Felder bald ohne Setzkartoffeln waren.

Die Nächte blieben dunkel und naß. Weil den Sauen des Nachts nicht beizukommen war, sollte der Hannes es mit seinem Schip bei Tage machen.

Sie mußten wieder einmal die zwei „Nothelfer“ sein.

Schip hechelte an der Kette neben seinem Herrn. Dessen Gesicht blühte in der ersten Frühlingshitze, daß sich der graue zottige Schnurrbart silbern aus dem Gesicht heraus sträubte.

Der Hund hatte es eilig, in den Lohheckenwald hineinzukommen. Der Hannes blieb stehen und schaute über die Hecken, die zu seinen Füßen lagen. Von unten herauf rauschte die Prims.

Der Eichenschälwald stand im Maiensaft. Den Lohstangen, durchmischt von den dazwischen wachsenden Birkenstämmen, hatte der Frühling ihr volles Laub gegeben. Da leuchteten sie im hellsten Grün. Hie und da ein Haselbusch im dunkleren Kontrast. Und noch dunkler, fast schwarz, schimmerten die Faulbaumsträucher. Aus dem Waldboden war das Farn geschossen, und feines Waldgras wuchs überall. Die Hecken wurden so dicht, daß sie allem Wild eine gute Deckung gaben.

Hier waren nicht nur die Sauen zu Haus. Hier stand der alte Hirsch und schob täglich sein Geweih höher in den Bast. Hier pflegten die Rehe ungestört der Ruhe. Der starke Bock fegte sein Gehörn an den Stauden des harten Haselbuschs und machte es dunkel am weichen Holz des Faulbaumstrauches. Hasen hatten an den verstecktesten Stellen ihre Lager. Die kleine, zierliche Haselmaus, der winzige Bilch, waren aus dem langen Winterschlaf erwacht und turnten im Buschgeäst. Ringeltauber ruckten. Hohltauber brummt. Eichelhäher rätschten immerfort. Spechte trommelten ohn' Unterlaß. Der heimliche Haselhahn purrte mit seiner Henne in eckigem, blitzschnellem Flug durchs dichte Stangenholz. Diesen kleinsten Waldhühnern, stammend aus dem uralten Geschlecht der Tetraonen, den zum Aussterben Verurteilten, bieten die Lohhecken ihre Lebensbedingungen, und so hat das Haselwild sich noch gehalten bis zum heutigen Tag in dem Eichenschälwald an der Saar.

Die Lohhecken waren so üppig geworden, daß sie wie eine grüne Mauer wirkten. Darin sollte der Schip die Wildschweine finden und jagen.

Schon verschwand die Bracke in diesem undurchdringlichen Wald . . . Der schien den Schip nicht mehr herausgeben zu wollen.

Der Hannes lauschte. Drüben im Hang jagte jetzt sein Hund. Der Laut tönte bald hell, bald dunkel, wie die Hecken die Stimme trugen.

Es dauerte lange, bis die Sauen in dem Dickicht in Bewegung kamen. Dann blieb der Laut auf einer Stelle stehen. Der Schip hatte ein Schwein von der Rotte abgedrängt und verbellte es. Der Schip wartete auf seinen Herrn.

Der Hannes lief, was er laufen konnte, darauf zu. Lange dauerte es, bis der Schwarzkittel sich zeigte. Kurz sah der Jäger den schwarzen Fleck, der schnell im dichten Lohheckenwald verschwinden wollte.

Nach dem Schuß war der Hannes seiner Sache sicher.

Sein Hund wollte nur noch schnell seine heißkochende Wut an seinem Feind, dem Keiler, kühlen. Er riß und zerrte an dessen Rückenamm, daß die Borsten flogen.

Plötzlich kam wieder Leben in den schwarzen Klotz. Er fuhr hoch und schlug mit seinen scharfen Hauern den Hund zuschanden.

Da lagen der Schip und das Schwein im dichten grünen Heckenwald. Das Farnkraut nahm sie der Sicht und gab ihnen den Frieden. Ein Häher rätschte. Der Markwart merkte, daß hier etwas nicht stimmte. Dann wurde auch er still.

Der Wald rauschte, und der Primsbach murmelte. Sonst war nichts zu hören.

Dem Hannes ist es sehr nahegegangen.

Als das Ende vom Schip in der Saargegend bekannt wurde, war die Trauer in den Lohheckendörfern groß. Denn die Bauern konnten nun ihre zwei „Nothelfer“ nicht mehr zu Hilfe rufen.

Der Hannes mußte die Wildschweine wieder mühselig auf dem Ansitz schießen. Die 150 hat er nicht mehr voll bekommen.

Eine hundsvött'sche Gnade

Im Jahre 1820 ließ der damalige evangelische Pfarrer von Niederlinxweiler, Jakob Schmoll, in der St. Wendeler Druckerei „bey Ludwig Samuel Karchers Wittwe“ * seine Gedichte in einem Band von mehr als dreihundert Seiten erscheinen. Das Buch trägt den Titel: „Verse-Quodlibet“ und nennt als Verfasser Jakob Schmoll Nota Benedictus Eisenwerth.

Johann Jakob Schmoll war am 18. 3. 1769 in Ottweiler als Sohn des Oberschultheißen Friedrich Christian Schmoll, genannt Eisenwerth, geboren, von 1794 bis 1807 Pfarrer in Wiebelskirchen, von 1807 bis 1841 Pfarrer von Niederlinxweiler. Er starb in Niederlinxweiler am 4. 3. 1853.

Aus dem genannten Buche nachstehendes Gedicht „Eine hundsvött'sche Gnade“:

Nickel:

Hanns Michel! horch doch, was heute
Geschah, weißt ja, am krummen Pfade,
Links bey der alten hohen Weide!
Dort wiederfuhr mir eine Gnade,
Die mich, der Kukuk hols, recht freute.

Hanns Michel:

Nun laß denn hören, was für eine Gad' es sey?

Nickel:

Kam grad' aus unsrer Wies, mit einem Karch voll Heu,
Da fuhr dir unser Fürst dort mit der Kutsch vorbey . . .

Hanns Michel:

Du zogst doch deine Müzze? —

Nickel:

Parol! — in einem Blitze! —
Hätt' mich der Fürst nicht angesprochen,
Ich hätt' ins Heu mich ganz verkrochen . . .

Hanns Michel:

Er sprach mit Dir? . . .
Hott Er die . . . Gad?

Nickel:

Ja! in der That . . .
Glaub's herzlich mir!
Ich grüßte Ihn fein sachte:
„Gott helf Och!“ und er lachte,
Mögt's wissen, was Er dachte? . . .

Hanns Michel:

Was sagt' Er denn? —
Was gab Er dir Bescheide? —

Nickel:

Ey: — „Hundsvott! fahr' auf Seite!“

Anmerkungen:

Ein Sohn des Pfarrers Jakob Schmall, Carl Alexander, geb. 1802 in Wiebelskirchen, wurde während der sachsen-coburgischen Zeit Geometer in St. Wendel und heiratete hier 1828 Katharina Thiery, Tochter des sachsen-coburgischen Försters Karl Thiery und der Elisabeth geb. Demuth. Der vierte und jüngste Sohn dieser Eheleute, Anton Adolph Schmall, gen. Eisenwerth, geb. am 7. 5. 1834, wurde Civil-Ingenieur in Wien. Im Jahre 1873 erbauten er und seine Frau Josephine geb. Uhl aus Wien in der Balduinstraße zu St. Wendel das bekannte „Schmall'sche Haus“. In der österreichischen Hauptstadt hatte er durch besondere Leistungen auch dem Namen seiner Geburtsstadt St. Wendel Ehre gemacht. Darum wurde in St. Wendel eine Straße nach ihm benannt.

*) Der Buchdrucker und Buchbinder Ludwig Samuel Karcher (geb. 1796 in Saarbrücken-St. Johann als Sohn des Metzgers Nikolaus Karcher und der Sofia Katharina Kron) ließ sich 1816 in St. Wendel nieder und druckte das „Herzogl. sachsen-coburgische Amts- und Intelligenz-Blatt“. Am 23. 1. 1817 heiratete er Maria Anna Trost, eine Tochter des St. Wendeler Tuchmachers Michel Trost. Er starb aber schon am 20. 7. 1819 im 24. Lebensjahre. Seine Witwe verkaufte die Druckerei an Franz Demuth in St. Wendel.

(Quellen: Stadtarchiv St. Wendel C 6/14).

Unser Großvater auf Freiersfüßen

VON NIKOLAUS SCHÜTZ

Der Westricher Vorfahre galt von jeher als ernster Mann, herb und kantig geprägt, gezeichnet durch ein unwirtliches Hochland, aus dem sein Stamm herauswuchs. Der mageren Scholle eine gute Ernte abzuringen, erheischte eines Mannes Vollkraft und eine zusätzliche tapfere Mitarbeit seiner zeit lebens überforderten Lebensgefährtin. Einsilbig, kritisch, daneben auch spöttisch von Natur aus, dabei aber unbedingt verlässlich und überzeugungstreu bis zur Halsstarrigkeit, das waren die Grundzüge seiner seelischen Struktur. Dazu gesellte sich die chronische Geldknappheit des kleinen Mannes, der sich, von den „dicken“ Bauern abgesehen, alle erdenkliche Mühe geben mußte, seine durchweg zahlreiche Familie durchzubringen. Das konnte allerdings nur erzwungen werden durch unermüdlichen Fleiß, eiserne Sparsamkeit und puritanische Anspruchslosigkeit. (Bis zur Stunde stehen in den Schaumbergdörfern Arbeitsveteranen zwischen 80 und 90 Jahren beim Kartoffelausmachen in der Reihe!) Daß unter diesen Umständen in den Jahrhunderten das Gefühlsleben etwas verkümmern mußte, ist allzu verständlich. Liebe und Ehe verliefen aus vorgenannten Gründen zumeist in kurvenlosen Bahnen, ohne sonderlichen Anspruch auf Glück und seelischen Gleichklang ihrer ehelichen Zweisamkeit. Im Wissen um die biologischen Zu-

sammenhänge in der Natur sind die bäuerlichen Jugendlichen denen der Stadt bei weitem überlegen. Alte Gerichtsakten aus dem 18. Jahrhundert erharteten erneut die Richtigkeit der alten Weisheit, daß alles schon einmal dagewesen ist und die Menschen sich in einem Zeitraum von 200 Jahren kaum verändert haben. Die Bauernbuben und -mädchen pflegten an den bekannten Spinn- oder Strickabenden lustige, kußfreudige Unterhaltung. Willkommene Gelegenheiten zur Anbahnung boten die Kirmes und die beliebten auswärtigen Märkte, um durch ein Lebkuchenherz als sinniges „Maartstick“ oder einige Runden auf der „Reiterei“ schnellen Kontakt zu finden. Für all diese „Schnausereien“ brachte der Bauer viel Verständnis auf, aber wenn er in die „Johre“ kam, daß er „unnergeschafft“ werden sollte, dann hörte die Gemütlichkeit auf, und die „Buwendenger“ unterblieben. Mit der ihm eigenen Zielstrebigkeit nahm der alte Bauer die Sache energisch in die Hand und sprach auch im gegebenen Augenblick das Machtwort, wenn die Jungen allein nicht „zu Straich“ kamen. Eine „Schnur“*) mußte ins Haus, die schaffen konnte und ordentlich zupackte, nicht so ein „schmaierlich Deng“, das nicht einmal mit den schweren Holzheimern fertig werden konnte. Ein müheloser Besitzzuwachs, wie er durch eine Heirat gegeben war, mußte nach allen Seiten sorgfältig ausgeleuchtet und mit kühler Berechnung angestrebt werden. In den späteren Verhandlungen über die mitzubringende „Sach“ wurde von beiden Seiten mit zäher Verbissenheit um die Mitgift gekämpft.

Die richtige Wahl zu treffen, die beste „Partie“ auszukundschaften, bereitete dem Jungbauern schon einiges Kopfzerbrechen. Da schalteten sich auch die Bekannten und die „Freundschaft“ ein: „Ich wescht änt vor dich.“ Der hellhörige Handelsjude, der in den Dörfern Bescheid wußte wie kein anderer, gab zweckdienliche Auskünfte, lobte und warnte. Auf den „Meertes-Maart“, den bäuerlichen Heiratsmarkt, nahm der Alte schon einmal seinen heiratslustigen Sohn mit, denn man konnte nicht wissen, wie einem der Zufall eine Gelegenheit bot. Wenn dann der Junge von zwei entgegenkommenden Schönen seinem Vater gestand: „Die ‚Von der Hand‘ dät ma schon basse“, so war das als unbedeutende Meinungsäußerung nicht von Belang. Um jegliches Risiko zu vermeiden, blieb man sicherheitshalber am besten im Dorf, wo einer den andern genau kannte. Da lag ein mächtiger Misthaufen, kunstvoll geschichtet, vor der Stalltür, Felder und Vieh versprachen Wohlstand, man suchte und fand auch eine „Exkiese“, um auch einen forschenden Blick in das Innere des Bauernhauses werfen zu können. Dann erst konnte die bräutliche Werbung anlaufen. Ein werbendes „Pfeif-Signal“ rief die hellhörige Maid schon bald zur abendlichen „Sprooch“ an die Giebelmauer, heimliches Treffen auf Märkten und Kirchweihen, kleine Aufmerksamkeiten und Maibaum waren die üblichen Etappen der bäuerlichen Werbung. Wenn der heimliche Freier in der Silvesternacht ausgiebig das „Neujohr angeschoß“ hatte, wurde er erstmalig „ent Haus“ gebeten und bewirtet als angenehmer Freier.

Auswärtige Bewerber hatten es nicht gerade leicht, sich in einem fremden Dorf durchzusetzen. Es war schon ein Akt der Klugheit, daß sich der Freiermann seinen Freund als Begleitschutz mitnahm, denn nicht immer nahmen die einheimischen Burschen einen fremden Einbruch in ihre vermeintlichen Erstrechte ohne Protest und handgreiflichen Widerstand hin. Auf dem langen Anmarsch vergaß er nicht, das übliche „Rütchen“ mit dem Sackmesser weiß zu schaben, das dann die Woche über in der Fensternische die Erinnerung an den fernen Schatz wachhielt.

In der Regel wartete der Bauernbub mit der Gründung eines eigenen Hausstandes, bis er von „de Preiße abkam“. Frühehen im zeitigen Alter von 16 und 17 Jahren waren in der napoleonischen Zeit beliebt, um sich an dem gefürch-

teten Militär- und Kriegsdienst vorbeizudrücken. Mit den Mädchen war das schon etwas anderes. Der Bauer vertrat den Standpunkt: „Ma moß die Mäd verheirade, wenn se zeirig senn“.

War nun das junge Paar einig, die größten Hindernisse aus dem Weg geräumt, dann konnte der „Handstreich“ gefeiert werden. Ein zähes, verbissenes Ringen zwischen den Brautvätern hub an, das Bestmögliche herauszuholen, bis der junge Mann der Braut den Bund durch Handschlag besiegelte. Dabei steckte er ihr den Ring an und vergaß auch nicht das Goldstück als „Handgeld“. Nun war die Sache „feschtgemacht“ und wurde geziemend gefeiert.

An der „Fasend“ wurde geheiratet und ein großes Hochzeitsfest mit angemessener Aufmachung als Gradmesser des Wohlstandes vorbereitet. Die Hochzeitsbräuche waren sehr unterschiedlich. In den Dörfern sind sie bis zur Stunde noch in der gleichen Form üblich wie zu Großvaters Zeiten.

Unsere Großmutter trug an ihrem Hochzeitstag „die Doppelschal“, jenen dreizipfeligen zusammengelegten schwarzen Riesenschal, der, um die Schultern gelegt, auf der Brust durch die „Broschspengel“ zusammengehalten wurde. Dazu kamen das weiße Kränzchen und das Sträußchen für den Bräutigam.

Unter heftigem Schießen und zahlreichen künstlichen Hindernissen, von denen sich der Bräutigam loskaufen mußte, kehrte der endlose Hochzeitszug von der kirchlichen Feier zurück. Vor der Haustür zerschlagenes Geschirr sollte als „Scherben“ Glück bringen. Vielerorts war der Bräutigam gehalten, seine „bessere Hälfte“ über die Türschwelle zu tragen, nachdem sie vorher gemeinschaftlich ein Stück Holz zersägt hatten. Das „Ims“ war stets der Maßstab des bäuerlichen Wohlstandes und verpflichtete zu oftmals maßlosem Aufwand. Unser vielzitiertes Heimatdichter wurde zu dieser Schilderung angeregt:

Sauerkraut so geel wie Zitrone,
Schweinefleisch mit handhohem Speck,
Wärscht unn Broore, ganze Porzione,
Blatz (Brotkuchen) unn Kuche, weiß wie Eierweck,
Wein und Bier die Fill,
wat nur äner will,
steht en Kriech erimm in jerem Eck.“

Noch vor wenigen Jahrzehnten wurde im Kreisgebiet eine solche Hochzeit im alten Stil gefeiert, die in einer Lokalzeitung wie folgt geschildert war: „In F. wurde eine Hochzeit nach alter Väter Weise gefeiert. Für die 160 Gäste waren zwei fette Rinder und ein Mastschwein geschlachtet und aus drei Zentnern Mehl Kuchen gebacken worden. Die Hochzeit dauerte drei Tage.“

Aus der Vielzahl der mehr oder minder sinnigen Scherze und Neckereien, die die Brautleute seitens der Gäste hinnehmen mußten, ragte der beliebte „Schuhraub“ mit anschließender Versteigerung des Brautschuhes zugunsten des jungen Hausstandes heraus. (Die moderne Enkelin indes mißdeutete aus Nichtkenntnis der Sachlage das heimliche Trachten der jungen Burschen nach dem Brautschuh, zog sie kurzentschlossen aus und stellte sie hinter ihrem Stuhl sicher).

Gegen den maßlosen Aufwand bei den bäuerlichen Hochzeiten sahen sich bis in die neue Zeit hinein Behörden und kirchliche Stellen genötigt, mit aller Strenge vorzugehen und die Speisenfolge und die Anzahl der Tische festzulegen.

Von der Glücklichen, die in gute Verhältnisse hineingeheiratet hatte, lobte der Volksmund: „Dat hat sich gudd gehuckt“, im gegenteiligen Fall bedauerte man: „Der hat sich de Hennere troff.“

Nach der Hochzeit begann sich der fremde Teil in die fremde Hausordnung einzugewöhnen. Man sah klug die Gelegenheit, „wo et fählt“, griff wacker zu und zeigte sich im besten Licht. Ohne sonderliche Ansprüche auf das heute geforderte „Große Glück“ lebte sich das junge Paar in den Jahresfahrplan hinein, legte sich „en de Faarem“. Arbeit und Pflichterfüllung und das von den Voreltern ererbte Trachten: „zu ebbes komme“ waren die Leitmotive ihrer Lebensarbeit. Ein hartes, wetterfestes Glied fügte sich ein in die endlose Kette unserer Ahnenreihe.

*) Schnur = Schwiegertochter.

Kinderspiele zu Großvaters Zeiten

VON NIKOLAUS SCHÜTZ

Menschen- und Tierkinder beginnen mit dem Eintritt ins Dasein instinktiv, die in ihnen schlummernden Körperkräfte zu entfalten. Unter der helfenden Hand der Mütter werden sie von Tag zu Tag sicherer und bewußter. Das bedauernde Kind, dem die mütterliche „Nestwärme“ vorenthalten bleibt, trägt in jedem Falle nicht nur körperliche, weit mehr noch seelische Schäden davon, die ihm oftmals das ganze Leben lang nachhinken. Dem heranwachsenden Kinde ist das ausgelassene Spiel Mittel und Maßstab seiner heranwachsenden Kräfte, und der Mensch verliert keineswegs den Hang zum Spielerischen, solange ihm das Leben die Kraft und den Lebenswillen erhält. Nietzsche legt seinem Zarathustra die Sentenz vom „Kind im Manne“ in den Mund, das spielen will und muß. In ihm liegen das Kämpferische und der Spieltrieb gepaart. Längst sind die tapferen Frauen und Mädchen aus dem Wertsport nicht mehr wegzudenken, in dem sie begeistert „ihren Mann stehen“. Stündlich wächst die Zahl der jugendlichen Omas, die begeistert mit grobem Gestück auf „alle neun“ zielen oder in der geselligen Skatrunde ihre männlichen Partner bis an die Grenze des Ratsamen „reizen“ und mit fraulicher Tücke hinterhältig überlisten. Kein Lebensalter ist also vor dem Spieltrieb gefeit.

Wenn bei unseren bäuerlichen Vorfahren der Wichtigkeit des kindlichen Spiels oftmals nicht das gebührende Verständnis entgegengebracht wurde, so trug die wirtschaftliche Bedrängnis die Schuld, die alle Hilfskräfte, selbst die Kleinkinder, unbedingt benötigte. Aber auch der Großvater kegelte am Sonntag im Graspark auf der selbstgezimmerter primitiven Bahn oder spielte in der rauchschwangeren Wirtsstube mit abgegriffenen Karten „Bauer“, „Sechsend-sechzig“ oder das aufregende „Schoofskopp“. Und es war sicher vollauf berechtigt, wenn von der Kanzel aus gegen die gefährlichen Karten gewettert wurde, die manchem unbeherrschten Bauern zum Verhängnis wurden. Auch die Kinder nutzten ihre Freizeit zu lustigem Spiel. Bombenwerfende Flugzeuge, Raupenpanzer und Maschinenwaffen, die eine geschäftslüsterne Industrie unserer Jugend bescherte, waren fremd. Höchstens, daß das friedliche Holzsäbelchen und der Dreispitz aus Zeitungspapier eine heldische Ader ahnen ließen. — Unsere Urahne legte ihre mehr als bescheidene Lumpenpuppe oder die altertümliche Holznocke in die buntbemalte Rumpelwiege. Sie erfüllte ihre erzieherische Aufgabe weit mehr als die neuzeitlichen Puppen, die oftmals als wertvolles Schaustück im Pappkarton festgeheftet bleiben.

Was und wie haben nun unsere Vorfahren in ihrer Jugendzeit gespielt? Mittelalterliche Stiche und auch ein Straßenbild aus dem alten Ottweiler zeigen

auffallenderweise die gleichen Kinderspiele, die um die letzte Jahrhundertwende üblich waren und auch heutzutage noch nicht in Vergessenheit geraten sind. Nachlaufen, Verstecken, Klicker, Reifen und Bälle sind zeitlose Begriffe, die sich — jahreszeitbedingt — einander ablösten. Das alte „Kleggerte-Spiel“ — ein Gemisch von Handfertigkeit und Glückssache — erheischte manuelle Geschicklichkeit, weil die Beute durch die Schnellkraft des Daumens „geschossen“ werden mußte. Jeder Bub hatte seinen „Schießkleggert“ aus Glas, auf den er



Bockspringen

eingespielt war. Im „Dreieck“, auf dem „Strich“, in der „Kaß“ waren die gebräuchlichsten Spielarten. Ein Hazardspiel, das mit einer einzigen Handbewegung Gewinn oder Verlust bringen konnte, bestand darin, daß die beiderseitigen Einsätze aus der hohlen Hand in eine Kaul geworfen wurden. Genau die Hälfte der Klicker durfte nur darin liegenbleiben. Der Sieger erntete den doppelten Einsatz. Ein beliebter Einsatz waren auch „Knöpfe“, die Großmutter's Vorrats-säckchen entliehen wurden. Schlichte Blech- und Stoffknöpfe standen nicht allzu hoch im Kurs, der handfeste „Boxeknopf galt fa zwai“. Kaum hatte der Märzwind die Straßen trockengeblasen, da lief auch schon der „Drelles“ (Danzknopp oder Dobb) seine Kreise, von des Buben Peitschenhieben angefeuert. Das „Deene“ wurde damals wie heute mit der „Kapp“ aufgefangen und die Pluspunkte mit dem Schlagholz ausgemessen. Eine Abwandlung war das „Ici“-Spiel, bei dem das „Deene“ aus dem Kreis heraus aus der Hand geschlagen wurde. Ein hockeyähnliches Spiel nannten die Buben schlicht „Sautreiben“. Großmutter's Bälle waren nicht immer aus Gummi, auch nicht so leuchtend in der Farbe. In der Regel mußte der billige „Lumpeballe“ aushelfen, mit dem auch die Buben „Reiterball“ spielten und an der „Scheierpoort“ um die „Stuff“ kämpften. Beim „Schlangenvurm“ bildeten die Kinder eine lange Kette. Der „Kopf“ wandt sich in Schlangenform, wodurch der „Schwanz“ mit Übergeschwindigkeit herumgerissen wurde, was nicht selten schwere Unfälle verur-

sachte. Kleinkinder vergnügten sich im großen Kreis, schlüpfen als Katze und Maus durch die Lücken und sangen fröhlich von den lustigen „Tirolern“ und „Zigeunern“. Größere Mädchen spielten mit Begeisterung „Stänjes“. Vom letzten Schlachtfest her hatten sie die Mittelfußknöchelchen aufbewahrt oder auch Knopfkümpchen mit „Näz“ zusammengebunden. Es gehörte eine Menge Übung dazu, die „Steinchen“ etwas in die Höhe zu werfen und in dieser Teilsekunde andere durch das enge Tor zwischen Daumen und Zeigefinger hindurchzuschieben. „Änänjes, zweizweiches, Eierlächens“ war schon eine Kombination für Fortgeschrittene. Schon beim Kleinstkinde fing es an, wenn die „Grooß“ dem Enkelkinde die Zeit vertrieb: „Das es de Daume, der schiddelt die Praume, der refft se off, der trät se häm, on der Klän freßt se all allän“, oder der „Großvadder“ den kleinen Wildfang auf den Knien reiten ließ und bis zur Atemlosigkeit immer wieder singen mußte: „Reire, reire, Räßje, drowe steht ä Schläßje“. Trotz der nüchternen Denkungart unserer Vorfahren wurde an den Sonntagen und



Klickerspiel

den langen Winterabenden mit Leidenschaft „Mill“ gespielt, eine Abart des „Schach“, bei dem der Partner durch taktische Züge niedergedrungen wurde. Stundenlang konnte man sich beim volkstümlichen „Lotto“ verweilen, das im Glücksfalle Nüsse und Pfennige einbrachte. Im heutigen „Toto“ wurde das alte Spiel zu neuem Leben erweckt.

In diesem Zusammenhang ist es erstaunlich, in welcher Vielzahl sich unser Wortschatz des mittelhochdeutschen Stammes „spil“, in der Bedeutung von Zeitvertreib oder Vergnügen, bedient und in übertragenem Sinne anwendet. Der Spielmann spielt ein Instrument („macht“ aber Musik). Man spielt Theater, mit dem Feuer und mit dem Tod, ein falsches, durchsichtiges, gewagtes, ein teuflisches Spiel. Kinder lernen spielen, Kunstschaffende verlieren sich spielerisch in einer Idee. Man spricht von Spielarten und Spielregeln, hat ausgespielt, sich eingespielt, es wurde jemand übel mitgespielt u. a.

Histörchen aus Walhausen

Der abgesägte Maibaum

Alt und jung beteiligten sich jährlich an der Aufstellung des Maibaumes in unserem Dorfe. Die ganz Kleinen hatten es sich nicht nehmen lassen und auf dem Rotenhübel ihr Maifeuer abgebrannt. Nach Beendigung des Werkes war es üblich, daß in drei Gruppen die Eier zu einem Festessen zusammengetragen wurden. Gesammelt wurde auch Speck, und für den nötigen Durst wurden auch geldliche Gaben angenommen.

Wie es nun in jedem Dorf üblich ist, hat jeder Einheimische sein Stammwirthaus, so daß sich die Geister darum stritten, wo der Schmaus bereitet werden sollte. Da in den letzten Jahren die Zubereitung bei dem Gastwirt A. stattfand, sollte in diesem Jahre einmal die andere Wirtschaft beehrt werden. Jedoch verstanden es die Anhänger des bisher begünstigten Lokals, die Gaben wieder in ihre Stammkneipe zu dirigieren. Inzwischen warteten die Gäste der anderen Wirtschaft auf die für ihre Tätigkeit entfallende Spende. Jedoch vergeblich, denn inzwischen hatten die anderen die ihnen zugetragenen Sachen in einen von den Wirtsleuten zubereiteten Eierkuchen verwandelt und mit großem Genuß verspeist. Darob im „feindlichen Lager“ großer Verdruß, der in allen möglichen Verwünschungen zum Ausdruck kam.

Die Sammler, meist im Alter von 15 bis 18 Jahren, hatten auch einen kleinen Protest eingelegt. Ein Teil lieferte nämlich seine Spenden nicht ab; er veranstaltete eine Feier für sich, indem er die ihm zugefallenen Eier in rohem Zustand verzehrte und die leeren Eierschalen auf die Treppe des Wirtslokales legte, in dem die Feier stattfand. In beiden Lokalen wurde ausgiebig gefeiert, und mit frohem Sinn begaben sich die Teilnehmer zu vorgerückter Stunde in ihre Wohnung. Wer beschreibt nun das Entsetzen der Dorfbewohner, als sie am nächsten Morgen wahrnehmen mußten, daß der am Vorabend gesetzte Maibaum in der Nacht umgesägt und über die Straße gefallen war. Zuerst allgemeine Bestürzung, dann aber, wie die Heinzelmännchen, waren fast alle wieder da, und in kurzer Zeit stand der Maibaum in alter Frische, nur zwei Meter kürzer, wieder an der alten Stelle.

Die Gäste der Wirtschaft B. haben sich geschworen, daß ihnen ein solches Pech nicht wieder begegnen würde, sie werden sich für die Folge selbst um das Einsammeln bemühen, damit auch sie den Anteil für ihre Arbeit bekommen. — Zuerst war großes Rätseln um die Attentäter; die Aufklärung ließ jedoch nicht allzulange auf sich warten.

Der wildernde Figaro

Der „schöne Hugo“, seines Zeichens Barbier von T. (nicht von Sevilla), legte befriedigt sein Handwerkszeug zur Seite. Er hatte es mal wieder geschafft für diesen Tag, wenn es auch spät genug geworden war. Schnell machte er seine Bude zu und bestieg sein Töff-töff, um nach seinem Heimatort zu rattern. Den Weg kannte er von den vielen Fahrten von der Wohn- zur Arbeitsstätte, daß er mit geschlossenen Augen heimgefunden hätte. Was ihm allerdings heute abend auf seinem Heimweg passieren würde, das konnte er nicht ahnen. Zwar hatte er schon öfter Begegnungen unterwegs, und Freund Lampe war schon mehr als einmal in seinen Scheinwerfer geraten. Aber immer wieder war der begehrensweite Braten durch einen Haken vom Wege ab aus dem Lichtkegel geraten, und Hugo hatte das Nachsehen. Gar zu gerne wäre er auf billige Art

und Weise zu einem Stück Wildbret gekommen. Aber entweder waren die Vieher schon zu sehr mit diesen modernen Beleuchtungsmaschinen vertraut, oder Hugo hatte zu wenig Ahnung von der Blendetechnik.

Er war inzwischen auf dem Wege nach der Heimat an die Stelle gekommen, wo bei der Eisenbahnbude 69 und 70 Eisenbahn und Weg nebeneinander liefen, als aus der Richtung von St. Wendel ein Zug gefahren kam. Bevor dieser Zug ihm begegnete, kam über das Bahngleise ein Rudel Rehe direkt vor seinem 125er vorbei, ohne ihn zu beachten. Als letzter der Gesellschaft kam ein junger Bock, der, in den Scheinwerfer geraten, kurz stutzte und, geblendet von der Lichtfülle, stehenblieb. Er beschloß, es mit seinem Gegner aufzunehmen. Ob er nun Selbstmordgedanken hatte oder einen vermeintlichen Rivalen abtun wollte, jedenfalls ging er mit gesenktem Kopf gegen den ihn störenden Gegner an und sprang von der Seite auf das Vehikel zu. Das hätte er nicht tun sollen, denn dieser Sprung kostete ihn das Leben. Mit gebrochenem Genick blieb er auf der Stelle liegen. Nachdem Hugo sich von seinem Schrecken erholt hatte, überlegte er lange, was er nun tun sollte. Jetzt hatte er ja seinen Wildbraten, nach dem er sich schon so lange gesehnt hatte. Vorläufig transportierte er die billige Beute einmal nach Hause, und dann wollte er sehen, was sich machen ließ. Nun ist es ja so, daß ein Barbier schon seines Handwerks wegen nichts bei sich behalten kann, und so erging es auch unserem Hugo. Was gab das für ein schönes Gespräch bei Ausübung seines Berufes. Aber nachdem das Erlebnis ruchbar war, konnte er das Wild nicht mehr für sich behalten, er lieferte es bei den zuständigen Jagdpächtern ab.

E.L.S.

O wunderbare Zeit

O wunderbare Zeit der Kindertage:

Nach einem warmen Regen,

Am Sonntagmorgen

Durch das hohe Korn.

Die Welt steht still,

Und nur die Wolken wandern;

Der Heuduft steigt aus allen Wiesen auf,

Und aus den Gründen dampft der Morgennebel.

O wunderbare Zeit:

Die Welt steht still

Und nur die Wolken wandern.

Jakob Kneip

Kühe mit Selbstbedienung — Schweine im Dunkelstall

Jahrhundertalter Bauernhof wurde zum hochmodernen Wirtschaftsbetrieb

VON HERMANN BRILL

Als der herzogliche Kammerrat und Stallmeister Strubberg im Januar 1772 von der Gräfin von Forbach für runde 10 000 Gulden den Königreicher Hof erwarb, da ging es aufwärts mit einem landwirtschaftlichen Betrieb, der damals schon über 900 Morgen Land umfaßte. Als die Bauernfamilie Walter Bützler aus dem Rheinland nach dreijähriger Pacht im Jahre 1942 den Königreicher Hof kaufte, da war der Grundstein gelegt zu einem Umschwung, der aus dem jahrhundertalten Bauernhof einen hochmodernen Wirtschaftsbetrieb wachsen lassen sollte.

Hundert Jahre vor der Familie Bützler, im Jahre 1843, versuchte eine Pächtergemeinschaft aus Frankreich einen ähnlichen Umbruch. Sie machte aus dem Hof eine Zuckerrübenplantage. Ein anderer Besitzer nahm wenige Jahrzehnte später auf dem Königreicher Hof die Käseproduktion nach holländischer Art auf. Diese abwechslungsreiche Geschichte des Königreicher Hofes ist im Heimatbuch 1964/65 aufgezeichnet. Sie darf ergänzt werden durch diesen Bericht über die völlige Veränderung des Königreicher Hofes, die im letzten Jahr begonnen wurde und in diesem Jahr größtenteils zu Ende geführt wird. Hier ist jetzt der Bauer zum Produzenten geworden. Anstelle der zwanzig Ochsen, fünf Kühen und zehn Schweinen, die im Jahre 1770 neben dem Kleinvieh gezählt wurden, werden jetzt hundert Kühe, 250 Stück Jungvieh und 420 Schweine eingestellt.

Hauptbetriebszweig des völlig veränderten Königreicher Hofes ist die Rindviehhaltung. Neu gebaut wurde ein Boxenlaufstall für rund hundert Kühe und 250 Stück Jungvieh. Es handelt sich dabei um eine vollmechanisierte Anlage, die in der Bundesrepublik und darüber hinaus im europäischen Wirtschaftsraum Seltenheitswert besitzt. Das wesentliche Prinzip dabei ist: die enthornten Kühe laufen frei in einer Halle mit den Ausmaßen von 72x36 m. Für jedes Tier steht darüber hinaus auch eine eigene Liegefläche zur Verfügung, die der Größe des Tieres angepaßt ist und die sich 30 cm über dem Boden befindet, damit die Tiere nicht rückwärts hineingehen können und den Schwanz mit in die Bucht ziehen. (Bleibt der Schwanz im Gang liegen, so besteht die Gefahr, daß ein anderes Tier darauftritt.) Auf ihren Ruheplätzen liegen die Tiere auf wärmege-dämmtem Boden, der eingestreut ist. Die Streu wird durch ein Rohr auf dem Liegeplatz festgehalten und in der Regel nur alle zwei Monate erneuert.

Der Melkvorgang spielt naturgemäß eine wichtige Rolle in diesem Betrieb. Die Tiere werden durch eine gern genommene Kraftfuttermischung in den Melkraum gelockt und vom Melker einzeln in den Doppel-Fünfer-Fischgräten-Melkstand eingelassen. Hier können zehn Tiere gleichzeitig in einer knappen Viertelstunde gemolken werden. Vor dem Anschluß der Melkgeräte werden die Euter automatisch mit warmem Wasser geduscht und gesäubert. Die Milch fließt vom Melkstand in große Aluminium-Tanks, die in einem besonderen Raum stehen.

Mit Futter können die Kühe sich selbst versorgen. Eine Transportschnecke bringt die Silage, die Hauptgrundlage der Fütterung ist, aus den Silos in die Halle zu den Futtertischen, die in der Mitte die Freilaufflächen aufteilen. Das Vieh kann von beiden Seiten fressen, und zwar zu jeder Tages- und Nachtzeit. Neben den Futtertischen befinden sich auch die beheizten Selbsttränken. Die Harvestore-Silos, die ein Fassungsvermögen von 400 cbm haben, sind die weithin

sichtbaren Kennzeichen des neuen Betriebes. Das Grünfutter wird als Anweil-silage in gehäckseltem Zustand mit besonderen Häckselwagen zu den Silos ge-bracht und ohne jeden Zusatz in die völlig gasdichten Behälter aus Stahlblech von oben her eingefüllt und später vollautomatisch von unten heraus ge-fräst.



Die stille friedliche Landschaft, in die der Königreicher Hof eingebettet ist, hat sich in Jahrhunderten nicht verändert. Einen völligen Wandel dagegen erlebt das Hofgut selbst. Von den alten Wirtschaftsgebäuden wird am Ende nichts mehr übrig bleiben.

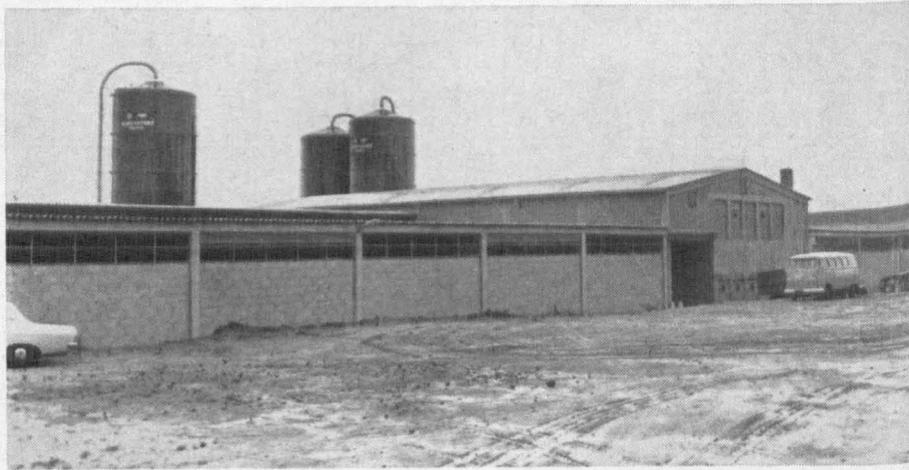
Zu dieser zentralen Anlage gehört natürlich eine ganze Anzahl von zusätzli-chen Wirtschaftsräumen, die man früher auf keinem Bauernhof kannte, so z. B. der Krankenstall, der Medikamentenstall, der Stall mit der Inspektionsgrube, in dem der Tierarzt die Tiere sehr leicht auch von unten her behandeln kann, wenn eine Behandlung erforderlich ist, gehört auch der Stall mit der „elektrischen Kuh“. Von ihr werden die jungen Kälber getränkt. Es handelt sich um ein Kunststoffeuter, in dem die Milch automatisch auf der Körperwärme der Tiere (38 Grad) gehalten wird.

Über dem Melkstand ist die Futterzentrale mit einer Mahl- und Mischanlage. Von hier aus werden die Kraftfuttergaben über sogenannte Mehlschlangen in die Einzelfutterkrippen im Melkraum befördert.

Die zweite Betriebsart ist die Schweinemast, die hier nach einem völlig neuen Verfahren durchgeführt wird, wie man sie in der Bundesrepublik kaum antrifft. Angewandt wird die vollautomatische Bodenfütterung im Dunkelstall. Der Be-trieb ist so eingerichtet, daß bei voller Ausnutzung der Kapazität 420 Schweine in vier Monaten bis zu einem Gewicht von 200 Pfund gemästet werden können. Die Schweine werden zu je zehn Tieren in verschiedenen Buchtengrößen gehalten. Viermal in 24 Stunden erfolgt — ausgelöst durch eine Schaltuhr — die Fütterung. Dann öffnen sich die Futterkästen über den einzelnen Boxen, und das Kraftfutter fällt auf den sauberen Boden oder auf die Schweine. Die Futter-menge kann an einer Skala für jede Box genau eingestellt werden. 20 Minuten brennt das Licht, während dieser Zeit haben die Schweine auch das letzte Krü-melchen Futter aufgeleckt, und während dieser Zeit werden auch vollautoma-

tisch die Futterkästen über den Boxen durch eine Mehlschlange wieder gefüllt. Das Licht erlöscht, und bald herrscht wieder Ruhe im Schweinehaus.

Sauberkeit ist hier oberstes Prinzip. Der Stall wird zweimal wöchentlich mit einer fest verlegten Desinfektionsanlage vollkommen desinfiziert. Die Schweine liegen ohne jede Einstreu auf einem wärmegeprägten Boden, von dem sie das Futter auflecken und die Fläche dadurch immer sauber halten. Sinn und Zweck der fünfmaligen Fütterung am Tag ist auch, daß die Tiere jeweils nur soviel



Die neuen Wirtschaftsgebäude des Königreicher Hofes gleichen eher einem Fabrikgebäude als den Stallungen eines herkömmlichen Bauerngehöftes. Hier ist der Bauer zum Produzenten geworden. Die drei sichtbaren Harvestore-Silos haben ein Fassungsvermögen von je vierhundert Kubikmeter.

Futter aufnehmen, wie sie „einspeichern“ können. Das Futter wird dadurch sehr schnell zersetzt und schlägt entsprechend an. Der Schweinemist fällt im Kotgang neben den Boxen durch Betonspalten in die Dunggrube. Die Selbsttränke lockt die Schweine in diesen Gang.

Die neuen Gebäude auf dem Königreicher Hof wurden zum Teil in Massivbauweise und zum Teil aus Fertigbetonteilen erbaut. Die Dacheindeckung der Stallzentrale ist in Wellaluminium ausgeführt, um bei starker Sonneneinstrahlung die Wärme durch die Reflexion zu verringern.

Bewirtschaftet und völlig umgestaltet wird der Königreicher Hof von Frau Cäcilie Bützler und ihren beiden Söhnen Karl Heinz und Walter Bützler. (Der Ehemann von Frau Bützler starb im Jahre 1944.) Beide Söhne sind staatlich geprüfte Agrar-Ingenieure, die mit ihrer aufgeschlossenen Mutter alles daran setzen, aus dem Königreicher Hof einen Betrieb zu schaffen, der auch im EWG-Wirtschaftsraum konkurrenz- und lebensfähig ist.

*Das Beste, was wir von der Geschichte haben, ist der
Enthusiasmus, den sie erregt.*

Goethe

Das Große und das Kleine

VON ADALBERT STIFTER

Das Wehen der Luft, das Rieseln des Wassers, das Wachsen der Getreide, das Wogen des Meeres, das Grünen der Erde, das Glänzen des Himmels, das Schimmern der Gestirne halte ich für groß. Das prächtig einherziehende Gewitter, den Blitz, welcher Häuser spaltet, den Sturm, der die Brandung vertreibt, den feuerspeienden Berg, das Erdbeben, welches Länder verschüttet, halte ich nicht für größer als obige Erscheinungen. Ja, ich halte sie für kleiner, weil sie nur Wirkungen viel höherer Gesetze sind. Sie kommen auf einigen Stellen vor und sind die Ergebnisse einseitiger Ursachen.

Die Kraft, welche die Milch im Töpfchen der armen Frau emporschwellen und übergehen macht, ist es auch, die die Lava in dem feuerspeienden Berg emportreibt und auf den Flächen der Berge hinabgleiten läßt. Nur augenfälliger sind diese Erscheinungen und reißen den Blick des Unkundigen und Unaufmerksamen mehr an sich.

So wie es in der äußeren Natur ist, so ist es auch in der inneren, in der des menschlichen Geschlechts.

Ein ganzes Leben voll Gerechtigkeit, Einfachheit, Bezwingung seiner selbst, Wirksamkeit in seinem Kreise, Bewunderung des Schönen, verbunden mit einem heiteren, gelassenen Sterben, halte ich für groß.

Mächtige Bewegungen des Gemütes, furchtbar einherrollender Zorn, die Begier nach Rache, den entzündeten Geist, der nach Tätigkeit strebt, umreißt, ändert, zerstört und in der Erregung oft das eigene Leben hinwirft, halte ich nicht für größer, sondern für kleiner, da diese Dinge nur Hervorbringungen einzelner und einseitiger Kräfte sind — wie Stürme, feuerspeiende Berge, Erdbeben.

Wir sollen das sanfte Gesetz zu erblicken suchen, wodurch das menschliche Geschlecht geleitet wird. Es gibt Kräfte, die nach dem Bestehen des einzelnen zielen. Sie sichern den Bestand des einen und dadurch den aller.

Wie in der Geschichte der Natur die Ansichten über das Große sich stets geändert haben, so ist es auch in der sittlichen Geschichte der Menschen gewesen. Anfangs wurden sie von dem Nächtliegenden berührt, körperliche Stärke und ihre Siege wurden gepriesen, dann kamen Tapferkeit und Kriegsmut, Stammeshoheit und Familienherrschaft, inzwischen wurden auch Schönheit und Liebe sowie die Freundschaft und Aufopferung gefeiert, Großmut und Gerechtigkeit wurden männliche Tugenden.

Wie es mit dem Aufwärtssteigen des menschlichen Geschlechts ist, so ist es auch mit seinem Abwärtssteigen.

Untergehenden Völkern entschwindet zuerst das Maß. Sie setzen das Bedingte über das Allgemeine. Sie suchen den Genuß und das Sinnliche. Der Unterschied zwischen gut und böse verliert sich, der einzelne verachtet das Ganze und geht seiner Lust und seinem Verderben nach, und so wird das Volk eine Beute seiner inneren Zerwirrung oder die eines äußeren kräftigeren Feindes.

Grauer Novembertag

VON RUDOLF JUST

*Durch die kahlen Linden
rinnt der kalte Regen
unaufhörlich
wie das Pochen einer alten Schuld.
In den Pfützen
auf den ausgefahrenen Wegen
ruht des Tages bleicher Schein
in Gleichmut und Geduld.*

*Die zerzausten Birnenbäume
in dem leeren Garten
steh'n mit eingezogenen Schultern
stumm und lebensmüd.
Durch die Pfade hin,
die wasserharten,
zieht's und fließt's
wie aus der Erde innerstem Geblüt.*

*Auf dem Dorfplatz an der alten Eiche
hockt die Stunde,
schreckt das Herze mir
mit unbestimmtem Weh — — —
Flugmüd kauert meine Seele,
und auf meinem Munde
stirbt das Lied,
da ich im Regendunste
rings die Forsten seh.*

Die Wetzrillen an der evangelischen Kirche in Sötern

VON HORST KUHN

Als ich zum erstenmal an der evangelischen Kirche in Sötern vorbeiging, fielen mir, wie bestimmt schon vielen Vorübergehenden, die eigenartigen Rillen am seitlichen Portal der Kirche auf. Es sind zahlreiche waagrecht und senkrecht verlaufende Rillen, die zwischen 10 cm und 35 cm lang sind und eine durchschnittliche Tiefe von 1 cm bis 3 cm aufweisen. Die Rillen, die durch die Witterung schon teilweise verflacht sind, liegen unregelmäßig nebeneinander und sind sicherlich keine Steinmetzarbeiten. Sie sehen so aus, als seien sie durch Wetzen mit einem harten Gegenstand entstanden.

Meine Frage nach der Herkunft und Bedeutung dieser Rillen konnte mir kein Einheimischer genau beantworten. Die Antworten, die ich erhielt, waren die folgenden: „Die Burgmannen haben hier ihre Schwerter gewetzt, ehe sie in den Kampf zogen.“ „Der Teufel hat in seiner Wut mit den Krallen die Kirche angegriffen. Dabei sind die Rillen entstanden.“ Eine andere Antwort lautete: „Es sind Runen.“ Soweit der Volksmund. Die Bedeutung der Wetzrillen ist also in Vergessenheit geraten.



Wetzrillen am Seiteneingang der Kirche

Ausschnitt aus nebenstehender Abbildung

Selbst die Wissenschaft hat zur Frage der Herkunft und Bedeutung der „Wetzrillen“, wie sie die Rillen nennt, die sich auch an mehreren saarländischen und pfälzischen Kirchen befinden, wie z. B. in Limbach, Böckweiler, Mimbach, Wiebelskirchen, Otterberg, Thaleischweiler, Hornbach usw., noch nicht eindeutig Stellung genommen, und es ist bisher noch sehr wenig darüber geschrieben worden. Eine der vielen Deutungen, glaubhaft oder nicht, sollen hier angeführt werden.

Pfarrer Stock erwähnte u. a. folgende Deutung in: Rudolf Wilms „Wetzrillen an Kirchen des Zweibrücker Landes“: „Ein Forscher sprach folgenden

Gedenken aus: In Pestzeiten glaubte man ein Allheilmittel gefunden zu haben, und zwar am Heiligtum des Herrn. Man nahm scharfe Gegenstände und kratzte am Eingang des Chors oder dort, wo der Altar stand — jedoch immer an der Außenseite der Kirchen — den Sand ab, mengte ihn in Pulverform mit Wasser und trank dieses Gemisch.“ Diese etwas unglauwürdige Deutung schreibt die Wetzrillen dem Aberglauben zu.

Glaubhaftere Deutungen gibt Carl J. H. Villinger in den „Blättern für Pfälz. Kirchengeschichte“. Er schreibt hierzu: „Dabei läßt sich überall das eine Gemeinsame feststellen: Die Wetzrillen sind immer an einer nicht dem öffentlichen Verkehr entzogenen Stelle zu finden, also dort, wo die Allgemeinheit Zutritt hatte. Anders gesagt: es sind jene Stellen an und vor den Kirchen, an denen im Mittelalter öffentliche Rechtshandlungen, so z. B. auch Gerichtssitzungen vorgenommen wurden.“

Seine zweite Deutung lautet: „Es wird hier nämlich die Sitte erwähnt, bei dem Vermählungsakt das Schwert, das Wahrzeichen der Treue und des Rechts, am Sockel des Gerichtspfahles, des Dingwahrzeichens, und in vorchristlicher Form an den Seitenmauern und -pfeilern der Kirchentüren zu wetzen. Die Seitenpfeiler vieler Kirchentüren in Deutschland zeigen tiefe Wetzspuren, die auf eine jahrhundertelange Übung schließen lassen, das Schwert an den Pforten des Eingangs zur Kirche zu wetzen.“

Diese beiden Deutungen erscheinen mir glaubhaft und ich möchte sie auch für die Entstehung der Wetzrillen an der evangelischen Kirche zu Söttern in Betracht ziehen. Söttern war im Mittelalter der Mittelpunkt der Herrschaft Eberswald, die nach dem Weistum von 1574 mit den Orten Söttern, Schwarzenbach, Otzenhausen und Braunshausen einen Hochgerichtsbezirk bildete. Kam es z. B. in den einzelnen Orten oder auf dem Peterberger Markt zu Schlägereien, Diebstählen, Mord usw., waren die Übeltäter den Herren zu Söttern zur Strafe verfallen. Es wurden Gerichtssitzungen gehalten, wie J. Grimm in: „Deutsche Rechtsaltertümer“, 1828 schreibt: „Es wurde Gericht gehalten unter dem Kirchenthor.“ Die Sötterner Flurnamen vor Urteil (Urteil), im Urteil, hinter Urteil und Galgenberg erinnern uns heute noch an die Rechtshandlungen des Mittelalters in unserer Heimat.

Die andere Deutung trifft für Söttern auch zu. Kurt Hoppstädter berichtet im: „Heimatbuch des Landkreises St. Wendel“, Ausgabe 1963/64, von einer großen Hochzeit in Söttern: „Am 1. September 1589 feierte Wilhelm Vogt v. Hunolstein in der Burg zu Söttern, die damals im Besitze seiner Mutter Elisabeth war, mit großem Prunk vier Tage lang seine Hochzeit mit Anna Maria v. Landsberg“. Die Hochzeiten wurden auch im Mittelalter nach einem vorgeschriebenen Ritus gehalten. Carl J. H. Villinger weist auf eine Agende vom Ende des 15. Jahrhunderts hin, die den „Ritus der Trauung vor der Kirchentür“ enthält.

Die Wetzrillen dürften demnach aus dieser Zeit stammen, denn der Brauch der Trauung vor der Kirchentür hörte einige Jahrzehnte später auf. C. Villinger gibt für das Bistum Augsburg das Jahr 1612 an. Vor dem Kirchenportal fanden also nur Gerichtssitzungen und Eheschließungen statt. Somit läßt sich wohl die Entstehung der Wetzrillen erklären. Erstaunlich ist, daß beim Wiederaufbau des abgebrannten Kirchenschiffes von 1745 bis 1765 dieselben Portalpfeiler wieder genommen wurden, sonst wären sie heute bestimmt nicht mehr vorhanden. Unseren Vorfahren waren demnach die Wetzrillen bedeutsam, und es ist daher wünschenswert, daß die Zeichen unserer Vorfahren noch lange erhalten bleiben.

Meine Nachforschungen bezüglich der Wetzrillen sind damit nicht abgeschlossen.

Meine erste Wallfahrt zum hl. Wendelinus

VON MATTHIAS LANG

In meiner Hochwaldheimat wurde von altersher und wird noch immer St. Wendelinus sehr verehrt. Von früh auf besaß ich eine Vorliebe für diesen Heiligen. Es gefiel mir, daß er lange Jahre hindurch nacheinander Schweine-, Kuh- und Schaffhirt war. Schweine und Schafe hatte ich zwar keine zu hüten, aber Kuhhirt war ich auch. Den ganzen Sommer lang mußte ich an jedem Nachmittag nach Schulschluß unsere drei Kühe — meist gehörte noch ein Rind dazu — auf die Weide führen. So bestand eine gewisse Verwandtschaft zwischen Wendelin und mir. Ich betete zwar nicht auf der Viehweide wie er, aber ich träumte und sann nach Herzenslust, predigte den Kühen und dichtete die Wiesen und Wälder an. Ich bildete mir ein, Wendelin habe das auch getan; er konnte ja nicht immer beten.

Der Heilige imponierte mir noch aus einem andern Grunde: Ich teilte seinen Hang zur Stille und Einsamkeit. Da war es gar nicht absonderlich, daß ich auf den Gedanken kam, wie er ins Kloster zu gehen. Nachdem ich wußte, daß es in seiner Stadt, in St. Wendel, ein Missionshaus gab — ich las die „Stadt Gottes“ und alle Missionsschriften, deren ich habhaft werden konnte —, kam nur dieses Kloster für mich in Frage. Aber ich sprach mit niemandem darüber.

Am Festtag des Heiligen, im Oktober, pilgerte alljährlich eine Anzahl Leute aus meinem Heimatdorf zu seinem Grabe nach St. Wendel. Trotz des weiten, fünfstündigen Weges benedete ich allemal die Wallfahrer, unter denen sich Jahr für Jahr das Jäbchen, ein kleines, beschwingtes Männchen, befand. Er war der Anführer der Gruppe; alle gehorchten ihm aufs Wort.

Als Vierzehnjähriger machte ich zum erstenmal die Wallfahrt mit. Groß war die Freude meines Herzens, in dem ich noch immer mein Geheimnis hütete.

Um 1 Uhr nachts brachen wir auf. Es regnete in Strömen, aber deswegen blieb kaum einer zurück. Schol Dilla und Metzen Annchen, zwei Schulkameradinnen von mir, gesellten sich auch zu uns. So war ich wenigstens nicht der einzige Jugendliche unter den Alten.

Das Jäbchen führte uns durch aufgeweichte Pfade, um den Weg abzukürzen. Pitsch-patsch ging es in der Dunkelheit dauernd durch Wasserlachen. Manch einer strauchelte auf dem glitschigen Boden. Trotzdem beteten wir kräftig. Vor Beginn des ersten Rosenkranzes hatte das begeisterte Männchen gesagt: „Bei schönem Wetter kann jeder beten. Wir wollen zeigen, daß wir es auch bei diesem Hundewetter können.“ Ich beherzigte die Worte und betete aus Leibeskräften mit. Bald hörte ich, wie Metzen Annchen zu Schol Dilla sagte: „Hör mal, wie der betet! Man meint, der wollte Pater werden.“

Ja, das wollte ich wirklich. Meine Beteiligung an der Wallfahrt war hauptsächlich auf diesen Umstand zurückzuführen. Aber das brauchten die beiden Plappermäulchen neben mir nicht zu wissen. Wenn im Wechselgebet des Rosenkranzes die Frauen an der Reihe waren, bestürmte ich meinen Freund Wendelin mit stummen Bitten: „Hilf mir! Sorg dafür, daß ich ins Kloster komme! Du warst ja auch drin. Heiliger Abt des Klosters Tholey, hilf mir!“ Und immer wieder befühlte ich die Innentasche meines neuen Ulsters, um mich zu überzeugen, ob das eingesteckte Schulentlassungszeugnis

noch da sei. Das mußte ich ja wohl haben, wenn ich mich im Missionshaus vorstellte.

Ach Gott, mein Mantel! Er hatte so viel Regenwasser eingesogen, — es goß noch immer — und hing infolgedessen so schwer von meinen Schultern nieder, daß er mich fast zu Boden zog. Er schien aus Blei zu sein. Ich schwitzte wie ein Bär.

Wir waren längst wieder auf die Hauptstraße gekommen und auf ihr geblieben. In der Nähe Tholeys betete ich noch inbrünstiger als zuvor: „Lieber, heiliger Wendelinus, du warst einmal ein Kuhhirt wie ich. Dann wurdest du Abt im Kloster. Hilf mir, daß ich auch...“ Ich vollendete nicht den Satz; denn er kam mir ein wenig vermessen vor. Statt dessen bat ich demütig nach kurzem Zögern: „Verhilf mir auch ins Kloster!“

Während wir in einer Gebetspause über ein holpriges Dorfplaster marschierten, meinte Schol Dilla: „Matz, dich hört man überhaupt nicht gehen. Trittst du immer so leise auf?“ Ich lächelte. Da war auch ein kleines Geheimnis dabei. Ich wußte, daß manche Leute bei vereisten Wegen abgeschnittene Strümpfe über die Schuhe zogen, um nicht auszugleiten. Ich war der Meinung: Was gut gegen Eis ist, das ist auch gut gegen den Dreck; und aus dieser Erwägung heraus hatte ich eben solche Strumpffüßlinge übergezogen. Ich wollte meinen neuen Mantel nicht verspritzen. Auch sollten alle staunen, wenn ich als einziger mit blitzblanken Schuhen in St. Wendel ankam.

Wie hatte ich mich getäuscht! In der ersten Morgendämmerung unterzogen wir uns gegenseitig einer Musterung. Plötzlich klang helles Mädchenlachen hinter mir auf. Schol Dilla trällerte den banalen Vers:

„Und einer hat 'ne Straßenbahn
den ganzen Buckel rauf.
Ihr lieben Leute, kommt herbei,
kommt all und setzt euch drauf!“

Ich war wie aus den Wolken gefallen, als ich erkannte, daß der Spott mir galt. Rasch zog ich meinen Ulster aus, auf den ich nicht wenig stolz war: tatsächlich, von unten bis oben eine schmierige Dreckschicht! Sogar der Mantelkragen war versaut. Unser Anführer, das Wallfahrtsjähchen, wollte wissen, wie ich das nur fertiggebracht hätte. Sie sähen ja alle schlimm aus, aber keiner im entferntesten so schlimm wie ich. Es war mir selber unbegreiflich, wie ich mich so zurichten konnte. Nur die verflixten Wollfüßlinge, die ich über die Schuhe gezogen hatte, konnten schuld daran sein. Ich warf sie ab, um wenigstens meine blanken Schuhe zeigen zu können. Aber o Jeh! Nicht eine einzige blanke Stelle besaßen sie mehr. Sie waren über und über schmutzig-grau.

Aber das alles konnte mir meine große Freude nicht nehmen. Als wir nach wenigen Minuten von der Höhe aus die Stadt und das Missionshaus sahen, hätte ich aufjauchzen mögen. Der langersehnte Anblick entschädigte mich für alles. Wie ein verzaubertes Schloß kam mir das hochgelegene Kloster mit seinen Zinnen und Türmen vor. Im stillen sagte ich mir wieder: „Da will ich hin, da will ich bleiben!“

Kurz vor unserm Eintritt ins Missionshaus hörte der Regen auf. Es war gerade Zeit zum Besuch der Frühmesse um 7 Uhr. (Wegen des scheußlichen Wetters hatten wir für den Weg fast eine Stunde mehr gebraucht). Danach bekamen wir Kaffee bei den Patres. Nach dem Hochamt trug ich dem ersten Missionar, der mir in den Weg lief, mein Anliegen vor. Er brachte mich

zum Rektor des Hauses. Der musterte erst mich und dann mein Zeugnis. Er sagte: „Wenn das Zeugnis stimmt, wirst du das Studium gut schaffen. Sind deine Eltern einverstanden?“

Meine Eltern? Mein Vater war längst gestorben, und meiner Mutter hatte ich von meinem Vorhaben noch nichts gesagt. Das brachte ich stammelnd vor. Der Pater trug mir auf: „Du mußt erst mit deiner Mutter sprechen. Wenn sie einverstanden ist, können wir weitersehen. Platz haben wir für dich. Geh jetzt ins Gästezimmer zum Mittagessen. Dort wird für dich mitgedeckt.“ Damit war ich entlassen.

Ich war etwas enttäuscht. In meinem Unverstand hatte ich geglaubt, man würde mich mit offenen Armen aufnehmen und gleich dabehalten. Das wäre nach meinem Wunsch gewesen. Immerhin hatten mir die Worte des Rektors gefallen: „Platz haben wir für dich.“ Sie klangen mir im Herzen nach und trösteten mich.

Als Dilla und Annchen hörten, daß ich zum Mittagessen im Kloster eingeladen sei, sahen sie mich staunend an. Annchen meinte obendrein: „Ich hab es ja gesagt: der wird am Ende noch Pater!“

Am Nachmittag besuchten wir die nahegelegene Wendelinuskapelle mit dem Wendelinusbrunnen, die Stadtkirche und das Grab des Heiligen. Heim fuhren wir mit der Eisenbahn.

Ob mein inständiges Gebet zum heiligen Wendelinus in meinem Sinne erhört wurde? Nein. Daran war aber nicht der Heilige schuld, sondern ich selbst. Es genügt nicht, daß man Neigung zu einer Sache hat und den Willen, ihr zu dienen; man muß sich auch an maßgebender Stelle zu ihr bekennen. Das versäumte ich. Auch nach meiner Vorstellung im Missionshaus brachte ich es nicht über mich, daheim den Mund aufzutun und der Mutter meinen Entschluß mitzuteilen. Ich wagte es nicht, weil ich wußte, daß sie bereits den Vorschlag des Kaplans und der Lehrerin, mich aufs Gymnasium zu schicken, aus wirtschaftlichen Gründen abgelehnt hatte. Die Lehrerin, die im ersten Weltkrieg den zum Wehrdienst einberufenen Lehrer vertrat, ließ aber nicht locker, bis die Mutter wenigstens ihre Einwilligung zum Besuch der Präparandenschule in Merzig gab. Ich schwieg und gehorchte, wenn auch schweren Herzens.

Die Vorliebe für St. Wendel, insbesondere für sein Missionshaus, ist mir geblieben. Als junger Lehrer nahm ich Jahr für Jahr an seinen Exerzitien für Erzieher teil. So war ich noch oft als Gast in dem geliebten Kloster.

Ein edles Verlangen muß in uns entstehen, dem reichen Vermächtnis von Wahrheit, Sittlichkeit und Freiheit, das wir von der Vergangenheit überkommen und reich vermehrt an die Folgezeit wieder abzugeben haben, auch aus unseren Mitteln einen Beitrag zuzulegen und an dieser unvergänglichen Kette, die durch alle Menschengeschlechter sich windet, unser iliehendes Dasein zu befestigen.

Die Wüstung Rutzweiler zwischen St. Wendel und Werschweiler

VON DR. LUDWIG PRINZ, KÖLN

Rutzweiler ist als Flurname auf der Gemarkung Werschweiler erhalten. Die früheste Nachricht von dieser Siedlung gibt uns die „Beschreibung des Amtes Lichtenberg v. J. 1585“ (Abschrift im Stadtarchiv Ottweiler): „Allhier bey diesem stein wird es ufm Birgel¹⁾ oder Hubecken genannt, da schießen zusammen drey Feldmarcken, als nemlich Werschweiler, Dörrenbach und Fürth, auch das Rutzweiler Guth, ist ein ort Landes denen von Nassau zuständig, der hat das Hochgericht darauf, liegt zwischen dem Werschweiler und Fürther Bann. Allhier gehet Hart der Weg von Werschweiler gen Ottweiler Vorbey. Von dann folgt das Weißthum der Herrlichkeit Berg ab über feld hin wieder zu einem gehauenen stein liegt wie dieß vorigen diese Länge vermog 1260 schuh die thun 84 ruthen und scheidet dieser strich Wörschweiler und Fürther Gemarken mit dem Rutzweiler Guth. Von diesem nächst gemeldeten stein erstreckt sich die Hochgerichts Gerechtigkeit gemach Berg ab zu einer Marck Eichen, dieß orts Länge hält 800 schuh oder 53 ruthen und 5 schuh in sich und scheidet noch wie vor. — Von berührter Mahl Eichen, welche die unter Eich genannt wird, fällt die Landscheide gähe Berg ab in einen Grund uf das Flößgen die Dankelsbach genannt, aus dieser ferner gehe Berg an durch dick Gebösch im Kirch busch genannt...“ — An einer anderen Stelle heißt es: „Diese jetzt beschriebene Bänner stehen alle auf der Scheiden der Herrlichkeit zwischen Werschweiler und dem Rutzweiler Guth im Gebösch Stock genannt.“ Aus dieser Grenzbeschreibung geht hervor, daß der Rutzweiler Bann noch nicht zu Werschweiler gehört.

Ueber die Ausdehnung und die Grenzen des Bannes der ehemaligen Siedlung R. unterrichtet uns ein Erb- oder Teilungsbrief von „Anno 1686 den 12. Hornung²⁾“: „Erstlich fangt die Erbschaft ahn in den Ecken wo der stein stadt an scholdtheyßen walldt, allwo die Wendelische und Wirßweyler und oberlingesweyler bann zu sahmen ahnfangen. Da von dann ein Waldt zwischen dem gemärgk nah ahn die Brückerswelltdter Erben. Den Eygen nach in das Floß nah neben dem brigelge bis an den waldt den kirgen walldt³⁾ ahw noch bis eben an den waldt den Eck nah und alldar seyndt die drey Kompstücker bis auf den Wingertsberg⁴⁾ an die Wirschweyler gemeyn, alldar gedt es Eigen und gemärck nach bis in das floß⁵⁾, all dar Von danen gehdt es zwischen den angewändt Wirschweyler und Rutzweyler durch hin auf bis auf das Höchst in die Landstraß so von Wirschweyler gedt auf Ottweyler. Also der straßen dem gemärk nah bis auf den Wilbretzgalgen⁶⁾ gestanden hat, an die Oberlingesweyler und nider lingesweyler weidtgang und die Oberlinxweyler sich scheiden bis auf die mühl⁷⁾ der mühlen nach eigen und gemärk nach an den Dorenbusch⁸⁾ den gemärken nach, zwischen dem Doren busch den gemark nach, auf den Roden lem⁹⁾ den eigen und gemärken nach bis in die Wendells straß¹⁰⁾ zwischen den Oberlinxweyler ban Eigen¹¹⁾ und gemarken noch bis an scholldeisen wahltdt auf den ersten steyn, allwo wir den ahn fang namen, da wollen wir es widter verlassen.“ — Auf diese Beschreibung folgt nun die Darstellung der Besitz- und Erbverhältnisse: „In dissen vohr gemeldten büschen und Hecken u. gebrigen¹²⁾ u. wissen u. Willerung¹³⁾ und alldt Landttech, es seig wie es nahmen mag haben nihs dar vohn abgescheidten In sonderheydt den Loh, allen genoß, so man haben kann darauf diesen gemeldeten Erben kein Intracht soll und kann geschehen

sie können den jengig Verlassen wen sie wohlen. Ihre hochgräflich Gnaden von Nassau¹⁴⁾ haben auf dieser länderey den Zenen und Hochheydt und kein schafft noch landrecht zu Vorderen. Der schafft geheher nach St. Wendel den gellinger Heren.

Es theiltdt sich diese Erbschaft allso: Erstlich macht man auß einem stück landt ein halbirung so spielen die schlabatzischen Erben u. Therst hörfer Erben*) ein mit den Wirschweyler Erben wo sie hin fallen oben oder unten so namen die schlabatze ihr halbtheil und machen wiederum zwey Theil darauf der Theil eins namen die Dersdörfer erben und mahen noch zwey Theil darauf so nembt H. Michaelliß hinterlassene Wittib Elisabeth Volzihh daß Theil gehen die Kirner erben, das heist wo man in einem stick acht rudten Thut messen ist Elisabeth Voltzin ein oder Von figeren ein halbe.

Allso nemen die Wirßweyler Erben ihr halbes gegen die schlabatzischen Erben und machen figer haupt Theil daraus alß nemblich Lorenz Weil ein Thei-

* Anmerkung. Diese Thersthörfer Erben sind wahrscheinlich die Nachkommen des im 15. Jhd. in die St. Wendeler Schuhmacherzunft aufgenommenen „hans von Desters“. Vgl. Müller: „Geschichte der Stadt St. Wendel“, 1927, der S. 341 unter andern auch diesen hans von Desters erwähnt. — Desters (gespr. Däschtersch) ist das Dorf Dörsdorf im nördlichen Teile des Kreises Ottweiler, etwa 18 km in der Luftlinie entfernt. NB: Die Tatsache, daß bereits im 15. Jhd. ein Dörsdorfer nach St. Wendel gekommen ist, daß also Dörsdorf schon damals bestanden hat, steht in einigem Widerspruch zu dem allg. Volksglauben, als sei Dörsdorf eine Zigeunersiedlung aus der Zeit nach dem 30jähr. Kriege. Wir werden wohl annehmen dürfen, daß D. in den langwierigen Kriegen des 16. u. 17. Jhd. zerstört und durch Neusiedler wieder aufgebaut worden ist. Noch jetzt deuten der Körpertyp, gewisse soziale Eigenschaften, die sog. „Heckensprache“ und die primitive Wohnweise eines Teiles der Dörsdorfer Bevölkerung auf ihre fremde Herkunft hin. Doch kommen diese „Dörsdorfer Zigeuner“ als Erben am Rutzweiler Gut wohl nicht in Frage.

Die Schlabatzischen Erben waren wahrscheinlich die Nachkommen des 1530 genannten „Kellners“ Schlabatz d. Ä. (S. Bettingen S. 532) und jenes Hans Schlabatz, der i. J. 1549 als „der junge Schlabatz“ in das Verzeichnis der Sebastianus-Bruderschaft eingetragen wurde (Vgl. Bettingen S. 490) und der von 1550—1585 die Stadt- und Amtsschultheißerei St. Wendel, die zum Kurfürstentum Trier gehörte, verwaltet hat. Er war der erste kanzleifähig ausgebildete Beamte mit klassischer Bildung. „Mathias Schlabatz, ein Sohn des Schultheißen, scheidt sehr bald nach diesem gestorben und überhaupt der letzte Mann seines Namens in hiesiger Stadt (St. Wendel) gewesen zu sein. (Bettingen S. 568). Danach ist die Familie Schlabatz um 1600 im Mannesstamm erloschen. H. Schlabatzens Tochter Katharina († 1632) heiratete den Kellner Letig u. d. Tochter Maria zuerst einen gewissen Fankel u. nach dessen Tod den St. Wendeler Stadt- und Hochgerichtsschreiber Balthasar Kueffer.“ Der Vormund ihres einzigen Sohnes erster Ehe, Hochgerichtsschöffe Peter Leonhardt, verkaufte am 4. Februar 1598 „die Erbgüter seines Pflegesohnes Jakob Fankels, von seiner Mutter Maria Schlabatzin herrührend, u. um St. Wendel gelegen, allein seine angebur an dem gefreyten Schlabatzen Haus vorbehalten“, an den damaligen Stadtschreiber Leonhard Dahm von Welschbillig — (vgl. hierzu den weiter unten angezogenen Auszug aus dem Güterbuche der Familie von Hame!). — Mit seinem Stiefvater Kueffer führte Fankel später einen längern Streit wegen gewisser liegender Güter.“ (Bettingen S. 568/69). Zu diesen Gütern gehörte sicherlich auch der Schlabatzenwald. Noch heute lebt eine blasse Erinnerung an die „Schlabatzen“ in Werschweiler. Darüber berichtete mir Herr K. Stoll, dem eine hochbetagte Frau folgendes erzählte: Wenn wir früher Frondienst machten (= Arbeiten im Dienste der Gemeinde) und zuweilen in kleineren Gruppen weit zerstreut arbeiteten, dann wurde dem Meyer (Vorsteher) die gleichzeitige Aufsicht über alle erschwert. Deshalb vertraute er mitunter einem ältern Manne die Aufsicht über einen Teil der Arbeitenden an. Ein solcher war auch der alte Schmitz (jetzt noch Hausname in Werschweiler), eine bärbeißige, rauhe Natur. Wenn der uns „als mal“ tadelte u. schalt und seiner Unzufriedenheit über unsere Arbeit Ausdruck verlieh, dann tröstete uns Jüngere wohl einer von den Älteren, der etwas erfahrener und besonnener als wir war, mit den Worten: „Lasse den dehne dowe! Lossene nore schälle! Das es jo e alter Schlabatz.“ (Laßt den toben! Laßt ihn nur scheiten! Das ist ja ein alter Schlabatz.) — Ob in diesen Worten und in diesem Gendankengang Erinnerungen an das Schultheißen-Amt des gestrengen Hans Schlabatz wiederklängen oder weiterleben? Man möchte geneigt sein, das anzunehmen. Vielleicht läuft hier auch die Erinnerung an die Kroaten mit ein, die seit dem 30jähr. Kriege infolge ihres unmenschlichen Auftretens gerade an der Saar in Verruf standen. Noch heute pflegt man in den Saarmundarten einem unzufriedenen und streitsüchtigen Menschen das Eigenschaftswort „krabatzig“ beizulegen.

lung mit seinen erben, ist jetzt Johan Thomas und stoffel Thomaß ein Theilung mit seinen Erben und die fünf theilen ihr Erbschaft in sambter handt, darnach die Beckers Kinder ihre Erbschaft, welches Erben nunmehr annimbt Henrich von Wirschweyler in platz der Zenners und ich peter Weinlandt in platz der Müllerin von Wirschweyler mit nahmen Engel Beckerin haubt stickel, sie beyde theilen Theilung unvorgreiflich bis sie andere Nachrichtung haben in zwey Theil.

Es ist auch zu wissen wie daß Engel Beckerin habt mich Petrus Weinlandt begabt hat mit ihrem Theil freywillig unbeschwehrt von guten willen ohn geheisch vor die gut that die ihr geschehn in seinem Hauß in dem gantzen Krieg wessen gab sie mir vor ein geringe prisändt vor lieb zu nehmen, welches ich mich dagegen bedanket in bey sein stoffel Thomas johannes Thomas und hans staub und Wendel Weber ah gezeugnis¹⁵ in wendel Baecker Hauß. Ich hab auch gemeldte Engel Beckerin gebetten daß sie mir es woll sagen waß Vor ein ansprach¹⁶) möchte vielleicht geschehen von einem und den andern, gab sie mir zur andtwordt, daß selbig bei stoffel Thomaß zu vernehmen und seinen Bruder Johannes Thomaß, den sie demselbigen bey allzeit alle Erben sein nachgangen, dan sie wiß eß am besten, waß sie anbelangen thut niemand wird weiter bey ihr sugen, den alle seyden sie vergnügt worden alß sie von Wirschweyler seyndt ausgegangen von ihren Eltern alß sie aus sein bestadtedt sein worden, hanß Lenardt sein Fraw sey zwar ein erbin in dem stickel odter es bescheinche nicht viel, sie werd derwegen nicht viel sugen so wohl als die andern Erben so wohl werde sie kein große wissenschaft haben wohl daß sie nichts kein Theil empfangen hab, die wissenschaft und unterrichtung sey allezeit von St. Wendel kommen dar sie wisse kein ander Theil zu geben als der Zinerß doch wiß es nicht wie viel bis auf weydtter Nachricht theilen wir zwen zum halben. Es machen die fünf Theiler fünf Theil darauß so nembt stoffel Thomas ein Theil und ein halbes.

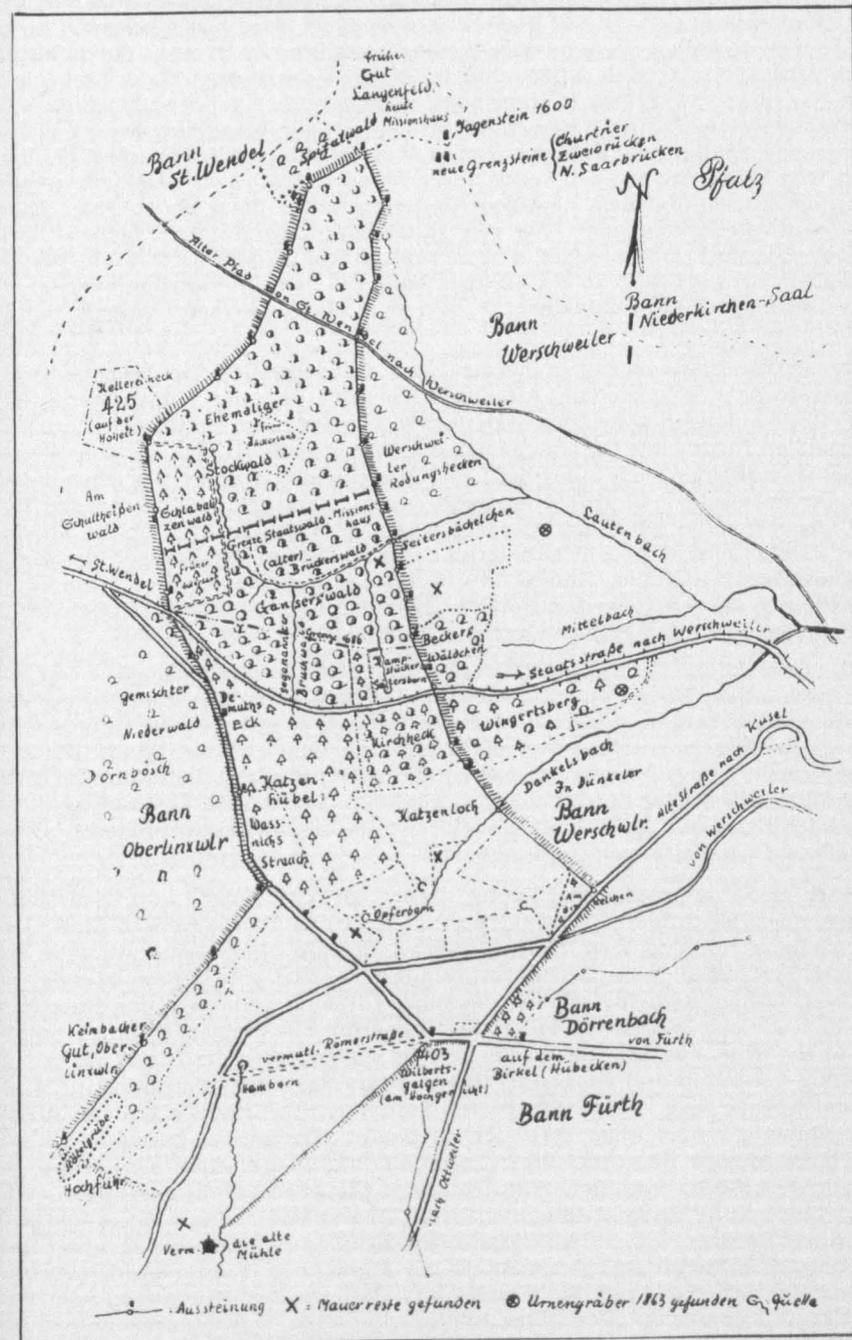
Was Nickel Lehnardts stickel anlangt vertheilet sich erstlich, von dem virten Theil gibt Nickel Lehnardt Metzler alß herauß das vierte Theil. Item noch auch dem 3 Theil machen sie 4 Theil so nemt stoffel Thomaß ein Viert Theil. Die Roschberger¹⁷) ein Theil. Peter von Genweyler ein Theill. heintzen Baur ein Theil.

Anno 1686 den 25. Martzius haben wir sambtliche Erben von Rutzweyler Erbschaft nach lang angesuchter erweisung wo die drey schwestern die Wieß mit kraft haben oder nicht, daß sie es auch erben haben können so haben wir sämtl. Erben unß in possession gesetzt und haben unser gitter angemachin auf steynig außging. Zwey sticker ein stick bei dem bohren bis an die weyde, das andere Stick bis an die Bergelche¹⁸) ist darbey gewest.

stoffel Thomas
johannes Thomas
Bastian schwan
Scher Hanss
schlick¹⁹)

Hans Nickel burg
johannes Weber
baust bast
Peter ich Weinlandt
Lisabet Voltz

Es ist dies neben Leimhausen^{19a}) der einzige Fall, bei dem wir in der glücklichen Lage sind, mit Hilfe der alten Grenzbeschreibung und einzelner Hinweise in dem Teilungsbriefe die ungefähre Größe des zur ehemaligen Siedlung Rutzweiler gehörigen Bannes festzustellen. Wenn auch bereits in der Urkunde vom Jahre 1585 die Bezeichnung „Rutzweiler Gut“²⁰) erscheint und in späteren Urkunden immer wieder auftritt, so darf m. E. dieser Name nicht zu der Ansicht verleiten, als habe man sich unter dem ehemaligen Rutzweiler ein kleines Gehöft, einen Einzelhof vorzustellen. Zu dieser Auffassung gelangt man ohne weiteres dann, wenn man nur den Werschweiler Teil ins Auge faßt, der den Flurnamen „in



Das Rutzweiler Gut

Nach Entwürfen von L. Prinz und K. Stoll gez. von K. Schwingel (1935)

Rutzweiler“ trägt und der heute an Ackerland und Wiesen eine Größe von etwa 300 Morgen ausmacht. Dieser Flurteil „Rutzweiler“ wird heute begrenzt im Süden durch den Weg Werschweiler-Niederlinxweiler, im Westen durch die alte Römerstraße St. Wendel—Fürth und im Norden durch den Wald Katzenhübel und Kirchheck. Nach der Beschreibung aber gehörten zu der ehemaligen Gemarkung Rutzweiler noch der Wald bis zur Straße Werschweiler—St. Wendel, ferner das Feldland südlich des Weges Werschweiler—Niederlinxweiler bis zu dem Weg Werschweiler—Ottweiler und noch ein beträchtliches Gelände westlich der Römerstraße auf dem heutigen Niederlinxweiler Bann bis zu einer Mühle. Auf dem Niederlinxweiler Teil der Rutzweiler Gemarkung scheinen sowohl Nieder- als auch Oberlinxweiler gemeinschaftliche Weidgerechtsame besessen zu haben; denn es heißt in der Beschreibung „... an die Oberlingesweyler und nider linges weyller weitgang...“, vielleicht ein Hinweis auf eine gemeinsam angetretene Erbschaft.

Zu Rutzweiler gehörten außerdem: der Ganserswald, der Brückerswald²¹⁾ (Blickerswald), „so man den Alten wald nennt“, und der Schlabatzenwald²²⁾, alles Teilwaldungen eines ausgedehnten Waldgebietes im nördlichen Bezirk der ehemaligen Rutzweiler Gesamtmarkung. Wir erschließen das aus den Werschweiler Prozeßakten vom Jahre 1851 und aus einem Extractus Werschweiler renovatur protocolli v. J. 1761. Hier heißt es: „... langs Willenborn an den Born und ferner von dar am Rutzweiler Gut hinauf 28 Ruten breit bis an die St. Wendeler Grentz, von dar zieht sich langs der verlassenen Viehtrift an der Zweybrücker Grentz auf den Anfang bey Gemeinde Ackerland.“ Der Bann R. erstreckte sich also im äußersten Norden bis an den Flurteil Willeborn (Gemarkung Werschweiler) an der Pfälzer Grenze.

Die Gegend des Langenfelderhofes od. des heutigen Missionshauses war ehemals nach einem Bannprotokoll Werschweiler-Saal ein verlassener Weidestrich; im Osten Rodehecken, Viehtriften und Ackerland der Gemeinde Werschweiler, im Süden Birkelchen-Hubecken (Dörrenbacher und Fürther Bann) Wilbertsgalgen; im Westen Niederlinxweiler mit der Mühle bei Hamborn, der Wald Hochfuhr, Oberlinxweiler-Keimbach mit dem Niederwald Dorenbösch u. St. Wendeler Bann mit Schultheißen Wald, die Kellnerheck (Kellreheck) bei der Hoheit und der Spitalwald (Spittelwald).

Nach einer vorsichtigen Schätzung, die ich bei Rundgängen und wiederholter eingehender Besichtigung des Geländes mit Herrn Feldhüter Konrad Stoll²³⁾ aus Werschweiler vorgenommen habe, dürfen wir für die ganze Gemarkung des ehemaligen Rutzweiler eine Größe von mindestens 1500 preußischen Morgen annehmen. Daher erscheint es nicht abwegig zu sein, wenn wir uns Rutzweiler als einen kleinen Weiler vorstellen, der immerhin aus einigen Familien bestanden haben mag. Auch die Beschaffenheit des Geländes an der Stelle, wo wir die Siedlung vermuten und wo beim Pflügen öfters Reste von Bausteinen u. ä. gefunden worden sein sollen, läßt diesen Schluß zu. Welches die Gründe für die Abtrennung der nördlichen Teile der Rutzweiler Gemarkung gewesen sein mögen, läßt sich nur noch vermuten. Jedenfalls waren sie schon sehr frühe (vor 1400) in den Besitz vornehmer St. Wendeler Geschlechter übergegangen. Vielleicht fielen Teile dieser Ländereien dem „Bauernlegen“ zum Opfer.^{23a)} Denn die neuen Besitzer waren zweifellos sehr einflußreich und besaßen kraft ihrer Stellung (Schultheiß) und ihres Adels die Macht zum Bauernlegen. In einem Immediatgesuch der Stadt St. Wendel v. J. 1792 an den Kurfürsten von Trier heißt es unter anderem: „Vornehme Adelige Familien, worunter wir nach Inhalt des Saalbuches und anderer untrüglichen Weisthümer die von Soetern, Leiser von Lambsheim und Gehlingen . . . von Schlabatzen, von Osburg und Monreal u. a. zählen, suchten Schutz in der Stadt St. Wendel und erbauten sich darin

Häuser usw.“²⁴⁾. Diese Herren von Gehlingen oder Freiherren von Gailing (Gailingen) erbten nach dem Aussterben der Familie der Gengersberger in der 1. Hälfte des 16. Jhdts. deren St. Wendeler Haus mit vielen Rechten und Gütern. „Nach einer hier vorhandenen Urkunde erbte Junker Werner Gailing 1540 mehrere hiesigen Güter von der edlen Jungfrau Philippa Gengersbergerin, die letzte ihres Stammes. Der Gailing Meyer wird von 1590 ab öfters in hiesigen Akten genannt; ebenso die Gailing Wiese bei dem Fischhäuslein vor der Stadt.“²⁵⁾.

Einige Teile wurden durch Kauf von der St. Wendeler Kirche erworben. So heißt es in einem Kaufbriefe²⁶⁾ v. J. 1396, daß „cleschin Grycgelin burger ze sent wendelin verkauft hat seinen Teil an dem walde der genant ist den bruch zuschen blickerswalde un dem roden leyden (vgl. oben Rote Lehm d. i. die Rötelfundstelle) . . . den erbaren luden den brudermeistern der kirchen zu sent wendelin . . .“ Und die Pergamenthandschrift vom Jahre 1427 zeigt auch den Verkauf des Brückerswaldes an²⁷⁾: „Ich Henne und ich Wirich und ich Conz alle drie selige nytswerths²⁸⁾ sune von sent Wendelin erkennen und offelichen in diesem briefe solchen walt und besche der da heisset blickerß walt mit aller byner zugehorden und heißet der alde walt den unsre muter agnes und unßer vetter Conz von selchenbach und unsere wase metze lauwers der heiligen Kirchen und bruderschaft st. wendelins verkaufft hant umb XL gulden . . .“ Daraus geht hervor, daß der Brückerswald um 1400 bereits nicht mehr zum Rutzweiler Bann gehört hat.

Der Schlabatzenwald kann nur in der Zeit etwa von 1530 bis 1570 in den Besitz der Familie Schlabatz gelangt sein. Doch schließt das nicht aus, daß er schon vorher vom Rutzweiler Bann getrennt und in Privatbesitz war.

Das Verzeichnis der Kirchengüter von St. Wendel²⁹⁾ aus dem Jahre 1609 sagt folgendes: „Anno 1609 den 28 ten Aprilis seint alle Kirchen allodialgüther durch beide brudermeister . . . folgender gestalt beschrieben worden: Gewäldt, Besch und Willerung zur fabrique gehörig: Hinter Schlabatzen waldt uff Werschweiler Weidtbann liegt ein Wald so mann den alten waldt und Blickerswaldt nennet, gehöret zur Kirchenfabric ist vermengt mit Eichen und buchen gehöltz, wann derselb ecker gibt wird Er durch die Brudermeister Verlawen. Waß hiesits des floß ligt, uf der seithen zur stauden³⁰⁾ z, darafe haben die blickerswälder Erben auch ein stücklein waldt, ist aber durch gezeichnet baum Von der Kirchen abgemärkt, liegt die Kirche unten ab sonsten der altwaldt wie obgem. gehört alleinig der zur Kirche. Hiesits deßselbigen waldts ligt ein groß geländt Von rothbüschen ist ausgemärkt ist darin das halb Theill der Kirche proper aygenthumb so die Brudermeister zu benutzen, das andershalb Theill ist den gemeinen blickerswälder Erben zuständig, geben aber der Kirchen aus sothanen ihren halben Theill, sambt dem stücklein waldts Jährl. ahn Erbzinß. Es hat die Kirch aber diesen obg. Blickerswald, Strich undt willerung unterschiedlich viel . . .“

Bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts, wahrscheinlich aber schon viel früher, war demnach die Rutzweiler Gemarkung bereits sehr zusammengeschrumpft. Möglicherweise hat dieser Schrumpfungsvorgang und die Loslösung lebenswichtige Teile (Waldungen!) des Rutzweiler Besitzes den Bewohnern das Leben außerordentlich erschwert, sodaß sie sich nach und nach zum Verlassen der Wohnstätte gezwungen sahen. Vielleicht haben sie in der Stadt St. Wendel oder den Dörfern der Nachbarschaft Aufnahme gefunden. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß das schon vor dem 16. Jahrhundert erfolgt war. Ob der in Anmerk. a. S. 135 erwähnte Ausdruck „Alter Schlabatz“ nicht auf Spuren von der rücksichtslosen und willkürlichen Art der „Bauernleger“ im Unterbewußtsein

der Bewohner hindeutet, jener Bauernleger, für die der alte Schultheiß Schlaatz als Urbild gegolten haben mag. Vielleicht erscheint es gewagt, solche problematischen Dinge auf die Weise stützen zu wollen. Doch liegen jener Bezeichnung zweifellos ganz konkrete Tatsachen zu Grunde.

Für ein frühes Schwinden der Siedlung zeugen auch die verhältnismäßig sehr geringen Spuren von Bodenfunden.

Gegenüber diesen ausgedehnten nördlichen Gebieten spielt der westlich der Römerstraße St. Wendel — Fürth gelegene kleinere und weniger wertvolle Teil bis zu der ehemaligen Mühle nur eine geringe Rolle.

Für die Beantwortung der Frage nach den Gründen der Abtrennung dieses Teiles finden wir in den vorliegenden Urkunden keine Anhaltspunkte. Doch muß man sich erinnern, daß die Jahre nach dem 30jährigen Kriege, dem Holländ. Krieg und den Reunionskriegen (ungefähr von 1680 an) bis etwa zum zweiten Jahrzehnt des 18. Jhdts. die Zeit der „Renovatur-Protocolle“ war d. h. die Zeit, in der die geometrischen Neuaufnahmen des verwüsteten, verkommenen und z. T. herrenlosen Landes erfolgten. Die Besitzverhältnisse dieses westlichen Teiles scheinen nach dem 30jährigen Kriege überhaupt nicht ganz geklärt gewesen zu sein, sei es, daß die rechtmäßigen Besitzer oder Erben durch Krieg oder Pest dahingerafft worden oder geflohen waren, sei es, daß die beiden Dörfer Nieder- und Oberlinxweiler auf Grund der gemeinsamen Weidgerechtigkeiten, die laut Beschreibung v. J. 1686 bestanden haben, in fortgesetzten Streitigkeiten um diese Gerechtsame lagen. Wie so oft mögen auch in diesem Falle die Zwistigkeiten zwangsläufig zu einem behördlichen Eingreifen und zur Aufteilung des Geländes, hier also zu einer Zuteilung an Niederlinxweiler geführt haben. Auf jeden Fall hören wir nach dem Jahre 1686 nichts mehr über die Rutzweiler Gemarkung westlich der Römerstraße. — Die Niederlinxweiler Bann- und Grenzbeschreibung vom Jahre 1741 zieht die Grenze zwischen Rutzweiler und Niederlinxweiler die Römerstraße entlang, so wie sie heute noch läuft. Dort heißt es: „Fürter drehet sich etwas linkerhand zum Theil nach gedachter Mühl nach durch beyderseitige Rodthecken am Hamberg hinauf 84 Ruthen zu einer Banneiche, welche hart diesseits an der Straß, so von Fürth auf St. Wendel gehet, stehet, da muß ein Bannstein gesetzt werden und kommen daselbst mitten in der Straß der Niederlinxweiler, Oberlinxweiler mit dem Kaynbacher Bann, und Wirschweyler Bann mit dem Rutzweyler Guth zusammen, Woselbst sogleich der Oberlinxweyler mit dem Kaynbacher Bann verlassen wird, und streichet die Bannscheidung rechter Hand von dar, mitten in der Straße mit Wirschweyler Bann dem Rutzweyler Guth forth zum Wildpretsgalgen 158 Ruthen lang . . .“ So haben wir in bezug auf die Zeit der Abtrennung des westlichen Teiles der Rutzweiler Gemarkung als terminus post quem ds. J. 1686 und als terminus ante quem das Jahr 1741 zu betrachten.

Wenn im folgenden vom Rutzweiler Gut die Rede ist, so handelt es sich stets um den östlich der Römerstraße gelegenen Werschweiler Teil.

Fast das ganze 18. Jhd. ist ausgefüllt mit Streitigkeiten um den Besitz von Teilen des Rutzweiler Gutes und den Weidegang in seinem Bereich. Davon berichten uns eine Reihe Urkunden. Im Jahre 1750 schreibt der Amtmann von Ottweiler an den Amtmann D'Hame von St. Wendel, „daß die in anno 1722 gemachte Verordnung wegen des Rutzweiler Gutes dermalen wegen stark eingerissenen Holtz Mangels nicht wol mehr zu halten seye . . .“³¹⁾ In einem Schriftstück v. J. 1752 bitten sämtliche Erben des „Rutzweyler Eigenthums“ den Fürsten von Nassau-Saarbrücken um ein gnädigst schriftliches Decret, daß sie ihre Fluhre auf dem Rutzweiler G. nicht mehr einzuzäunen angehalten werden mögen.“³²⁾ Der Extractus Werschweiler renovatur Protocolli über die

gemeind Rodthecken und Feldwilderungen vom 4. April 1761 erwähnt das R. G.: „Am Hinteren Stoß am Wingertsberg in der 56. gewandt, strecken Hinte auf Rutzweiler Guth, da 60 Ruthen, und mitten auf gemeind ackerland, . . .“³³⁾ Die Nota des Amtmannes Goetz v. 9. Dez. 1765 berichten: „Haben Ihre hochfürstl. Durchlaucht den Rest des Rutzweiler Guths baldmöglichst zu aquirieren befohlen und sollten ich und Herr Oberjäger die Händel schließen.“³⁴⁾ Das Werschweiler Bannbuch v. J. 1768 enthält die Flurnamen: Ackerland bey Rutzweyler, Ackerland auf Rutzweyler und Rodthecken auf Rutzweyler. Prozeßakten der Gemeinde Werschweiler³⁵⁾ aus dem Jahre 1836 geben Aufschluß über die Besitzverhältnisse auf dem R. G. in der zweiten Hälfte des 18. Jhdts.: „In Beziehung des Rutzweiler Guts glaubt die Gemeinde ihren Zweifel in folgenden factas begründet:

1) Enthalte das Bannbuch vom Jahre 1769 die Angabe, daß das Rutzweiler Gut in einer Gesamtgröße von 379⁷/₈ Morgen sich dergestalt theilt, daß zu den jährlich aufzubringenden 30 albus sogenanntes Gehlinger Schaff

die gnädigste Herrschaft auf 346¹/₄ Morgen 2³/₄ Ruth. Sebastian Demuth zu St. Wendel auf 17³/₄ Morgen, 14¹/₂ Ruthen, 1 alb 3¹/₄ Peterspf. Johann Wasnich³⁶⁾ zu St. Wendel auf 15³/₄ Morg. 19³/₄ Ruthen 1 alb 2 Peterspf. und zwar laut Werschweiler Adjudications-Urkunde vom 12. Juli 1771 beizutragen habe.

2.) habe der Fürst im Jahre 1764 . . . Antheil an dem Rutzweiler Gut acquirirt.

3) sei die Gemeinde durch Kaufvertrag mit dem Fürsten zu Nassau-Saarbrücken geschlossen im Besitz von 121⁵/₈ Morgen 14⁷/₁₂ Ruthen Ackerland und Gräben des R. G. gelangt, welches genau bezeichnet und abgetheilt gewesen.

4. endlich habe die Gemeinde unter dem 15. Mai 1772 laut Anlage vom Fürsten auf Ansuchen die Erlaubniß erhalten, die Herrschaftliche Hecke am Katzenhübel — ein Theil des Rutzw. G. — zur Viehweide gebrauchen zu dürfen.“

Ein Güterverzeichnis der Gemeinde Werschweiler enthält 1770 den Flurnamen das Rutzweiler Ackerland, 1775 Rutzweiler Troch (-Trog, Viehtränke), 1780 die Fl. N. das stück in Rutzweiler, die sang in R., die wieß in R., die gärten in R. Den Anteil der Erben Demuth und Wassenich erwarb die Gemeinde erst später. Mit dem Verkauf von Rutzweiler Ländereien durch den Fürsten von Nassau-Saarbrücken war die Zahlung einer Erbpacht an einen gewissen Marx zu St. Martin in Trier verknüpft. Die Gemeinde Werschweiler löste diese Verpflichtung durch einen notariellen Akt im Jahre 1834 für 93 Taler ab. Nach den Werschweiler Prozeßakten³⁷⁾ handelt es sich hier um letzte Reste des Gellinger Schafes.

Trotz alledem scheinen die Besitzverhältnisse selbst im 19. Jahrhundert noch nicht geklärt gewesen zu sein. Vornehmlich handelt es sich um die Abgrenzung der Rechte des preußischen Staates als dem Rechtsnachfolger der Fürsten von Nassau-Saarbrücken einerseits und der Gemeinde Werschweiler andererseits. Davon zeugen außer diesen Prozeßakten (1824—36) auch Eingaben und Anträge der Gemeinde Werschweiler an das preußische Finanzministerium zur Wiedererlangung von Rechten auf die ehemalige Rutzweiler Gemarkung und die Antwort des Ministeriums aus dem Jahre 1851, sowie die Entscheidung des Landgerichts Saarbrücken aus dem Jahre 1886. Diese stützt sich auf ein Sachverständigengutachten und erkennt die Ansprüche der Gemeinde gegenüber dem Staat (Forstverwaltung) wie folgt an:

Brückerswald (so man den alten Wald nennt):

	Thaler	Silbgr.	Pfg.
1. Raff- und Leseholz	—	25	6
2. Trockene Stöcke	—	6	5
3. Streulaub	4	9	7
4. Schmalzweide	—	22	6
S.	6	4	

Rutzweilerwald (Kirchen- und sog. Bruchwald, ohne Ganserswald)

	Thaler	Silbgr.	Pfg.
1. Raff- und Leseholz	8	25	6
2. Trockene Stöcke	—	26	10
3. Streulaub	39	20	—
4. Schmalzweide (mit Ganserswald)	19	12	—
5. Reisigholz	18	11	2
6. Grasrupfen	15	6	—
7. Geschirrhholz	28	18	2
S.	127	4	7

Durch Jahrhunderte hindurch hat sich in den Bewohnern, die vielleicht als die Nachkommen der früheren Rutzweiler zu gelten haben, das Bewußtsein von bestimmten Rechten am Besitz der Rutzweiler Gemarkung erhalten, von Rechten, die in den Zeiten des Absolutismus und der übermächtigen Grundherrschaften zum Teil willkürlich beschnitten worden sein mögen. Vielleicht dürfen wir auch in dieser Geisteshaltung eine Stütze für unsere Annahme erblicken, daß Rutzweiler dem Bauernlegen zum Opfer gefallen ist.

Erst die zu Anfang des 19. Jahrhunderts allenthalben im Rheinlande auflebenden Waldprozesse³⁸⁾ haben auch diese Rutzweiler Streitfrage engültig einer friedlichen Lösung entgegengeführt.

Bis zum Jahre 1842 waren die Ländereien des Rutzweiler Gutes Werschweiler Gemeindeland. Als man in diesem Jahre zum Kirchbau schritt, benötigte man Geld und veräußerte ein Stück von etwa 50—60 Morgen an privaten Besitz. Daher wird dieser Teil auch Kirchengewann genannt.

In den Wiesen des Rutzweiler Gutes, etwa 100 Meter östlich der Römerstraße St. Wendel—Fürth (heute Feldweg) entspringt eine Quelle, die der Volksmund Opferborn nennt, und die ein besonders heilkräftiges Wasser geben soll. Der Born lieferte auch das Wasser für die unterhalb gelegene Siedlung Rutzweiler und für das mehrfach erwähnte Floß. Am Opferborn hat man im Jahre 1828 behauene Steine gefunden. Dicht westlich der Höhenstraße hat der Besitzer eines Ackerstückes vor einigen Jahren ebenfalls behauene Steine ausgepflügt³⁹⁾, die wahrscheinlich von einer Siedlung, vielleicht von Römerbauten herrühren.

Wenn wir einzelne Umstände besonders in Erwägung ziehen, namentlich die günstige Lage in der Nähe einer alten durchgehenden Römerstraße und die Sage von dem Opferborn, dann kommen wir zu dem Schlusse, daß Rutzweiler *)

*) Zum Namen sei noch folgendes bemerkt: Förstemann (Altdeutsches Namenbuch) führt ein Rutenweiler b. Eggenreute O. A. Wangen an, das i. J. 870 urkundlich als Ruadgoz-zesvire belegt ist. Aus dem 11. Jndt. bringt er Ruotgereswilre (heute Heiligenzell Bez. Lahr). Aus dem 11. Jndt. belegt F. den P. R. Ruozl, aus dem Jahre 957 Ruvzo nhd. Rutz. In Neubauers Regesten des Klosters Werschweiler (Speier 1921) erscheint S. 290 „Rutze“, Vikar zu St. Andreas in Worms (i. J. 1362) als Zeuge in einem Vermächtnis an den Abt Conrad von Werneswilre (Kloster Werschweiler in d. Saarpfalz). Vgl. ferner auch Heinitz-Cascordi: Die deutschen Familiennamen S. 197 „Rutz“. J. allg. stellt man den Namen zu dem Stamme got hreths (in hrotheigs, alts. hrodhr. aos. hredh., „Ruhm, Sieg, ein Wort, das auch in Namen wie Rupprecht, Rüdiger, Rudolf, Robert enthalten ist.

wahrscheinlich eine sehr alte Siedlung und vielleicht sogar schon auf römischen Urbar entstanden war.

- 1) Birgel vgl. weiter unten „Bergelgen“ in d. Grenzbeschreibg. v. J. 1686. Die Hub, heute noch als Flurname erhalten, liegt auf dem angrenzenden Fürther wie auch Dörrenbacher Bann.
- 2) Staatsarchiv Koblenz 22/3911. Dieses Aktenstück hat zur Überschrift: Rutzweiler Erben, so mahn ihn Catzenloch (d. i. der Name eines Flurteils auf Werschweiler Bann)—nendt ist der schaft gültig hir zu St. Wendel des Gellingers Behausung zu liffern, geben samptlige Erben 30 alb. und nichts Widerss.
- 3) Kirchenwald, so benannt, weil früher im Besitze der Kirche v. St. Wendel, ist als Flurname heute noch in Brauch. Das „Brigallge“ ist die kl. Brücke über das Floß.
- 4) Der Wingertsberg als Name eines Flurteils auf Werschweiler Bann auch noch üblich.
- 5) Mit Floß bezeichnet man in den Saarmundarten ein kleines Rinnsal, einen kleinen Bach.
- 6) Beim Flurteil Wilbretzgalgen treffen sich die Gemarkungen Werschweiler mit Rutzweiler, Niederlinxweiler und Fürth. Er liegt an der alten Römerstraße St. Wendel—Fürth. Wildbretzgalgen gespr. Wilbertsgalgen deute ich als Wilddiebsgalgen, da Wilbirt = Wilddieb.
- 7) Von dieser Mühle, die ganz auf dem heutigen Niederlinxweiler Bann gelegen haben muß, ist heute nichts mehr zu sehen. Dagegen weiß der Volksmund noch von ihr zu erzählen, zumal man allerlei Funde dort gemacht hat.
- 8) Der Dorenbusch - Dornbusch ist ein gr. Wald auf Oberlinxweiler Bann an d. Grenze zum Niederlinxweiler Bann.
- 9) Der „rote Lehm“, eine Stelle am Rande des Dorenbuschs, wo früher Rötel ein sehr begehrter Handelsartikel. Vgl. „Unsere Saar“ 6. Jhrgg., Heft 5 (1932) gegraben wurde. Heute kann man noch drei Schürfstellen deutlich erkennen.
- 10) d. i. die St. Wendeler Straße.
- 11) Wo es keine natürlichen Grenzen zwischen benachbarten Gemarkungen gab, wurde die „Schiedung“ meist durch Eichen bezeichnet, die früher in den Saarlanden außerordentlich verbreitet gewesen sein müssen. In allen Bann- und Grenzbeschreibungen begegnen wir den Grenzzeichen oder Markeichen oder Banneichen oder Zieleichen. Bann-Gemarkung. Ziel hat neben d. Bedeutung „zum Erstreben Bestimmtes, Sterbepunkt“ auch die von „Grenze“ (vgl. Fischer: Schwäbisches Wörterbuch!) Mitunter sind die Bezeichnungen als Flurnamen erhalten: So hat Schiffweiler (Kreis Ottweiler) noch einen Fl.-N. „bei der Banneich“, und Wehrden (Kreis Saarbrücken) seine „Zilleich“.
- 12) d. h. Brüche, Bruchland.
- 13) Wildland
- 14) die Grafen (später Fürsten) von Nassau-Saarbrücken.
- 15) Zeugnis, Zeugen.
- 16) Einspruch, Gerede, Anklage.
- 17) Roschberg ein Dorf 7 km Luftlinie entfernt.
- 18) Bergelche = Birkelche d. h. ein kl. Birkenbestand, ein Birkenwäldchen (jetzt Fichtenbestand), trotzdem in d. alten Form „Bergelche“ als Flurname erhalten. Das Waldstück liegt an der Nordseite der Wegegabelung Werschweiler-Ottweiler und Werschweiler-Niederlinxweiler an der Grenze des Rutzweiler Gutes. Es zog sich früher weiter hinauf bis zur Hubecke. Vergl. Karte von K. Schwingel.
- 19) Nach Müller (St. Wendel) S. 341 ließ sich 1636 d. Hutmacher Sebastian Schlick aus Rodnitz in St. Wendel nieder.
- 19a) Leimhausen, Wüstung auf Gemarkung Remmesweiler.
- 20) Diese Tatsache dient als Hinweis, daß die Siedlung zu jener Zeit geschwunden war, aber im Volksbewußtsein immer noch einen geschlossenen Besitz, eine Einheit darstellte.
- 21) Der Name Brücker scheint der einer angesehenen u. begüterten St. Wendeler Familie gewesen zu sein. Bettingen berichtet S. 390: „Nach einer Urkunde: „Geben uff montag nest nach dem sonntag der Dreyvaltigkeit 1490“ hat Junker Adam von Soetern, an dem genannten Tage, den Brudermeistern der Kirche St. Wendelins 40 Gulden rh. gegeben, zu eynem ewigen Jaregezyde und begenntniß der Edelen Jungfrauwe katharina von Brucken mit viligen und zweyen singen messen und commemoration etc. . .“
- 22) Der Schlabatzenwald ist der spätere Schultheißenwald, an den noch der Flurteil „an Schollesewald“ erinnert. Wie wir Herr Max Müller (Wadern) freundlicherweise mitteilt, findet sich in einem Güterverzeichnis der Familie von Hame (früher einfach Dahm) unter Nr. 144 folgende Bemerkung: „Waldung im Schultheißen Wald 15 $\frac{1}{4}$ Morgen, 30 Ruten. Ist vor Zeiten ein rothbüsch, so sich auf dem Rotenleim genannt, gewesen. Der alte Schultheiß Hans Schlabatz hat ihn 1570 zum Wald besag. Briefs gehegt. Dann ist er an des Hofrats (Ernst v. Hame) Urgroßvater gefallen, zum Teil kam er an den Großvater und Vater. . .“
- 23) einem Manne, der durch seinen Beruf im Gelände kundig und heimisch ist wie kein

Brücke über den Ozean

Eine Erzählung aus Kriegstagen / Von Richard Dickmann

Ich will den Abschluß eines feindlichen Bombers erzählen. Der Leser wird jetzt erstaunt die Frage stellen, warum ich über diese Erzählung „Die Brücke“ geschrieben habe. Nun, durch eben dieses Ereignis wurde eine Brücke geschlagen, die den allgemeinen Zusammenbruch überdauerte, eine Brücke von Mensch zu Mensch, als Segen einer guten Tat, die unter den damaligen Umständen gar nicht so selbstverständlich war wie sie uns heute, bei Licht besehen, vielleicht erscheinen mag, und die daher — so meine ich — wert ist, einmal aufzeichnet zu werden.

Gewohnheitsmäßig strömten wir an jenem Nachmittag den drei Bunkern zu, die sechs Wochen vorher von deutschem Militär geräumt worden waren und nun der Zivilbevölkerung als Unterstände dienten.

Die Sirene auf dem Rathausdach hatte uns in Bewegung gebracht. Alle Handgriffe, von der Vorwarnung bis zum Hochalarm, waren durch unfreiwillige Übung zu Reflexhandlungen geworden. Beim ersten Aufheulen der Sirene rief uns die Mutter jedesmal ins Haus; jeder wußte ohnehin, was er zu tun hatte. In dem Abstellraum neben der Küche hingen an vier Haken unsere Rucksäcke, in denen das zum Leben Notwendigste an Kleidern, Wäsche und unverderblichen Lebensmitteln verstaut war; Mutters großes Bündel stand im Schlafzimmer, und im letzten Moment vor dem Aufbruch steckte sie immer noch ein ganzes Brot und ein Stück geräuchertes Fleisch hinein, zum alsbaldigen Verbrauch bestimmt, falls der Hochalarm uns für längere Zeit in dem Bunker festhalten sollte. Nachts nahm sie vorsorglich noch zwei warme Wolldecken mit, die sie ins Bunker um die Schultern legte und in deren Wärme wir dann zuweilen schlummernd die Nacht verbrachten, bis uns das Entwarnungssignal wieder nach draußen entließ.

Bei diesem Hochalarm waren die Decken zu Hause geblieben, denn er wurde wie gesagt am hellichten Tage gegeben, kaum daß wir den Löffel nach dem kargen Mittagmahl aus der Hand gelegt hatten. Oft folgte der Hochalarm unmittelbar auf die Vorwarnung, so auch diesmal. Kaum blieb uns Zeit, die Rucksäcke von den Haken zu nehmen, als uns auch schon das heulende Auf und Ab der Sirene in die Ohren gellte und zum sofortigen Aufbruch mahnte. Hals über Kopf gings daher, und als wir schon längst im Bunker saßen, klopfte es an der dicken Eisentüre, die den Aufenthaltsraum gegen den winkligen Gang abschloß. Einer der Männer vom Luftschutzdienst mit einer weißen Binde am Arm schlurfte auf die Eisentüre zu und knurrte ärgerlich: „Man solls nicht glauben, daß es immer noch welche gibt, die zu spät kommen. Für die muß der Krieg nochmal vier Jahre dauern, bis sie's lernen!“ Währenddessen hatte er den schweren gußeisernen Drehhebel herumgeworfen. Durch den Spalt zwängte sich unsere Nachbarin Karin, ihren achtzigjährigen Großvater zog sie hinter sich her. Während sich der alte Vetter Michel mühsam auf die Bank niederkommen ließ, wo man zusammenrückend ihm Platz machte, hörte man deutlich seinen schweren Atem, der schon bei seinen gewöhnlichen Spaziergängen nicht mehr recht wollte, um wieviel weniger erst bei solchen Gewaltmärschen.

„Wenn sie mich doch daheimließen“, sagte er, als sein Herz etwas ruhiger war, „mich alten Mann! Die Jugend soll sich in Sicherheit bringen, das ist schon recht so. Aber ich — mein Lebensfaden müßte eigentlich längst abgerollt sein, ich versteh's gar nicht!“

zweiter und der auch einen ausgesprochenen Sinn, eine feine Witterung, für die hier erörterten Fragen besitzt.

- 23a) In manchen Gegenden konnte ein planmäßiges Niederlegen von Siedlungen beobachtet werden. Im Vordergrund steht das sogenannte „Bauernlegen“ der Städte, Klöster und weltlichen Herren. Meist spielen wirtschaftspolitische Gründe die Hauptrolle. Die Bewohner zogen in die benachbarten größeren Dörfer oder Städte, bildeten dort noch lange eine Gemeinde und bewirtschafteten von da aus ihre alte Gemarkung. Vielleicht ist Rutzweiler dahin zu zählen.
- 24) Bettingen S. 272.
- 25) Bettingen S. 45.
- 26) Pergamenthandschrift im Pfarrarchiv St. Wendel.
- 27) Pergamenthandschrift ebendort.
- 28) Bettingen S. 47: Joh. Gontzelberg, genannt Nytwert.
- 29) Staatsarchiv Koblenz 22/3912.
- 30) „stauden“ ist wahrscheinlich eine Art Stauweiher gewesen; Reste eines Weihers sind noch i. Walde erkenntlich. Die Stelle heißt im Volksmund „an der Reitbrück“.
- 31) Staatsarchiv Koblenz 22/3910.
- 32) Ebenda. Vgl. in bezug auf das Einzäunen den Schluß des Erbbriefs v. J. 1686, wo es heißt: „ . . . so haben wir sämbl. Erben unß in poßesson gesetzt und haben unser gitter angemachin . . .“ In d. Antrage der Rutzweiler Erben von 1752 wird bemerkt: daß sie einen jährl. gewissen canon an den H. von Leiser, modo H. von Bauer, welcher zu Deydesheim im Pfälzischen wohnt, entrichten müssen.“
- 33) Stadtarchiv Ottweiler.
- 34) Ebenda. NB.: Die Angaben aus dem Stadtarchiv verdanke ich Herrn Karl Schwingel, Ottweiler, der die Ordnung dieses Archivs übernommen hat.
- 35) Gemeindelade Werschweiler.
- 36) Müller, Gesch. St. Wendel S. 341: die Familie Wassenich wurde 1753 durch den aus Glan-Mühlbach stammenden Bäcker u. Wirt Joh. Wassenich in St. Wendel begründet.
- 37) Gemeindelade Werschweiler.
- 38) Vgl. L. Prinz: Flurnamen, die alte Rechts- und Herrschaftsverhältnisse widerspiegeln. „Unsere Saar“ 4. Jgg. 1929, Nr. 1/2 S. 41 ff. (bes. S. 44). „Solche Prozesse wurden z. B. geführt in Wemmetsweiler sowie in Bubach-Calmesweiler.“
- 39) Nach Mitteilung von Herrn Stoll.

Düsterer Wintertag

VON
RUDOLF JUST

*Wie eng die Landschaft
und so fern die nahe Stadt.
Eintönig nur und sterbensmatt,
der Stunde gleich, die kaum mehr rinnt,
schleppt sich der Bach durch's ausgenagte Bett,
wo fröstelnd jeder Busch sich tief in Nebel spinnt.*

*Ringsum das weite Feld erstarret in Eis und Schnee,
am Wegrand eingefroren ein vergeßner Pflug.
Gespenstisch stehn die hagen Pappeln der Allee.
Der Talwind murrte auf dunkelstem Registerzug
wie Lebenshunger, den Enttäuschung schlug.*

*Ein Krähenschwarm stiebt auf vom kargen Mahl
dort in verfilztem Gras und dürrem Rohr.
Irrt dann wie schwarzer Nachtspek durch das Tal
und kreischt wie ein vom Rost zernagtes Tor.*

*Mir graut vor dieser Öde, kalt und schwer,
vor dieser lebensleeren Düsternis — — —
Vernahmst das Bersten du
vom Rauhreifwalde her?
Als ob in jähem, tödlich tiefem Riß
der stärkste Baum mitten durch's Herz zersprungen wär'.*

Der Mann mit der weißen Armbinde hatte sich in die Ecke gedrückt, als schäme er sich seiner voreiligen Rede. Eine quälende Stille lag im Raum, die durch das Weinen eines Kindes unterbrochen wurde. Durch den Luftkanal drang dann auf einmal das Gedröhn der feindlichen Kampffliegerverbände wie das unheilvolle Raunen einer teuflischen Macht zu uns herein. Ein halbwüchsiger Bursche schob den Schieber der Schießscharte auf die Seite, um die Motorengeräusche besser hören zu können. Der Luftschutzbeauftragte fuhr auf ihn zu und schob den Schieber mit einer energischen Handbewegung wieder zurück. „Wenn dir das Brummen solchen Spaß macht, so geh' doch gleich hinaus ins Freie, unsere Ohren sind gar nicht scharf darauf!“ sagte er. In einer Anwendung von Trotz streckte der Junge seine Hand erneut nach dem Schieber aus, doch der Mann mit der weißen Binde kam ihm zuvor. Er legte seine Hand auf die Schießscharte, um unmißverständlich zum Ausdruck zu bringen, daß er und nur er allein hier kraft seines Amtes etwas zu bestimmen habe. Ziemlich derb stieß er den „Lümmel“ — wie er ihn nannte — zur Seite, worauf dieser laut schimpfend zur Eisentüre schritt, die er mit einem einzige Rucke aufwarf. Kaum jemand der Bunkerinsassen nahm von dem Vorfall Notiz, jeder war zur Genüge mit sich selbst beschäftigt. So fiel es auch weiter nicht auf, daß ich blitzartig durch den von einer rußenden Kerze nur spärlich beleuchteten Raum huschte und mich hinter dem fluchenden Burschen ebenfalls durch den Türspalt zwängte. In dem stollenartigen Gang, der ins Freie führte, drang uns bereits heftiger Motorenlärm entgegen.

Wir hockten uns in die Ginsterbüsche an der aufgeschütteten Böschung und starrten zum Himmel, wo immer neue Geschwader von Todesvögeln in wohlgeordneter Formation über uns hinwegdröhnten. In Viererverbänden zogen sie ihre Bahn, die Höhe schätzte ich auf höchstens zweitausend Meter. In südlicher Richtung waren am Himmel weiße Wölkchen zu erkennen, die von den explodierenden Granaten der Saarbrücker Flakbatterie herrührten.

„Die fordern die Vögel ja direkt zum Eierlegen heraus!“ sagte der Junge, der neben mir im Gebüsch hockte. „Kein Wunder, wenn es gleich kracht!“

Es krachte nicht, die Flugzeuge ließen sich von dem armseligen Geballer der Flak nicht im geringsten beeindrucken, geschweige gar einschüchtern. Nicht einmal die Jabos, die leichten Jagdflugzeuge, die den Bombern schützendes Geleite gaben, reagierten.

„Einfach lächerlich“, ging es auch mir durch den Sinn, „die machen sich ja über unsere drei Hitlerjungen an dem Flakgeschütz nur lustig!“ Das Geheul der viermotorigen Bomber verschluckte nun geradezu die Detonationsgeräusche der Flakgranaten.

Da, — was war das für eine schwarze Rauchfahne, die der eine Ami in den stahlblauen Sommerhimmel flattern ließ? Kein Zweifel, er hatte was abgekriegt, er war getroffen. Langsam blieb die Maschine hinter den drei anderen zurück, die mit ihr im gleichen Glied flogen. Größer und größer wurde der Abstand, in einer zusehends anschwellenden Qualmquaste entwich dem stählernen Ungeheuer das Leben. Hilflos umkreisten vier Jabos den angeschlagenen Waffenbruder, während das Gros des Verbandes — ich hatte vierhundertfünfundneunzig Maschinen gezählt, als ich die Rauchfahne gewahrte — seelenruhig, als sei nichts geschehen, seine Bahn zog, um die tod- und zerstörungbringende Fracht nach Mannheim, Karlsruhe oder Stuttgart zu tragen.

Doch was blinkte da wie Silber in der Sonne?? Bomben! Der Schrecken fuhr uns in die Glieder wie eine Lähmung. Sie kamen direkt auf uns zu, wie auf unsere Köpfe gezielt. Die einzige Bewegung, zu der ich noch fähig war, bestand darin, daß ich den Kopf zwischen die Schultern zog und mich hinter den Gin-

ster duckte, als ob ich von ihm irgendwelchen Schutz erwarten dürfte. Wie gebannt starrte ich auf die Silberleiber der Bomben, deren Köpfe sich im nächsten Augenblick in ihre Ziele hineinbohren mußten.

Da geschah es auch schon: Eine gewaltige Kettenexplosion erschütterte die Luft — die Bomben der brennenden Maschine waren auf unser Dorf gefallen, das stand fest; leider verdeckte uns ein langgestreckter Bergrücken die Sicht, aber daß die Bomben ihr Ziel in unserem Dorfe gefunden hatten, war mehr als eine bloße Vermutung. Bündel von Brandbomben folgten nun den schweren Fliegerbomben, einige hundert Meter über dem Erdboden lösten sich die Päckchen durch irgendeinen Mechanismus auf, und die Brandbomben fielen in breiter Streuung herab, doch Gott sei Dank nicht mehr aufs Dorf, sondern auf die große Wiese im Osten; dies war genau zu erkennen.

Fast gleichzeitig blähten sich drei Fallschirme vor unseren Augen.

„Die Ratten verlassen das sinkende Schiff!“ Der Bursche hatte kaum zu Ende gesprochen, als eine riesige Stichflamme aus der nunmehr herrenlosen Maschine herausgeschlug. Das Flugzeug machte einen Kopfstand, — ein einziges Rauch- und Flammenmeer, und Hunderte von kleineren und größeren Wrackteilen flogen nach allen Himmelsrichtungen. Ein ohrenbetäubendes Krachen und Bersten bestätigte, was die Augen bereits wahrgenommen hatten: Der Bomber war kurz nach dem Abwurf der explosiven Ladung und nach dem Absprung der Besatzung explodiert, wahrscheinlich hatte das Feuer den Benzintank erfaßt und somit das Ende besiegelt.

Fassungslos blickte ich hinüber nach dem Walde, wo sich eben der letzte Fallschirmspringer den Baumkronen näherte, als ich ziemlich unsanft am Kragen gepackt wurde.

„Was hast du denn hier draußen zu schaffen?“ Ich schnellte herum und sah mich in der Gewalt des Luftschutzbeauftragten.

„Ich? Nichts! Die Flak hat eben einen Bomber heruntergeholt!“ sagte ich im Feuer der ersten Begeisterung. „Was?“ schrie er. „Du spinnst wohl!“ Vier Jabos strichen im Tiefflug über unsere Köpfe hinweg, und der Mann mit der weißen Armbinde zerrte mich die Böschung hinunter und bugsierte mich in den Bunkerkorridor. Um den anderen Burschen kümmerte er sich nicht, er hatte ihn ja vor einer halben Stunde wegen seiner Aufsässigkeit selbst hinauskomplimentiert. Dennoch kraxelte er — nachdem er sich in Sicherheit wähnte — die Böschung wieder hinauf, aber nur, um nach den kreisenden Jagdflugzeugen Ausschau zu halten. Er war in den Anblick derart vertieft, daß er nicht einmal bemerkte, wie ich ihm auf dem Fuße folgte.

Die Flieger umkreisten unablässig die Absprungstelle, als wollten sie die verunglückten Kameraden unter ihre Fittiche nehmen, sie vor der Gefangenschaft bewahren und eventuell sogar durch eine Landeaktion retten. Doch das war unmöglich, die Geländebeschaffenheit hätte unweigerlich eine Bruchlandung heraufbeschworen. Dies sahen die Piloten auch wohl ein, flogen noch wie zum Abschied eine langgezogene Ehrenrunde und drehten in nordöstlicher Richtung ab. Just im gleichen Moment entdeckte mich der Luftschutzmann zum zweiten Male; gerade wollte er sich auf mich werfen, als die Sirene aufheulte und ein wohlbekannter Dauerton die Entwarnung anzeigte. So ließ er von seinem ursprünglichen Vorhaben ab und öffnete statt dessen die Bunkertüre. Langsam kamen die Menschen ans Licht, das sie aufatmend begrüßten, wengleich sie auch die Hand schützend vor die Augen hielten, wie Bergleute tun, die der Grubenschacht aus dem dunklen Schoße der Erde ausspeit. Sogleich entspann sich eine lebhaftige Diskussion über den Vorfall, der sich in den Lüften abgespielt

hatte. Die Jüngeren machten sich alsbald auf den Weg, um alles möglichst rasch in Augenschein nehmen zu können.

Mein hauptsächlichstes Interesse galt den abgesprungenen Amis. Der Mutter und den Geschwistern vorauseilend, nahm ich zu Hause das Fahrrad aus dem Keller und segelte los. Nach wenigen Minuten gelangte ich an die Unglücksstelle, an der die Fliegerbomben niedergegangen waren. Zwei Häuser waren getroffen worden, das eine war ein einziger Trümmerhaufen, das andere, ein zweistöckiges Gebäude, war genau senkrecht halbiert. Aufgeregt kletterten Besitzer und Nachbarsleute in den Ruinen herum, sich weder von den Kommandos der Militärs noch von den wild gestikulierenden Feuerwehrleuten zurückhalten lassend.

Einige Soldaten waren mit dem Einsammeln der armlangen Brandbomben beschäftigt, die sich in den angrenzenden Wiesengrund gebohrt hatten und in dem lehmigen Boden nicht zur Entzündung gelangt waren. Vor hier aus bog ich mit dem Fahrrad in den Feldweg ein, der ein Stück die Bahnstrecke begleitete, bis er dann in den Wald einlenkte, über dem die amerikanische Maschine explodiert war. Zwei Fallschirmspringer waren hier irgendwo im Geäst niedergegangen, während der dritte weiter nach Süden zu abgetrieben worden war.

Ich war nicht allein unterwegs. Männer und halbwüchsige Burschen, mit Knüppeln bewaffnet, durchkämmt das Dickicht und musterten die Kronen der hochstämmigen Fichten und Buchen. Kurz entschlossen warf ich das Fahrrad an den Wegrand und schloß mich den Treibern an, um ebenfalls ein wenig auf die Büsche klopfen zu können.

Ehrfürchtig, wenn auch mit einem Gefühl wohlthuender Befriedigung, umstanden wir bald den Hauptteil des Rumpfes, auf dessen Außenwand siebenundfünfzig aufgemalte senkrechte Striche von ebenso vielen Einsätzen kündeten. Der zuletzt angebrachte Strich fühlte sich noch feucht an, — nun, es würde kein weiterer mehr hinzukommen, bei dieser Maschine wenigstens nicht, das beruhigte uns.

Laute Zurufe rissen uns aus unseren Betrachtungen. Wir schlugen die Richtung ein, aus der die Rufsignale zu uns drangen und sahen auch schon den glänzend weißen Seidenschirm, der sich in dem weit ausladenden Geäst einer Buche verfangen hatte. Regungslos hing an den Schnüren in halber Höhe zwischen den Bäumen eine menschliche Gestalt: der Amerikaner. Einer war gefunden. Leicht blähte der Wind die Seide, während der Soldat wie leblos dahing. Das Kinn war ihm auf die Brust gesunken, Arme und Beine hingen schlaff herunter. Er reagierte auf keinen Zuruf, und als man ihn endlich herabgleiten ließ, nachdem man den Schirm aus den Ästen befreit hatte, schauten wir in das schmerzvoll verzerrte Gesicht eines Toten.

„Den brauchen wir nicht mehr zu lynchen!“ sagte Herr S., ein Mann von der Parteileitung unseres Dorfes, während er den leblosen Körper mit der Stiefelspitze anhub und mit einem federnden Schwunge auf die Seite wälzte. Nachdem er die Pistole des toten Amerikaners an sich genommen hatte, versetzte er ihm einen zweiten Stoß, daß er wieder auf den Rücken zu liegen kam. „Hundesohn, erbärmlicher, kannst vom Glück sagen, daß du tot bist, das erspart dir manches!“ sagte er zynisch. Mit der Gewandtheit eines Taschendiebes fuhr seine Rechte in die Rocktasche des Yankees, aus der er ein Soldbuch herausnestelte. „Sergeant William Crawford“ lasen wir und stellten fest, daß er siebenundzwanzig Jahre alt war und eine Frau und zwei Kinder in Omaha im Staate Nebraska besaß.

Unsere Sache nach dem zweiten Besatzungsmitglied, das ebenfalls über dem Waldgebiet abgesprungen war, gestaltete sich äußerst schwierig. Schwerverletzt fanden wir ihn nach einstündiger Suchaktion auf einem Moospolster ausgestreckt, von einem fast undurchdringlichen Farnkrautwall umgeben. Den Fallschirm hatte er — wie sich später herausstellte, — zusammengeknüllt und in die Röhre eines Fuchsbaues gesteckt.

Es schien nun so, als sollte sich die ganze Wut der fanatischen Parteigänger, die an seinem toten Kameraden notgedrungen nicht zur Geltung gekommen war, an ihm austoben.

„Du Hund, du verfluchter!“ brüllte der Anführer, der in seinem Leben nichts als „Mein Kampf“ und den „Mythos des zwanzigsten Jahrhunderts“ gelesen hatte. „Verstell' dich bloß nicht, du Schwein!“ schrie er, während er den Knüppel drohend kreisen ließ. „Los, mach schon! Steh' auf, Hundesohn! Mit deinen Mätzchen erreichst du nichts, spar' dir die Mühe. Jetzt bezahlst du für alles, was du und deinesgleichen angestellt haben und Tag für Tag anstellen. Auf unschuldige Frauen und Kinder Bomben werfen, — pfui, ihr Helden!“ Er spuckte ihm ins Gesicht und trat ihm mit voller Wucht gegen den Kopf. Schon hob er den Knüppel, um mit dem Lynchen anzufangen, als ihm von hinten jemand in den Arm fiel und ihm den Ast entwand. Es war unser Dorfgendarm, dessen Annäherung er im Eifer des Gefechtes nicht bemerkt hatte. Er bebte vor Zorn, sagte aber nur: „Schämen sie sich, an einem Wehrlosen Rache zu nehmen! Das ist fürwahr auch alles andere als eine Heldentat! Ich werde darüber Meldung machen müssen!“

„Aber, Herr Wachtmeister“, wehrte sich der verhinderte Killer, „was diese Hunde alles anstellen Tag für Tag, jede Nacht, zählt das nicht? Fordern die uns denn nicht heraus? Müssen wir denn da nicht einmal ein Exempel statuieren?“

Der Gendarm ging mit keinem Wort auf den Rechtfertigungsversuch ein. Er kniete nieder und ließ dem Amerikaner, der durch den Fußtritt die Besinnung verloren hatte, die Erste Hilfe angedeihen. Mit der Sorgfalt eines gewissenhaften Arztes desinfizierte er die klaffende Kopfwunde, brachte mit einem Päckchen Watte den hervorsickernden dünnen Blutstrahl zum Versiegen und legte einen Notverband an.

„Das ist so ziemlich alles, was hier zu sagen ist!“ bemerkte er zu den Umstehenden. „Wir dürfen nicht ungerecht sein und uns zu Grausamkeiten hinreißen lassen. Dieser Mann da, — das Soldbuch weist ihn als Bill Mahon, Sergeant Mahon aus Boston im Staate Massachusetts aus — dieser Mann also haßt den Krieg vielleicht ebenso, wie wir ihn alle hassen. Jetzt brauchen wir nur noch einen Krankenwagen, damit wir den Mann ins Krankenhaus schaffen können. Das ist alles!“

Zwei Männer gingen daraufhin — ohne daß der Polizist sie eigens aufgefordert hätte — zu ihren Fahrrädern hinüber. Nach einer knappen halben Stunde, während der schwerverletzte Amerikaner die Besinnung wiedererlangt hatte, traf der Krankenwagen ein. Dankbar blickte der Verwundete den Polizisten an, der ihm in englischer Sprache neuen Lebensmut einflößte. Er war zu erschöpft, um eine Antwort geben zu können, er lächelte nur und tastete nach der Hand seines Wohltäters, die er krampfhaft und stumm drückte, als man die Tragbahre ins Auto schob. —

Noch ein knappes Jahr zog sich das Völkermorden hin, bis dann im März 1945 die einrückenden amerikanischen Truppen den so oft im voraus besungenen und gefeierten deutschen Endsieg auch den hartgesottensten Parteigenossen illusorisch erscheinen ließen. Die nachrückende französische Besatzung veranstal-

tete anschließend eine wahre Hexenjagd auf ehemalige PGs, die in großer Zahl in einem Barackenlager zu T. hinter Schloß und Riegel zusammengepfercht wurden. An Hand der auf den örtlichen Parteibüros erbeuteten Akten wurden Verhaftungslisten aufgestellt, wobei Mißgunst und Rachsucht so mancher Mitmenschen dafür sorgten, daß auch niemand vergessen wurde. Für gewisse Leute gab es damals nichts Aufregenderes und Amüsanteres, als wenn die Franzosen bei Schmitz oder Bertels, „diesen alten Nazis“, vorfuhren und Polstersessel, Betten, Tische und Schränke aus den Häusern schlepten und auf Lastwagen verfrachteten.

Auch unseren Dorfpolizisten ereilte dieses Schicksal, man sperrte ihn in T. ein, am zweiten Tage schon. Gewiß, er war Parteimitglied gewesen wie so mancher damals, niemand hätte ihm indessen eine Gemeinheit nachsagen können. Das Mitgliedsbuch war ihm von den Genossen seinerzeit aufgenötigt worden. Bis auf ein Bett, einen Herd, einen Tisch und vier Stühle requirierte man nach der Verhaftung seine gesamte Wohnungseinrichtung.

Monatelang saß er schon in T. bei Wasser und Brot hinter schwedischen Gardinen, alle seine Rechtfertigungsversuche trafen auf taube Ohren. Man kann sich seine Überraschung ausmalen, als man ihm nach einem halben Jahr völlig unvorbereitet seine Entlassungspapiere in die Hand drückte. Bereitwillig schenkte man ihm jetzt Gehör und gab ihm auf seine Fragen Antwort.

„Diese Gunst haben sie einem amerikanischen Sergeanten namens Bill Mahon aus Boston in Massachusetts zu verdanken“, übersetzte der Dolmetscher die Worte des französischen Lagerkommandanten. „Er hat auf irgendeine uns unerklärliche Weise von ihrem Geschick erfahren und sich mit allem Nachdruck für ihre sofortige Entlassung und Rehabilitation eingesetzt. Sie werden daher mit sofortiger Wirkung wieder in den Gendarmeriedienst eingestellt. Sie haben dem US-Sergeanten im Kriege das Leben gerettet, — ein amerikanischer Sergeant ist nicht undankbar!“

Der Polizist fand wieder Arbeit und Brot, und die Klatschbasen in der Nachbarschaft steckten in tiefer Ratlosigkeit die Köpfe zusammen, als der französische Lastwagen vor seinem Hause vorfuhr und alle vor einem halben Jahr beschlagnahmten Möbel wieder abgeladen wurden. Mit dem Sergeanten aus Massachusetts verband ihn zeitlebens eine tiefe Freundschaft, Brief auf Brief wanderte über den Ozean, mal in dieser, mal in jener Richtung.

Vor einigen Jahren ist der Wohltäter des amerikanischen Sergeanten gestorben, die Freundschaft aber lebt weiter zwischen den Familien hüben wie drüben. Und das ist der Grund, der mich zum Erzählen dieser Geschichte bewog: Es ist tröstlich zu wissen — für uns alle wohl, daß es solche verbindenden Brücken noch gibt zwischen den Menschen unserer Zeit, die bisweilen einzig und allein von der Entzweiung zu leben scheint!

Es wird dem Menschen von heimatswegen ein guter Engel beigegeben, der ihn, wann er ins Leben auszieht, unter der vertraulichen Gestalt eines Mitwandernden begleitet; wer nicht ahnt, was ihm Gutes dadurch widerfährt, der mag es fühlen, wenn er die Grenzen des Vaterlandes überschreitet, wo ihn jener verläßt. Diese wohltätige Begleitung ist das unerschöpfliche Gut der Märchen, Sagen und Geschichte

Wilhelm Grimm

Der Eisenhammer von Nonnweiler

VON ANTONIUS JOST

Als in den Jahren zwischen 1950 und 1957 das Gelände um das Waldhotel in Nonnweiler in einer Serie großer Bauvorhaben ein völlig neues Gesicht erhielt, verschwand auch die Ruine des ehemaligen Eisenhammers. Im Frühjahr 1957 begrub die Planierraupe einer Straßenbaufirma seine letzten Mauerreste im Erdreich. Nun ist nur noch der alte „Schneidweiher“ — so nannten ihn die Alten des Ortes — zu Füßen des Kahlenberges übriggeblieben. Seine Flut spiegelt statt des alten Gebäudes der „Schneidmühle“ jetzt die weiße Rückfront des Waldhotels und den Turm des Hochwalddoms wider. Den vielen sonnenhungrigen Menschen, die sich froh an jedem warmen Sommertag auf seinen Grünflächen tummeln, und den Schwimmern, die seine weite Wasserfläche anlockt, verrät er nichts von seiner Vergangenheit. Ortsbezeichnungen wie Hammerberg, Schneidemühle, Mühlwiese und Walzwerk halten zwar die Erinnerung an die untergegangenen Werksanlagen noch wach, alle Einzelheiten über sie sind uns jedoch fremd geworden.

Die ersten Eisenhütten an der oberen Prims führen ihren Ursprung, wie es beim Eberswalder Hammer, der heutigen Mariahütte, nachweisbar ist, in die Regierungszeit Herzog Karls von Lothringen (1545—1608) zurück. Als 1621 jener Eberswalder Hammer in den Besitz des Marquis de Lenoncourt überging, ließ dieser im Primstal mehrere kleine Eisenwerke durch einen hüttenkundigen Jesuiten erbauen und betreiben. Zu ihnen dürfte auch der Nonnweiler Hammer zu zählen sein. Während des Dreißigjährigen Krieges zerfielen die Werke. Ihre Wasserkraft wurde später für Mühlenbetriebe nutzbar gemacht. Auf dem Gelände des Nonnweiler Hammers stand damals die „Forstmühle“, die 1722 von Remaclus Joseph de Hauzeur (aus Hoser = Hauzeur, im Lütticher Land) erworben wurde. An Stelle der verfallenen Forstmühle entstand eine neue Eisenschmelze. Diese ging 1764 zusammen mit dem Eberswalder Hammer durch Kauf in den Besitz des Trierer Ratsschöffen und Bürgermeisters Carl Gottbill über. Dessen Söhne erwarben um 1820 auch die Hubertushütte bei Bierfeld und den Züscher Hammer. Den Schwerpunkt seiner Eisenerzeugung verlegte Gottbill auf den Eberswalder Hammer, den er neu aufbaute, mit Holzkohle-Hochöfen versah und Mariahütte nannte.

In Nonnweiler betrieb er nur einen Hammer, eine Mahlmühle und eine Schneidemühle. Da das Werk in Nonnweiler keine Holzkohlehochöfen wie die Mariahütte erhielt, blieben bis um 1850 dort die alten Stücköfen zur Herstellung von Schmiedeeisen bestehen. Gußrohreisen und Gußwaren konnten mit den Stücköfen nicht erzeugt werden. Als mit der Erfindung der Dampfmaschine der Bedarf an schmiedbarem Eisen gewaltig stieg, gleichzeitig aber das billige Koksroheisen seinen Siegeszug begann, unternahmen die Urenkel Carl Gottbills, Carl und Alexander von Beulwitz, beide geschulte Hüttenfachleute, um 1850 auf dem Nonnweiler Hammer einen letzten Versuch, die Schmiedeeisenerzeugung mit Holzkohle rentabler zu gestalten. Zwei Puddelöfen und eine Walzenstraße mit Wasserradantrieb wurden dort erbaut. Der Versuch schlug fehl und bedeutete etwa zehn Jahre später das Ende des Hammers. Er wurde ebenso stillgelegt wie der Züscher Hammer und die Hubertushütte. Die Einrichtungen wurden verschrottet, und die Gebäude verfielen. Als später zwischen den Ruinen Tannen angepflanzt wurden, lag das Gelände nach einigen Jahrzehnten unter mächtigen Baumkronen verborgen. Unter dem Namen Walzwerk bot es mit seinem alten Gemäuer, seinen zerfallenen Gewölben und seinem Bach, der immer noch aus

dem Schneidweiher gespeist wurde, unter den hohen Tannen alle Romantik, die die Dorfjugend sich für ihre Spiele wünscht. So war das Tannenwäldchen fast ein halbes Jahrhundert lang ein idealer und gern aufgesuchter Spielplatz. Im letzten Kriege wurden die Tannen gefällt und der Platz dann von Bomben „umgeflügt“. Die Schuttmassen des Wiederaufbaues überdeckten ihn fast ganz, als die Planierraupe im Frühjahr 1957 den Rest besorgte. Eine moderne Straßenanlage mit Parkplatz und rasenüberzogener Verkehrsinsel dehnt sich jetzt auf dem Grab des alten Eisenhammers aus. Bald wird er so vergessen sein, wie seine Einrichtungen und sein Produktionsverfahren es schon lange sind.

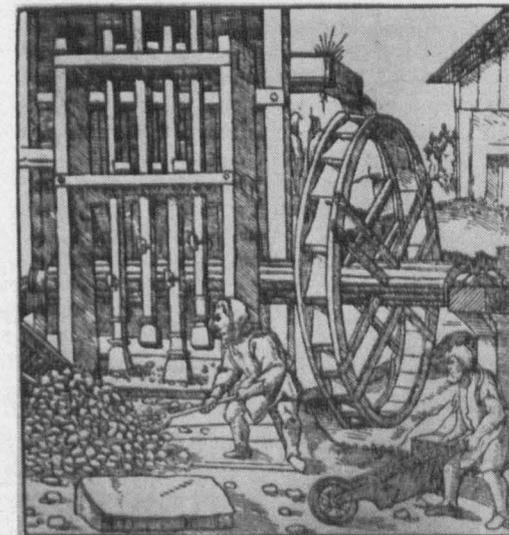
Alte Planzeichnungen aus dem Jahre 1725 über den Eberswalder Hammer und die Hubertushütte geben genaue Auskunft über die Betriebseinrichtungen eines damaligen Eisenwerkes. Natürliche Voraussetzungen: Ausreichend Wasserkraft als Energie und Erzvorkommen und Wald als Rohstoffquellen mußten für den Bau an Ort und Stelle gegeben sein. In der Hauptsache bestand die Betriebsanlage aus einem oder mehreren rechteckigen Gebäuden, die unter großen Essen die Schmelzöfen mit ihren Gebläsen und die Hammerwerke aufnahmen. Die großen Wasserräder, die die Blasebälge und die Hämmer antrieben, lagen innerhalb oder auch außerhalb der Gebäude. Jedes Gebläse und jeder Hammer hatten ein besonderes Antriebsrad. Die Schmelzöfen waren ent-



Stückofen im 16. Jahrhundert
nach G. Agricola: De re metallica libro XII
(Basel, 1556, S. 339)

weder Stücköfen oder Hochöfen. Die Stücköfen erreichten eine Höhe bis zu drei Metern. Die Hochöfen (hohe Öfen im Gegensatz zu den niedrigen Stücköfen) stellten flüssiges Eisen her, das nicht ohne weiteres schmiedbar war, sondern durch das Verfrischen in sogenannten Frischfeuern erst schmiedbar gemacht werden mußte. Die Stücköfen dagegen lieferten schmiedbares Eisen auf direktem Wege. Als Nebenanlage bestand in jedem Werk ein Pochwerk zum Zerkleinern des Erzgesteins. Die Stampfer des Pochwerkes wurden ebenfalls durch

Wasserkraft angetrieben. Zur Regulierung der jahreszeitlich schwankenden Wasserführung der Bäche wurde in der Nähe stets ein möglichst großer Stauweiher angelegt. Von ihm floß das Wasser durch ein System von ausgemauerten, teils offenen, teils überwölbten Kanälen auf die Wasserräder. Die Schneidemühle des Nonnweiler Hammers, über deren Fundamenten sich heute das Waldhotel erhebt, hatte die Aufgabe, das handelsfertige Eisen auf die richtige Länge zu schneiden. Für die Stammebelegschaft des Werkes war auch eine Wohnsiedlung vorhanden, deren letztes Haus im Krieg den Bomben zum Opfer fiel. In ihr wohnten um 1800 ungefähr 35 Seelen. Wenn man zu diesen Anlagen die



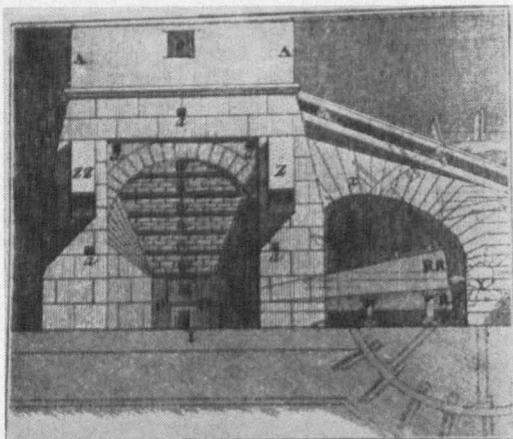
Pochwerk eines Eisenhammers

Erzgruben — es waren für die vier genannten Werke sieben Gruben in der näheren Umgebung in Betrieb — mit ihren Erzgräbern und Fuhrleuten sowie die Köhler, die im Auftrage der Hämmer in den nahen Wäldern Verkohlungsholz fällten und vermeilerten, hinzunimmt, ergibt sich ein für die damalige Zeit recht ansehnlicher Betrieb.

Das Produktionsverfahren der Eisenhämmer

ist uns ebenfalls überliefert. Gepochtes Erz wird mit Holzkohle in abwechselnden Lagen in den Stücköfen gefüllt. Dieser hat auf der Vorderseite seiner Ummauerung eine Öffnung, Brust genannt, die vor der Beschickung mit Lehm oder Lehmsteinen verschlossen wird. Das Gebläse wird angelassen und so lange Erz aufgegeben, bis unten im Ofen eine Schmelzung eintritt und damit das Zeichen zum Einstellen des Aufgichtens gegeben wird. Nach dem Niederblasen der Beschickung ist am Ofengrund ein Klumpen ausgeschmolzenen Roheisens entstanden, Stück oder Wolf genannt. Durch die aufgebrochene Brust wird der Wolf mit Zangen herausgeholt und unter den Hammer gebracht, um von Schlacken und Kohleresten gereinigt zu werden. Mit Setzeisen werden große Klumpen in Teile zerlegt. Diese werden auf einem besonderen Herd wieder erhitzt und zur Handelsware ausgeschmiedet. Hauptabnehmer dieses Eisens waren die heimischen Nagelschmiede. Das Verfahren der Eisengewinnung mit Stücköfen veraltete allmählich. Die niedrige Form dieser Öfen wurde zur Aufnahme größerer Erz- und Kohlemengen immer höher und die Hitzentwicklung bei gleichzeitiger Steigerung der Gebläseleistung größer. Es entstanden die Holzkohle-

hochöfen. Das in ihnen niedergeblasene, flüssige Eisen konnte abgestochen und sofort zu Gußwaren verarbeitet werden. Nur ein Teil wurde zu Schmiedeeisen verfrachtet. Bei den Holzkohlehochöfen betrug die Ausbeute an Eisen 22,6 Pro-



Alter Holzkohlenofen
aus dem 17. Jahrh.

zent des rohen Erzgewichts. Das aus ihnen gewonnene Roheisen zeichnete sich durch eine besondere feine Körnung aus und ergab einen plastisch guten Guß. Eines der vornehmsten Erzeugnisse dieses Holzkohlerohesens waren die Taken-eisen oder Takenplatten, deren kunsthandwerklicher Wert heute hoch geschätzt wird.

Für den Eisenhammer in Nonnweiler brach vor seinem Ende noch einmal eine große Stunde an, als er zum Walzwerk erhoben wurde. Diesen Namen behielt er bei der Bevölkerung. Heute flitzen chromglänzende Autos über seine untergescharnten Trümmer. Das Rauschen seiner Wasserräder und der Klang seiner Hämmer sind für immer verstummt.

Literatur und Quellen: „Trierer Zeitschrift“, Jahrg. 6, 1931;
Familienarchiv der Herren von Beulwitz, Mariahütte.

Heckenrosen

*Heckenrosen am Wege,
Heckenrosen am Hang
schlagen Bogen an Bogen
feld- und waldentlang.*

*Tausend Blüten und Knospen,
tief über Pfad und Ranft,
schimmern im Sonnenlichte,
wiegen im Winde sich sanft.*

*Lächeln und singen leise,
bebend vor Innigkeit,
von dem strahlenden Glücke
seliger Sommerzeit.*

Matthias Lang

Wandlungen des Ortsnamens Leitersweiler

Zusammengestellt von Berthold Stoll, St. Wendel

Amtssprache: Leitersweiler

Mundart: Leiderschweller

Wandlungen des Ortsnamens:

- 1344 Luterßwilre Cop. Töpfer, Urkundenbuch für die Geschichte des Gräflichen und
Freiherrlichen Hauses der Vögte von Hunolstein, Bd. I, S. 362.
- 1349 Luterswilr Cop. Carl Pöhlmann: Die älteste Geschichte des Bliessgaues, I.
Teil, S. 153.
Cop. Dr. C. Pöhlmann, Regesten der Lehnurkunden der Grafen
von Veldenz, S. 140.
- 1340 Luterßwilr Cop. G. Ch. Grollius, Vom Westrich, dessen Ursprung und Um-
fang, Zweibrücken 1771, § 15.
Cop. Töpfer, wie oben, Bd. I, S. 362, 363, 364.
- 1389 Lautersweiler Cop. Töpfer, wie vor, Bd. II, S. 163.
- 1420 Luterswilr und Lautersweiler
- 1420 Luttersweilerhof Cop. Dr. Häberle, Wüstungen der Rheinpfalz auf Grundlage der
Besiedlungsgeschichte in Mitteilungen des Histor. Vereins der
Pfalz, Bd. 36, S. 161.
Cop. Dr. Pöhlmann, Regesten der Lehnurkunden der Grafen von
Veldenz, S. 107 und 109.
- 1430 Lutterswilre Cop. Neubauer, Regesten des Klosters Werschweiler Nr. 924, 930
und 931, S. 344 und 345.
- 1458 Luterßwieler Cop. Töpfer, wie oben, Bd. II, S. 326.
Cop. Töpfer, wie oben, Bd. III, S. 25.
- 1461 Luterswilr Orig. St. A. Speyer, Bestand Zweibrücken I, Nr. 963, Bl. 42.
- 1492 Lautersweiler Orig. St. A. Koblenz, Abt. 22, Nr. 2441, Bl. 116.
- 1529 Leutersweiler Cop. Töpfer, wie oben, Bd. III, S. 98, und
1538 Luterswilr Cop. St. A. Koblenz, Abt. 24, Nr. 740.
1543 Leutersweiler Cop. St. A. Koblenz, Abt. 24, Nr. 725, Bl. 6.
1551 Leuterßweiler Cop. St. A. Speyer, Best. Zweibrücken I, 963^{1/2}, Bl. 22.
1563 Lauterßweyler Cop. St. A. Speyer, Best. Zweibrücken I, 963^{1/2}.
1566 Leutersweiler Orig. Haupt-Staatsarchiv München, Rh. Pf. Urk. 3571.
1571 Leutersweiler Cop. Pöhlmann, Regesten zur Orts- und Familiengeschichte des
Westrichs I., Nr. 158, S. 41, 42.
Orig. St. A. Koblenz, Abt. 24, Nr. 725, Bl. 10.
Orig. St. A. Koblenz, Abt. 24, Nr. 725, Bl. 10.
Orig. St. A. Koblenz, Abt. 24, Nr. 725, Bl. 10.
- 1596 Läutersweiler } Orig. wie vor Bl. 20 u. 21.
Leutersweiler } Orig. wie vor Bl. 23.
Leutersweiler } Orig. wie vor Bl. 30.
1601 Leutersweiler } Orig. St. A. Speyer, Lehen 270, Bl. 12.
1602 Lauterßweyler } Orig. St. A. Koblenz, Abt. 24, Nr. 725, Bl. 30.
1602 Leutersweiler } Orig. St. A. Koblenz, Abt. 24, Nr. 725, Bl. 104.
1603 Leutersweiler } Orig. St. A. Koblenz, Abt. 24, Nr. 725, Bl. 103.
1606 Leutersweiler } Orig. St. A. Koblenz, Abt. 24, Nr. 725, Bl. 7.
1607 Leutersweiler } Orig. St. A. Koblenz, Abt. 24, Nr. 626, Bl. 3.
1607 Leutersweiler }
1609 Leuterßweiler } Orig. Stadtarchiv St. Wendel I/239.
1613 Leutersweiler } Orig. Stadtarchiv St. Wendel A 39/123.
Lautersweiler } Orig. St. A. Speyer, Bestand Zweibrücken I, Nr. 963a, Bl. 83 u. 90.
1629 Leutersweyler }
1640 Leutersweyler } u. Orig. St. A. Speyer, Bestand Zweibrücken I, Nr. 1223, Bl. 51.
1652 Leutersweiler }
Leutersweyler }
1660 Leutersweiler } u. Orig. St. A. Speyer, Bestand Zweibrücken I, Nr. 1223, Bl. 51.
Leutersweiler }
1675 Leutersweiler }
Cop. Rud. Buttman: David Königs Beschreibung der Konstitution
des Herzogtums Zweibrücken (1677), S. 35.
Orig. St. A. Speyer, Best. Zweibrücken I, Nr. 963a, Bl. 4.
Orig. wie vor, Bl. 44.
Orig. wie vor, Bl. 55.
Orig. wie vor, Nr. 963, Bl. 71.
Orig. wie vor, Nr. 141, Bl. 201.
Orig. wie vor, Nr. 141, Bl. 100.
Orig. St. A. Koblenz, Abt. 24, Nr. 739, Bl. 23.
Orig. St. A. Koblenz, Abt. 24, Nr. 739, Bl. 25, 26.
Orig. St. A. Speyer, Best. Zweibrücken I, Nr. 1223, Bl. 32, 37.
Orig. St. A. Koblenz, Abt. 24, Nr. 739.
- 1680 Lautersweiler
1687 Lautersweiler
1693 Lautersweiler
1698 Leytersweiler
1717 Leutersweiler
1723 Leutersweiler
1725 Leutersweiler
1725 Leutersweiler
1727 Lautersweiler
1728 Leutersweiler

- 1729 Lautersweiler Cop. St. A. Koblenz, Abt. 24, Nr. 740, Bl. 31.
 1730 Leutersweiler Orig. St. A. Speyer, Best. Zweibrücken I, Nr. 141, Bl. 220.
 1730 Lautersweiler Orig. St. A. Koblenz, Abt. 24, Nr. 740, Bl. 33.
 1733 Leuthersweiller Orig. St. A. Speyer, Best. Zweibrücken III, Nr. 1015, Bl. 5 und 7.
 1736 Leitersweiler Orig. St. A. Speyer, Best. Zweibrücken I, Nr. 144, Seite 144 u. 146.
 1738 Lutersweiler Orig. St. A. Speyer, Best. Zweibrücken I, Nr. 141, Bl. 100.
 1738 Leitersweiler Orig. St. A. Speyer, Best. Zweibrücken I, Nr. 141, Bl. 146.
 1738 Leutersweiler Orig. St. A. Speyer, Best. Zweibrücken III, Nr. 1015, Bl. 12 u. 20.
 1739 Leutersweiler Orig. St. A. Speyer, Best. Zweibrücken III, Nr. 1015, S. 1.
 1739 Leutersweiler Orig. St. A. Speyer, Best. Zweibrücken I, Nr. 141, Bl. 193.
 1741 Lautersweiler Orig. St. A. Koblenz, Abt. 24, Nr. 740, Bl. 28.
 1742 Leutersweiller Orig. St. A. Koblenz, Abt. 24, Nr. 739, Bl. 1.
 1742 Leytersweiler Orig. wie vor, Nr. 739, Bl. 1.
 1742 Leutersweiler Orig. wie vor, Nr. 739, Bl. 1.
 1748 Leitersweiler u. Orig. St. A. Speyer, Best. Zweibrücken I, Nr. 1223, Bl. 10 u. 15.
 1748 Leutersweiler
 1751 Leuttersweyler Orig. St. A. Koblenz, Abt. 24, Nr. 728, Bl. 32 u. 33, darin auch ein Gemeindegeld.
 1751 Leitersweiler Orig. wie vor in Bl. 33.
 1752 Lautersweyler Orig. St. A. Koblenz, Abt. 24, Nr. 739, Bl. 10 u. 11.
 1752 Leutersweiller Orig. desgleichen in Bl. 11.
 1753 Leitersweiller Orig. St. A. Koblenz, Abt. 24, Nr. 739, Bl. 15, 17.
 1758 Lättersweiller Orig. St. A. Speyer, Best. Zweibrücken I, Nr. 1223, Bl. 6.
 1756 Leidersweyler Orig. St. A. Koblenz, Abt. 24, Nr. 739, Bl. 39.
 1760 Leytersweiller Orig. St. A. Koblenz, Abt. 24, Nr. 625, Bl. 1.
 1766 Leutersweyler Orig. St. A. Koblenz, Abt. 24, Nr. 739, Bl. 44.
 1768 Leutersweiler Orig. St. A. Koblenz, Abt. 24, Nr. 625.
 1769 Leutersweyler Orig. St. A. Koblenz, Abt. 24, Nr. 625, Bl. 30.
 1770 Leitersweiler Orig. St. A. Koblenz, Abt. 24, Nr. 738, Bl. 44.
 1781 Lättersweiller Orig.-Handschrift in Privatbesitz.
 1781 Lättersweiller Orig. St. A. Speyer, Best. Zweibrücken III, Nr. 389, Bl. 51.
 1783 Lättersweiller u. Orig. St. A. Koblenz, Abt. 24, Nr. 732, Bl. 1 u. 3.
 Leutersweiler
 1786 Leutersweiler Orig. St. A. Koblenz, Abt. 24, Nr. 735, AZ. 2834.
 1790 Leutersweiler Orig. St. A. Koblenz, Abt. 24, Nr. 736, Bl. 56.
 1791 Leutersweiler Orig. St. A. Koblenz, Abt. 24, Nr. 726, Bl. 14.
 1801—1815 Leutersweiller, in allen Eheschließungsakten des Standesamts in Niederkirchen i. O.
 1816 Leutersweiler in allen Geburtsakten beim Standesamt Oberkirchen-Namborn in St. Wendel.
 1817 Leitersweiler in allen Geburtsakten beim gleichen Standesamt.
 1818 Leutersweiler in allen Geburtsakten wie vor.
 1819 Leitersweiler in allen Geburtsakten wie vor.
 1820 Leutersweiler in allen Geburtsakten wie vor.
 1821 Leitersweiler in 2 Geburtsakten wie vor.
 Leidersweiller in 1 Geburtsakte wie vor.
 Leutersweiler in 4 Geburtsakten wie vor.
 1822 Leidtersweiller in 2 Geburtsurkunden wie folgt.
 Leutersweiller in 1 Geburtsakte wie vor.
 Leidtersweiller in 2 Geburtsakten wie vor.
 Leidersweiller in 1 Geburtsakte wie vor.
 1823 Leutersweiller in 4 Geburtsakten wie vor.
 Leitersweiller in 2 Geburtsakten wie vor.
 1824 Leutersweiller in allen Geburtsakten wie vor.
 1824 Leutersweiller Gewerbesteuerrolle von Leutersweiller im Archiv der Stadt St. Wendel.
 1825 Leutersweiller in allen Geburtsakten Standesamt Oberkirchen-Namborn in St. Wendel.
 1826 Leutersweiller in nur 1 Geburtsakte, Standesamt Oberkirchen-Namborn.
 Leitersweiller in allen anderen Geburtsakten Standesamt Oberkirchen-Namborn.
 1827 Leitersweiller in allen Geburtsakten Standesamt Oberkirchen-Namborn und weiter bis heute immer „Leitersweiller“.

Zusammenfassung der Schreibweisen:

Luterßwilre	1344
Luterßwilr	1349
Luterswilr	1349, 1420
Lutterswilre	1430
Luttersweillerhof	1420

Luterßwieler	1458
Luterswiler	1461, 1538
Lutersweiller	1738
Lautersweiler	1389, 1420, 1492, 1680, 1687, 1693, 1729, 1730, 1741
Lauterßweiller	1563
Lauterßweyler	1563
Lauterßweyller	1602
Läutersweiller	1596, 1758, 1781, 1783, 1786
Lautersweyler	1752
Lautersweiller	1613, 1727
Leutersweiller	1596, 1601, 1660, 1723, 1742, 1752
Leuttersweiller	1602, 1613
Leüterßweiller	1603, 1751
Leuttersweiller	1606, 1607
Leuterßweiller	1551, 1609
Leutersweyler	1629, 1640, 1652, 1766, 1769
Leuttersweiller	1728
Leuthersweiller	1733
Leuttersweyler	1751
Läutersweiller	1725
Leutersweiller	1786
Leytersweiller	1698, 1742
Leitersweiller	1753, 1823
Leidersweyler	1756
Leytersweiller	1760
Leidersweiller	1821, 1822
Leidtersweiller	1822
Leitdersweiller	1822
Leitersweiller	1660, 1736, 1738, 1742, 1748, 1770, 1817, 1819, 1821 und ab 1826 bis heute und weiter immer „Leitersweiller“.

Die Neueinrichtung des Missionsmuseums St. Wendel

VON P. EUGEN RUCKER SVD

Seit dem 15. Oktober 1964 ist das völlig neu organisierte und eingerichtete Museum den Besuchern des Missionshauses zugänglich. Ein vierstöckiger Neubau zwischen Parkplatz und Klosterpforte birgt im Parterre einen großräumigen Erfrischungssaal („Pilgersaal“), im ersten Stock die Missionsbuchhandlung und in den beiden oberen Stockwerken das Museum.

GESCHICHTE. — Im 1898 gegründeten Missionshaus wurde schon um 1900 im Pfortensälchen den Besuchern eine kleine Schau exotischer Schnitz- und Webkunst dargeboten. Später brachte man die ständig wachsende Sammlung in eigenen Nebenräumen in der Nähe der Pforte unter. Nach der Aufhebung des Hauses durch das nationalsozialistische Regime, 1941, wurden große Teile des Museumsgutes geraubt, andere Teile willkürlich ausgelagert. Nach der Rückführung der aufgespürten Restbestände ins wieder bezogene Missionshaus (1947) bauten Pater Emil Evrard und Bruder Valens in drei Räumen neben der Pforte mit viel Fleiß eine neue Ausstellung auf. Bis 1964 vermehrten sich die Bestände laufend durch Beschaffung exotischer präparierter Tiere durch P. Evrard († 1955) und durch die Sammeltätigkeit unserer Missionare.

NEUBAU. — Die übermäßige Anfüllung der Schränke, die Unübersichtlichkeit der Darbietung, das Kunterbunt verschiedenartigster Sehenswürdigkeiten im alten Museum riefen nun im Lauf der letzten Jahre manche Kritik hervor.



Fischer mit Jungen, Holzplastik aus Japan

Zudem erkannte der damalige Hausrektor P. Johannes Klaholt, welche hohe volkspädagogische Bedeutung einer besser dargebotenen Missionsausstellung beigemessen werden muß. Es gelang ihm, die entscheidenden Männer des öffentlichen Lebens in St. Wendel und Saarbrücken für seinen Plan zu begeistern und von Gemeinde, Kreis und Land sowie auch von privater Hand entsprechende finanzielle Unterstützung zu erlangen. Folgende acht Prinzipien waren es, von denen sich ein Team junger Patres des Missionshauses und interessierter Ausstellungsfachleute bei der Planung des neuen Museums leiten ließen:

1. **AUFLOCKERUNG:** Vollgestopfte Schränke, und mögen sie das Kostbarste bergen, verwirren den Besucher, sehen wir von allen ästhetischen Einwänden ab. Man muß den Mut haben, auch schöne Sachen ins Depot zu stellen.

2. **GROSSZÜGIGKEIT:** Relativ hohe Auslagen für die Erstellung moderner Vitrinen, für die Anfertigung von Großfotos, für die Anbringung von Leuchtkörpern und für größere räumliche Dimensionen dürfen nicht umgangen werden.

3. **UNIVERSALITÄT:** „Für jeden etwas.“ Alle Bevölkerungsschichten, Junge und Alte, Ungebildete und Gebildete, müssen angeregt werden. In jeder Ausstellungseinheit muß also eine vielschichtige Struktur gegeben sein, angefangen von einer attraktiv exotischen Schale bis zum zentralen missiologischen Anliegen.

4. **KONKRETHEIT:** Die Ausstellung muß sich in deutlich gegeneinander abgegrenzte Einheiten gliedern. Diese müssen konkret faßbar und benennbar sein. Wir entschieden uns für Ländernamen als Titel der Darstellungseinheiten. An jeweils einem Land werden nach Abhandlung biologischer und ethnologischer Vordergründe Missionsmethoden, Missionarsgruppen und Weltanliegen anschaulich gemacht: bei „Neuguinea“ die Technik im Dienst der Mission, Missionslaienhelfer, Gefahren des Synkretismus und Europäismus; bei „Indonesien“ das Missionsmittel Schule, die Missionsbrüder und Erstickungsgefahr der Weltmission durch nicht bewältigte Erfolge; bei „Philippinen“ die Missionsprinzipien in seelsorgsentblöhten altchristlichen Überseeländern und die Missionschwester; bei „Afrika“ das Problem der Entwicklungsländer, die weißen Missionare als Spezialisten, vor den einheimischen geistlichen Führungskräften zurücktretend, und die Katechisten; bei „Indien — China — Japan“ missionarische Probleme in Hochkulturländern, Akkommodation und Kommunismus.

Zur optischen Herausstellung der Einheiten wurden unterschiedliche Leitfarben benutzt (Neuguinea hellbraun, Indonesien orange, Philippinen blau, Afrika schwarzbraun, Lateinamerika rot, Indien grün, Japan gelb, China dunkelrot).

5. **EINE DURCHGEHENDE IDEE:** Als roten Faden für die Reihung der Darstellungseinheiten wählten wir das steigende Kulturniveau der betreffenden Länder: Am Beginn steht Neuguinea mit seiner steinzeitlichen Hackbaukultur, am Ende die Industriestaaten Japan und China.

6. **LOGIK:** Innerhalb einer Darstellungseinheit wird ausgegangen von der Natur des Landes (Übersichtskarte, Landschaftsfoto, Tiere) es folgen ethnologische Hinweise (Kultur, Mensch, Religion); das Ganze gipfelt im Missiologischen: Missionseinsatz und -methode, Erfolge und Anliegen.

7. **PSYCHOLOGIE:** Der Besucher darf nicht überfordert werden und muß dennoch einen abgerundeten Eindruck erhalten. Also: Kurze, konzentrierte Texte, exemplarische Fotos, Auflockerung durch beruhigende Blickfänger (große Fenster ins Freie, Aquarien, Bewegungselemente, künstliche Pflanzen).

8. **VOLKSBILDUNG:** Wissenschaftliche Exaktheit ist nicht Ziel, sondern Mittel. Vorrangig vor allen ethnologisch-missiologischen Erörterungen hat im letzten eine religiös-sittliche Besinnung als Ziel des Museums und seines

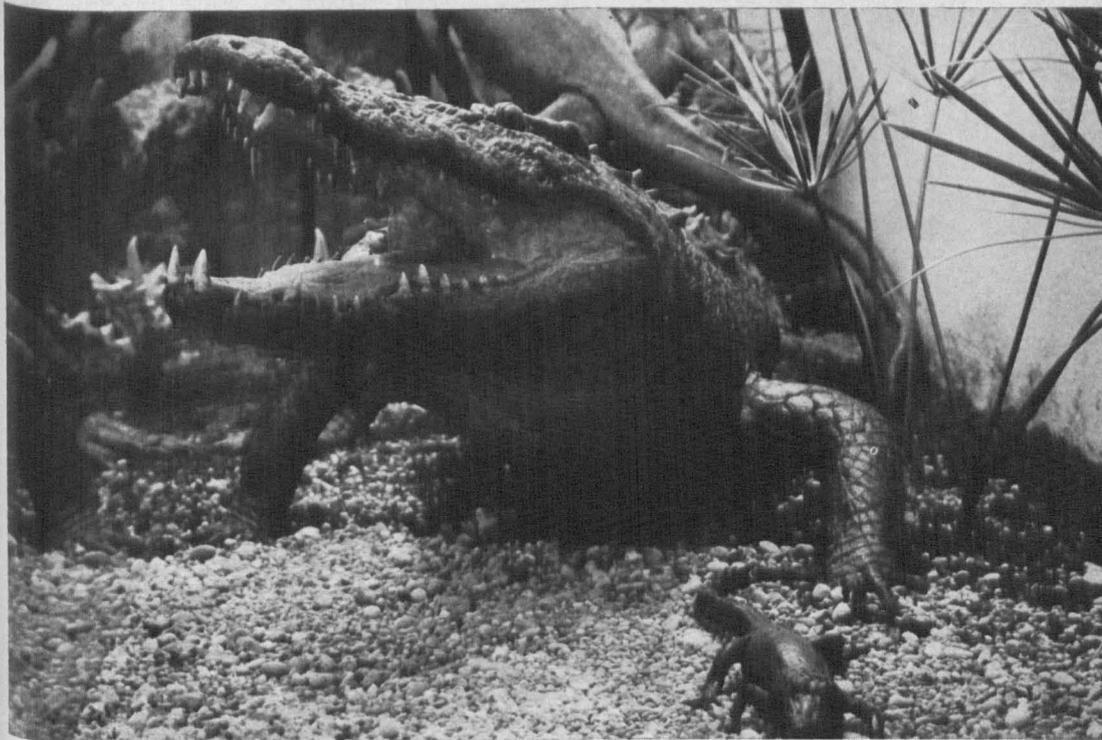
Besuches zu gelten. Deswegen wird in einem Einführungsraum der Blick jedes Besuchers hingelenkt auf die Menschheit aller Kontinente und ihre ewige Bestimmung und auf den Missionar als den Diener der Frohbotschaft. Zum Schluß der Führung wird das Handeln des in der christlichen Heimat Lebenden angeregt, indem transparente Fotos der Priester, Brüder und Schwestern der beiden Steyler Missionsorden, soweit sie aus dem Saarland und den angrenzenden Kreisen stammen, nach Missionsländern geordnet geboten werden. Wenn möglich werden alle Besuchergruppen von einem Mitglied einer der beiden Steyler Missionsorden durchs Museum geführt (P. Rektor, P. Rucker, Br. Valens, Br. Wendalinus, Br. Zosimus, Schw. Melitta oder Missionare auf Durchreise) und erhalten so in persönlichem Kontakt Anregungen, die wohl kaum durch die bloße Betrachtung von Gegenständen und Spruchtafeln mitgegeben werden können.

DER ERFOLG: Kann man an Besucherzahlen den Erfolg der Neu-einrichtung ablesen, müßten die Planer zufrieden sein. Es waren im ersten Jahr an die 50 000 Menschen, meist Familien und Schulklassen, die fürs neue Museum Interesse zeigten, d. h. ungefähr dreimal mehr als früher. Folgende Dinge wurden vor allem lobend hervorgehoben: der geräumige Erfrischungssaal im Parterre mit der Heißbar und dem Limonadeautomaten, die reiche Auswahl von Büchern, Devotionalien und exotischen Geschenkartikeln in der Missionsbuchhandlung, die Großräumigkeit in den Museumsstockwerken, die gelungene Neuguinea-Schau, die attraktiven Großtierausstellungen, die optische Gruppierung des Museumsgutes, die deutlichen missionarischen Bezüge und der volksbildende Charakter des Ganzen, der herrliche Blick aus den ganzwandigen Fenstern ins St. Wendeler Land und nicht zuletzt die häufige Bereitstellung qualifizierter Führer. Einige Freunde des alten Museums fragen allerdings hin und wieder mit Bedauern nach den umfangreichen Tiersammlungen von früher und dem schon weitem berühmt gewordenen Bär, der um einen Groschen einiges Ergötzliche zum besten gibt. Letzterer und etliche Tiere und Fossilien der Heimat haben deswegen im „Pilgersaal“ im Erdgeschoß Platz gefunden.

Auf einige besondere wertvolle und sehenswerte Teile unserer Sammlungen sei noch kurz hingewiesen:

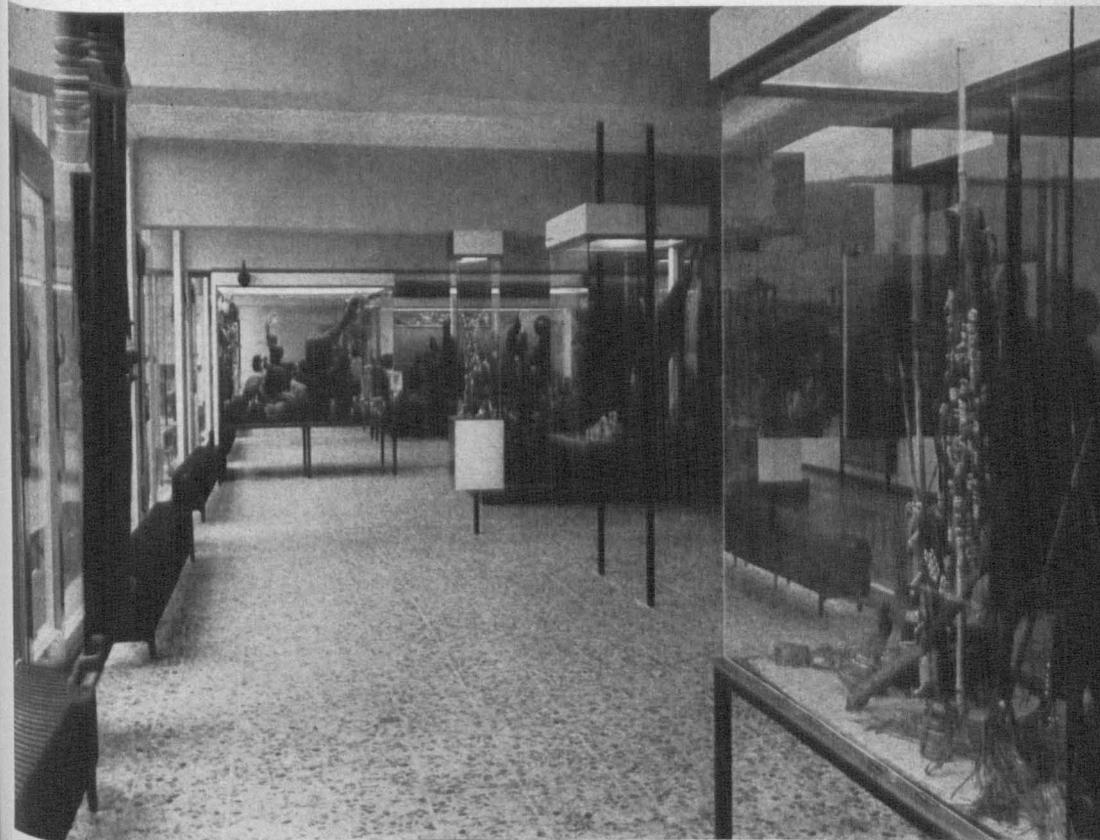
1. **VÖLKERKUNDLICHES:** Neuguinea: In der Großvitrine „Geister“ sind seltene Stücke aus Geisterhäusern am Sepik zu sehen (Geisterstuhl, Treppe, Kasuarmasken, Schlitztrommeln u. a.); in der Hängevitrine „Schmuck“, Ketten aus Bastringen, Fruchtpelren und Muschelfragmenten. Indonesien: Unter den Bronze-, Messing- und Eisen-Handschmiedarbeiten ist besonders ein Präsentierteller mit dem Swastika-(Hakenkreuz-)Ornament sehenswert. Kostbar sind auch die chinesischen Handwebereien und die asiatischen Elfenbeinschnitzereien im oberen Stockwerk.

2. **TIERPRÄPARATE:** Folgende Präparate und Bälge wird vielleicht nicht jede Schule besitzen: Riesenkänguruh, Schnabeltier, Beutelmarder, großer Paradiesvogel, Standartenparadiesvogel, Nilkrokodil, Floreskrokodil, Rieswaran, Gepard, Ozelot, Mähnenaffe, Brüllaffe, Nonnenaffe, Ameisenbär, Pampastrauß, Kolibris mit Nest, Gürteltier, Faultier mit Jungem, brasilianische und indische Großschmetterlinge, brasilianische Sittiche, bengalischer Königstiger mit Axishirsch als Opfer, indische Riesenschlange mit Hirschjungem als Beute, Orang-Utang-Mutter mit Jungem, Schreiadler, Gänsegeier, Fischreiher, Jungfernkranich, fliegende Hunde, Kronentaube, Seidenäffchen, Koffersch, Igelfisch, Riesenschnecke, Seehund, Löwe und Leopard.



Krokodile △

Obergeschoß des Missionsmuseums, Afrika-Abteilung ▽



Volksbrauch in der Thomasnacht (21. Dez.)

VON ELSE ANNEMARIE KNEBEL

Noch um die Jahrhundertwende blieb man in den alten Bürgerhäusern St. Wendels in der Thomasnacht, der Nacht zum 21. Dezember, bis nach 1 Uhr auf und beschwor die Zukunft. Diese Nacht war eine der heiligen Nächte des Advent. Der Zweifler unter den Aposteln, Thomas, beherrscht den kürzesten Tag und die längste Nacht. Wer nach dieser längsten Nacht als „Letzter“ aufstand, wurde „Fauler Thomas“ genannt. Damals rankten sich auch hier im nördlichen Saarland viele Gebräuche um den Thomastag. Zum erstenmal wurde da die Weihnachtskrippe aufgestellt, und am Abend gab es das „Hütleinheben“. Noch früher wurde diese Nacht die „Durchspinnnacht“ und „Langnacht“ genannt, und die Großmutter und die Urahne verbrachten sie außer Bett und am Spinnrad, so erzählte meine Großmutter uns Kindern.

In der Thomasnacht mußte das Orakel sprechen. In eine kleine Pfanne wurden gegen 12 Uhr in der Nacht drei Bleikugeln geworfen und das Blei dann über glühendem Rost zum Sieden gebracht. Dazu sprachen alle Anwesenden dann den Thomasspruch: „Im Namen des heiligen Thomas, zu Ehren der längsten Nacht des Jahres. Und die letzte Kugel dem Geiste, der helfen soll und nicht genannt sein will!“

Leise zischte das Blei, und nun kam die Mitternacht. Es durfte jetzt nicht mehr gesungen werden, nur gesprochen und erzählt von den Geistern der St. Thomas-Nacht. Darauf begann die Jüngste unter den Anwesenden mit dem Gießen. Ein alter Schlüssel wurde über eine kleine Bütte mit Wasser gehalten und durch den Schlüsselbart wurde von dem siedenden Blei gegossen. Dabei murmelte man folgenden Spruch:

St.-Thomas-Abend ist heut,
schlafen alle Leut,
schlafen alle Menschenkind,
die zwischen Erd' und Himmel sind,
bis auf den einzigen Mann,
der mir zur Ehe werden kann.
Zeige mir, du heißes Blei,
was sein ehrlich Handwerk sei!

Hohl klang die „Beschwörungsformel“, während alle mit Interesse auf das Gebilde schauten, das dann in der Wasserschüssel schwamm. Mit viel Phantasie mußte dann ermittelt werden, welchen Beruf der Zukünftige wohl habe. Ich selbst habe einmal ein Buch, wie eine alte Scharteke, gegossen, — und das hat dann auch für die Zukunft gestimmt: „Er“ war ein Schulmeister.

Kurz vor 1 Uhr kam die letzte „Beschwörung“, Man mußte sich auf einem breiten Schemel aus neuerlei Hölzern vor einen großen Spiegel stellen. Alle Lichter wurden gelöscht bis auf eine einzige Kerze, und darauf wurde die Formel gesprochen:

Das Holz ist neuerlei
und hat die heil'ge Weih.
Schemel, ich tret dich,
heiliger Thomas, ich bitt' dich:
Laß mir erscheinen,
den Herzallerliebsten meinen.

Anscheinend bestand der Schemel jedoch nicht aus „neuerlei“ Holz; denn nie erschien das Bild des Liebsten im Spiegel des dunklen Raumes.

Heutzutage ist für derlei harmlose Unterhaltung keine Zeit und keine Stimmung mehr, heute sitzt alles brav vor dem Fernsehschirm und genießt gebannt die vorgesezte Kost.

Der Kreis St. Wendel und die Donau-Deutschen

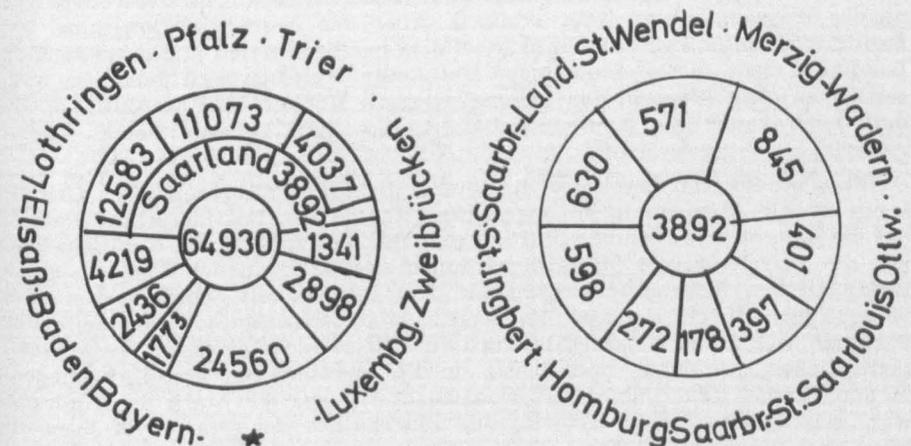
VON KARL WALDNER

1. Das Saarland und die Donau-Deutschen

Aus der Verschmelzung der Angehörigen verschiedener deutscher Stämme ist nach der Türkenvertreibung im 17. und 18. Jahrhundert, als Siedler in den mittleren Donaauraum kamen, der junge Neustamm der „Donau-Deutschen“ entstanden. Ihr Siedlungsgebiet erstreckt sich von den Alpen bis zum Eisernen Tor. Sie wurden von den österreichischen Herrschern gerufen, um das verwüstete und menschenleere Land zu besiedeln und wirtschaftlich zu erschließen. Sie haben ihrer Aufgabe entsprochen und dem Abendland neue Gebiete in friedlicher Aufbauarbeit gewonnen.

Seit Beginn des 18. Jahrhunderts ergoß sich aus dem Rhein-, Mosel- und Saarraum ein gewaltiger Strom von Menschen in den Südosten Europas. Wirtschaftliche Not, Krieg und Bedrückung der Kleinstaatfürsten veranlaßten den nie versiegenden Abfluß der Bevölkerung. Allein in dem Zeitraum von 1753 bis 1803 sind in den Akten der Wiener Hofkammer 64 000 Menschen registriert worden, die sich auf der Wanderschaft in die von den Türken befreiten Gebiete Ungarns befanden. Die Gesamtzahl der Siedler liegt jedoch wesentlich höher (etwa 150 000). Das größte Kontingent stellte Lothringen mit 12 583 Siedlern, dann folgte die Pfalz mit 11 073, es folgen das Elsaß mit 4 219, Kurtrier mit 4 037, an fünfter Stelle steht das Saarland mit 3 892 vor Baden mit 2 436 und Bayern mit 1 773.

Die Abwanderer des Saarlandes verteilen sich wie folgt: Stadt Saarbrücken 178, Kreis Homburg 272, Kreis Saarlouis 397, Kreis Ottweiler 401, Kreis St. Ingbert 598, Kreis St. Wendel 571, Kreis Saarbrücken-Land 630 und Kreis Merzig-Wadern mit 845 Personen.



Auswanderungen nach Ungarn und Galizien 1749 — 1803

Am Anfang wurde die Auswanderung nach Ungarn von den deutschen Fürsten nicht behindert. Als aber die Zahl der Siedlungswilligen immer größer wurde und die Landesherren eine Verminderung ihrer Einkünfte befürchteten, wurde die „leichtfertige“ Abwanderung verboten. „Die Straßen“,



so erzählte man sich, „waren voller Menschen, die, mit schwerem Reisegepäck beladen, die Heimat verließen“. Mit der Mißernte im Jahre 1766 waren die Werber gekommen. Im Leyenhof zu Blieskastel war man über die wanderlustige Bevölkerung des Bliestales sehr beunruhigt. Man befürchtete, daß das ganze Ländchen mit Kind und Kegel davonziehe. Um gegen die Heimatflucht nachdrücklich und gemeinsam vorgehen zu können, mußte Kaiser Josef II. auf das Drängen der rheinischen Fürsten am 7. Juli 1768 ein allgemeines Auswanderungsverbot erlassen. Aber der einmal in Bewegung befindliche Strom ließ sich namentlich bei dem hartbedrängten und ausgesogenen Landvolk nicht mehr eindämmen. Die Leute schlichen sich heimlich weg, erschienen ohne Pässe in den Sammellagern in Koblenz und Frankfurt a. M., und deren kaiserliche Kommissare drückten — auf höheren Befehl — ein Auge zu.

Mit aller Sorgfalt bereiteten die Wiener Behörden die gesetzlichen Grundlagen für die Aussiedlung im ungarischen Raume vor. Das kaiserliche Patent, das die kostenlose Zuteilung von Haus und Hof, von Äckern und Gerätschaften, wie die Befreiung vom Militärdienst zusicherte, fand an der Saar ein gutes Echo. Mit den Reisehabseligkeiten auf dem Rücken, mit Schiebekarren oder Bauernwagen zogen sie zum Hauptsammelplatz Regensburg. Unverheirateten Personen weiblichen Geschlechts wurde die Reise nicht gestattet. Viele junge Leute ließen sich daher, noch bevor sie die Auswanderungsschiffe bestiegen, in den Kirchen und Domen der Donaustadt trauen. Wie stark der Andrang war, zeigt nachstehender Auszug des Pfarrbuches der Pfarrei St. Josef in Wien vom Monat Mai 1784:

Trauungen:

2. 5. 1785 Philipp Scholl von Wörschweiler, 25 Jahre alt, und Katharina Hertel von Zweibrücken, 25½ Jahre alt.
 3. 5. 1785 Peter Fuchs von Rischweiler, 25 Jahre alt, und Anna Elisabeth Rausch von Altheim, 33 Jahre alt.

6. 5. 1785 Ludwig Klein von Ottweiler, 25 Jahre alt, und Barbara Schank von Bosen.
 7. 5. 1785 Johann Mathis von Wustweiler, 41 Jahre alt, und Barbara Schneider von St. Wendel, 24 Jahre alt.
 (Zeugen: Johann Blum von St. Wendel und Wilhelm Wahl von Oberlinxweiler).
 9. 5. 1785 Johann Michael Haitrich von Erzweiler, 39 Jahre alt, und Anna Katharina Fürser von Merzweiler, 23 Jahre alt.
 10. 5. 1785 Johann Valentin Sticher von Ottweiler, 23 Jahre alt, und Maria Barbara Millenbacher von Herschweiler, 23 Jahre alt.
 10. 5. 1785 Johann Christian Presser von Ottweiler, 24 Jahre alt, und Sophia Dorothea Grässer von Ottweiler, 26 Jahre alt.
 10. 5. 1785 Johann Geyer von Oberlinxweiler, 39 Jahre alt, und Anna Maria Simon von Grügelborn, 33 Jahre alt.
 10. 5. 1785 Johann Nikolaus Fernand von Ottweiler, 22 Jahre alt, und Elisabeth Margarethe Schanck von Bosen, 30 Jahre alt.
 11. 5. 1785 Konrad Stäl von Assweiler, 31 Jahre alt, und Anna Maria Scheidt von Lutzweiler, 30 Jahre alt.
 12. 5. 1785 Claudius Bonicho von Wirmingen, 25 Jahre alt, und Maria Barbara Stäl von Assweiler, 29 Jahre alt.
 13. 5. 1785 Philipp Schlafmann von Kollweiler, 25 Jahre alt, und Katharina Walther von Bosenbach, 22 Jahre alt.
 15. 5. 1785 Johann Grögl von Altheim, 27 Jahre alt, und Anna Barbara Lang von Röthenberg, 19 Jahre alt.
 16. 5. 1785 Peter Bölling von Bergweiler, 29 Jahre alt, und Elisabeth Krawan von Linxweiler, 24 Jahre alt.
 (Trauzeugen: Peter Prentzler von Eckersweiler und Jodokus Bölling von Bergweiler).
 19. 5. 1785 Nikolaus Ochs von Reinheim, 25 Jahre alt, und Angela Haag von Rubenheim, 18 Jahre alt.
 (Zeugen: Johann Marteng von Zweibrücken und Martin Perschi von Britten).
 19. 5. 1785 Johann Toppstädt von Schwäbisch-Hall, 23 Jahre alt, und Elisabeth Rauch von Gersheim, 32 Jahre alt.
 21. 5. 1785 Ernst Brausch von Britten, 24 Jahre alt, und Magdalena Bäcker von Hentern, 26 Jahre alt.
 (Zeugen: Adam Bayer von Britten und Martin Perschi von Britten).
 21. 5. 1785 Matthias Brausch von Britten, 22 Jahre alt, und Margarethe Weber von Britten, 22 Jahre alt.
 21. 5. 1785 Michael Perschi von Britten, 22 Jahre alt, und Maria Thyser von Saarbörsch, 23 Jahre alt.
 (Zeugen: Johann Adam Bayer von Britten und Martin Perschi von Britten).
 24. 5. 1785 Stephan Müller von Hüttersdorf, 26 Jahre alt, mit Elisabeth Weber von Weißkirch, 23 Jahre alt.
 29. 5. 1785 Johann Christian Wagner von Hausbach, 22 Jahre alt, mit Maria Margarethe Koch von Köllnbach/Baden, 30 Jahre alt.

Die Ulmer Kirchenbücher beider Konfessionen weisen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts „Kopulationen“ von Brautleuten auf, die in nachfolgenden saarländischen Gemeinden beheimatet waren: Alschbach, Außen, Berschweiler, Blieskastel, Breitfurt, Düppenweiler, Ensheim, Etzenhofen, Fechingen, Gersheim, Habkirchen, Hilbringen, Illingen, Nalbach, Ommersheim, Püttlingen, Quierschied, Rohrbach,, Rubenheim, St. Ingbert, Tholey, Walsheim, Wolfersheim. Auch die Ehestandsregister der Stadt Wien enthalten im glei-

chen Zeitraum Ortsangaben von Gemeinden aus dem Saarraum: Altheim, Bergweiler, Blieskastel, Etzenhofen, Friedrichsthal, Fürweiler, Gersheim, Habkirchen, Hangard, Herbitzheim, Heusweiler, Hüttersdorf, Kleinblitterdorf, Krughütte, Mittelbexbach, Nalbach, Neunkirchen, Oberlinxweiler, Ormesheim, Ottweiler, Püttlingen, Reinheim, Rubenheim, Saarbrücken, St. Ingbert, St. Wendel, Schiffweiler, Spiesen, Steinbach, Uchtelfangen, Urexweiler, Wustweiler.

Es gibt andererseits kaum eine donauische Gemeinde, die keine Siedler von der Saar aufgenommen hätte. Besonders stark vertreten waren sie in den Gemeinden Perjamosch, Neu-Beschenowa, Klein-Betschkerek, St. Andrees, Orzidorf im Banat, Neu-Werbaß, Tschervenka und Torschau in der Batschka.

Das Herkunftsgebiet der Einwanderer von Klein-Betschkerek und St. Andrees, Banat:

Saarland, Kreis:	Klein-Betschkerek	St. Andrees	beide Orte
Saarlouis	46	48	94
Saarbrücken	20	31	51
St. Ingbert	6	33	39
Ottweiler	—	22	22
St. Wendel	—	16	16
Merzig	6	—	6
Homburg	—	6	6
zusammen:	78	156	234
Rheinland-Pfalz	204	65	269
übriges Deutschland	33	44	77

„Im Frühjahr 1723“, so schreibt Max Müller, „zogen 300 Familien von harter Wirtschaftsnot und der Unrast der Deutschen getrieben in das Ungarnland. Besonders war es die Gegend von St. Wendel und Tholey, die den Hauptschub der Auswanderer stellte. Die Abwanderung aus dem zwischen Tholey und Lebach gelegenen Bohnental war so stark, daß man diese Gegend bis heute die ‚Türkei‘ nennt. Sie wurden in der öden Gegend um Pergamos (Perjamosch, Banat) in der Nähe der Marosch heimisch. Obwohl die Regierung den Siedlern Land und Darlehen gab, war der Anfang schwer. Doch unsere Leute blieben und machten in schwerer, harter Fron das Land fruchtbar, das dankbar bald Weizen und Wein in Fülle gab. Und als die erste Bresche geschlagen war, da kam im Jahr 1768 ein neuer starker Zuzug von Siedlern aus Kurtrier und Lothringen, denen in den siebziger und achtziger Jahren weitere Schwärme folgten. Die Zahl der St. Wendeler war in der angeführten Gemeinde so stark, daß die Kaiserin Maria Theresia sich eine Rippe aus dem in der Pfarrkirche in St. Wendel ruhenden Leichnam des heiligen Wendalinus erbat, die im Hauptaltar zu Perjamosch beigesetzt wurde“. Der Name der Wendalingasse, den bis heute eine Straße der Gemeinde führt, zeigt an, wo St. Wendeler ihre ersten Häuser erbauten. Die Kirchenbücher dieser Gemeinde, die erst seit 1765 geführt werden, enthalten zahlreiche Namen und Heimortorte saarländischer Siedler, Huy aus Alweiler bei St. Wendel, Joachim, Jost, Kuhn, Stegmayer und Zillich aus Bliesen, Wahl aus Eppelborn, Huber aus Furschweiler, Weicherding aus Grügelborn, Besch aus Hasborn, Leblang aus Sotzweiler, Bros, Junker, Thill und Zimmer aus Tholey und Cetto, Demuth und Schlick aus St. Wendel.

Die starke Beteiligung saarländischer Siedler an dem Kolonistenwerk der Habsburger widerspiegelt sich auch in Sprache, Brauchtum und Sitte. Es sei dabei auf die Arbeiten der Sprachforscher Hans Hagel, Dr. Hans Bojar, Prof. Dr. H. F. Schmidt, Dr. Weidlein und Dr. Franz Kräuter verwiesen. Der

ehemalige Direktor der Saarbrücker Hochschule für Lehrerbildung, Dr. E. Christmann, erforschte die donauischen Gemeinden Orzidorf und Neu-Beschenowa und stellte fest, daß die Gemeinde Orzidorf den Dialekt der südlichen Blies- und Saargegend, Neu-Beschenowa aber die Mundart von Saarlautern-Merzig spricht. Der Reichstagsabgeordnete Hermann Hofmann erzählt in seinen Reiseerinnerungen „Bei den Pfälzern im Banat“, daß er, wenn er seinen Bliesland-Dialekt sprach, als heimischer Banater gehalten wurde.

Die Verbindungen mit der alten Heimat blieben auch nach der Abwanderung noch lange erhalten. Briefe wanderten die Donau auf- und abwärts. Manche Bauerntruhe barg Gebetbücher, eine alte Bibel und fein säuberlich zusammengebundene Briefe und Schriften aus der Väterheimat als liebes, wertvolles Andenken.

Mit dem Kommen neuer Generationen lösten sich langsam die Bande. Dazu kam die kleindeutsche Politik des Reiches, die Österreich aus dem deutschen Staatenbund verdrängte. Es wurde damit gezwungen, der Errichtung des Doppelstaates Österreich-Ungarn zuzustimmen. Die deutschen Siedlungsgebiete im pannonischen Raum wurden Ungarn überantwortet, und aus den einstigen Reichsbürgern wurden Auslandsdeutsche. Das kulturelle Erbe aber blieb in den Zeiten der Vereinsamung der alleinige Kraftquell in der Selbsterhaltung des völkischen Daseins. Es ist das unbestreitbare Verdienst des Leiters der Heimatstelle Pfalz, Dr. Fritz Braun, die Bande der Freundschaft zwischen den Menschen der alten und neuen Heimat fester geknüpft zu haben. Geschichtler, Sprachforscher und Volkskundler entdeckten die Deutschen an der Donau wieder. Forschungsreisen und Lehrfahrten wurden unternommen. Donauische Dichter und Politiker erwiderten den Besuch und brachten in ihren Vorträgen und Lesungen die Siedlungs- und Pionierarbeit der deutschen Auswanderer wieder in Erinnerung. Zahlreiche Saarländer haben während des zweiten Weltkrieges in den gastlichen Häusern der Donauischen herzliche Aufnahme gefunden.

Im Herbst 1944 setzte der große Zug der Flüchtlinge und Vertriebenen ein. Von den 1,6 Millionen Deutschen im Donaauraum leben noch 550 000 in den Nachfolgestaaten der Donaumonarchie, 650 000 fanden in der Bundesrepublik und in Österreich Aufnahme, etliche zogen in die Neue Welt, viele sind nicht mehr. Im Saarland haben etwa 1 500 Arbeit, Brot und Heimat gefunden. Tore und Herzen taten sich auf und erleichterten den Heimkehrern die Eingliederung.

2. Auswanderer aus dem Kreis St. Wendel in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Name	Zahl der Familienmitglieder / Beruf	Herkunftsort	Zeit und Ziel der Auswanderung
Marx Johann	4 P. Bauer	Alweiler	1784 Banat
Baumichen Johann	5 P. „	„	1784 „
Willig Johann	4 P. „	„	1784 „
Schmidin Magdalena	—	Baltersweiler	1766 „
Lauterborn Johann	7 P. Bauer	„	1782 Galizien
Waltner Michael	—	Bergweiler	1764 Banat
Wohn Michael	10 P. „	„	1784 Galizien
Stehl Bernhard	6 P. „	„	1784 „
Schwingl Johann	2 P. „	„	1784 „
Theobald Nikolaus	7 P. „	„	1784 Ung. od. Galizien

Name	Zahl der Familien- mitglieder / Beruf	Herkunftsort	Zeit und Ziel der Auswanderung
Regett Johann	— —	Bliesen	1764 Banat
Laub Johann	— —	"	1764 "
Schneider Peter	— —	"	1764 "
Rottgärber Matthias	— —	"	1764 "
Hans Matthias	— —	"	1764 "
Walter Johann	— —	"	1764 "
Laub Jacob	— —	"	1764 "
Jost Jacob	— —	"	1764 "
Maurer Wilhelm	— —	"	1764 "
Junker Johann	— —	"	1764 "
Schönhof Peter	— —	"	1764 "
Selgrat Johann	— —	"	1766 "
Groß Caspar	— —	"	1766 "
Staub Matthias	— —	"	1766 "
Schmid Peter	— —	"	1766 "
Winkler Tielman	— —	"	1766 "
Wolter Anton	— —	"	1766 "
Petri Matthias	— —	"	1766 "
Kirz Chatarina	— —	"	1766 "
Kobing Johannes	— —	"	1766 "
Tetl Hans Niclas	— —	Bosen	1766 "
Reitenwald Peter	— —	"	1766 "
Klein Balthasar	— —	"	1766 "
Hassenteibel Wilhelm	— —	"	1766 "
Kremer Elisabeth	— —	"	1766 "
Kollet Anna Maria	— —	"	1766 "
Klein Magdalena	— —	"	1766 "
Bock Theobald	3 P. Bauer	"	1784 Batschka
Straß Niclas	6 P. "	"	1784 Ungarn
Caspari Franz	5 P. "	"	1784 "
Schorr Johann	3 P. "	"	1784 "
Bruck Peter	6 P. "	"	1784 "
Dietzler Johann	7 P. "	"	1784 "
Bonkel Niclas	3 P. "	"	1784 "
Staub Paul	8 P. "	"	1784 "
Nellenbacher Joseph	— —	Bottwiese-Urweil	1764 Banat
Straub Joseph	— —	Braunshausen	1766 "
Straub Niclas	— —	"	1766 "
Eres Philipp	— —	"	1766 "
Bart Hans Peter	— —	"	1766 "
Pühl Matthias	— —	"	1766 "
Schwarz Nikolaus	— — Bauer	Bubach	1785 Ungarn
Jung Bernhard	2 P. "	Dörrenbach	1785 "
Müller Nikolaus	2 P. "	"	1785 "
Hess Jacob	— —	Eisen	1764 Banat
Haigner Peter	— —	"	1764 "
Pott Johann	— —	"	1764 "
Lehr Peter	— —	"	1764 "
Kirsch Johannes	— —	"	1766 "
Wentzler Franz	— —	"	1766 "
Schod Adam	— —	"	1766 "
Zenner Johannes	— —	"	1766 "

Name	Zahl der Familien- mitglieder / Beruf	Herkunftsort	Zeit und Ziel der Auswanderung
Wittermiller Johannes	— —	Eisen	1766 Banat
Heber Johannes	— —	"	1766 "
Gremer Peter	— —	"	1766 "
Kreutzer Matthias	— —	"	1766 "
Ladeburg Matthias	— —	"	1766 "
Bod Johann Jacob	— —	"	1766 "
Bod Hans Adam	— —	"	1766 "
Miller Maria Barbara	— —	"	1766 "
Veith Johannes	— —	"	1766 "
Schweich Niclas	5 P. Bauer	"	1784 Batschka
Schweig Peter	5 P. "	"	1784 "
Kremer Michael	— —	"	1765 Banat
Weeber Peter	8 P. Bauer	Eisweiler	1784 Batschka
Rastweiller Adam	6 P. "	"	1784 "
Bernhart Johann	— —	Freisen	1764 Banat
Bernhard Johann	— —	"	1764 "
Wall Peter	— —	"	1764 "
Weber Johann Adam	— —	"	1764 "
Tineß Jacob	— —	"	1764 "
Alles Peter	— —	"	1766 "
Weisenbach Jacob	— —	"	1766 "
Schuhmacher Michel	3 P. Bauer	"	1783 Galizien
Staalschmid Peter	5 P. "	Gehweiler	1784 "
Simon Heinrich	— —	Gonnesweiler	1765 Banat
Besch Johann	— —	Hasborn	1764 "
Engel Bernhard	8 P. Bauer	"	1784 "
Langendorffer Gertraud	3 P. —	"	1784 "
Zart Jacob	6 P. Bauer	"	1784 "
Lambrecht Niclas	7 P. Bauer	"	1784 "
Maldinier Peter	6 P. "	"	1784 "
Hermes Matthias	3 P. "	"	1784 "
Till Jacob	— —	Heisterberg	1764 "
Niederkorn Johann	7 P. —	"	1784 Ungarn
Fettler Johann	5 P. —	"	1784 "
Magnette Peter	4 P. —	"	1784 "
Schuster Adam	2 P. Bauer	Hofeld	1768 Banat
Groß Niclas	— —	Lindscheid	1764 "
Maurer Friedrich	— —	Marpingen	1764 "
Klein Michl	— —	"	1764 "
Klein Stephan	— —	"	1764 "
Wind Peter	— —	"	1764 "
Thiost Melchior	— —	"	1764 "
Bild Jacob	— —	"	1764 "
Straß Peter	— —	"	1764 "
Brunder Johann	— —	"	1764 "
Staub Niclas	— —	"	1764 "
Kremer Johann	— —	"	1764 "
Bürkenring Hans Adam	— —	"	1765 "
Keller Valentin	— —	"	1765 "
Schmid Peter	— —	"	1765 "
Reys Johann	— —	"	1768 Batschka
Herbst Theobald	6 P. Bauer	Marth	1784 Galizien

Name	Zahl der Familien- mitglieder / Beruf	Herkunftsort	Zeit und Ziel der Auswanderung
Lauer Jacob	—	Mauschbach	1765 Banat
Stein Michel	3 P. Bauer	Mainzweiler	1784 Galizien
Pissier Jacob	—	Neipel	1764 Banat
Tezler Jacob	—	"	1764 "
Günter Johann	—	"	1765 "
Mayer Martin	—	"	1765 "
Günter Johann, d. Sohn	—	"	1765 "
Dingl Heinrich	—	"	1765 "
Klein Georg	6 P. Bauer	Niederlinxweiler	1783 Galizien
Wendling Georg	7 P. "	"	1783 "
Wassung Friedrich	8 P. Maurer u. Bauer	"	1783 "
Senft Nicolaus	7 P. Bauer	"	1784 Ungarn
Eins Georg Jacob	7 P. "	"	1784 Batschka
Badinger Andreas	3 P. "	"	1786 Ungarn
Gonegam Michael	4 P. "	Nohfelden	1784 "
Werkhäuser Wilhelm	6 P. "	"	1785 "
Fridrich Matthias	—	Nonnweiler	1764 Banat
Mayer Peter	—	"	1764 "
Villar Franz	—	"	1766 "
Holz Johannes	—	"	1766 "
Vendl Michael	—	"	1766 "
Detampl Jacob	—	"	1766 "
Detampl Johannes	—	"	1766 "
Detampl Michl	—	"	1766 "
Petri Peter	—	"	1766 "
Heber Michel	6 P. —	"	1768 "
Bauer Matthias	5 P. —	"	1768 "
Stahl Bernard	6 P. Zimmermann und Bauer	Oberlinxweiler	1783 Galizien
Wagner Georg	2 P. Bauer	"	1784 "
Stephan Johannes	—	Otzenhausen	1766 Banat
Girge Peter	—	"	1766 "
Girge Johannes	—	"	1766 "
Hod Emmerich	—	"	1766 "
Tibau Adam	—	"	1766 "
Brun Johann Adam	—	"	1766 "
Wagner Peter	—	"	1766 "
Wagner Johann Michel	—	"	1766 "
Wagner Johannes	—	"	1766 "
Wilhelm Matthias	—	"	1766 "
Drakur Johannes	—	"	1766 "
Kirsch Peter	—	"	1766 "
Hanerkurt Jacob	—	"	1766 "
Rotgerber Cornelius	—	"	1766 "
Disman Christian	—	"	1766 "
Welker Johann	—	"	1766 "
Welker Johannes	—	"	1766 "
Heidinger Johann Georg	—	"	1766 "
Tildgen Matthias	—	"	1766 "
Nelinger Peter	—	"	1766 "
Teschter Peter	—	"	1766 "
Marschand Stephan	—	"	1766 "

Name	Zahl der Familien- mitglieder / Beruf	Herkunftsort	Zeit und Ziel der Auswanderung
Sifrid Christoph	—	Remmesweiler	1764 Banat
Platner Hans	—	"	1764 "
Kübl Conrad	—	"	1765 "
Sturm Wendel	—	St. Wendel	1766 "
Hennrizin Magdalena	—	"	1768 "
Müller Anton	5 P. Bauer	"	1769 "
Wagner Peter	4 P. "	"	1769 "
Brockner Johann	2 P. "	"	1783 Galizien
Funk Johann	5 P. "	"	1783 "
Blättling Peter	5 P. "	"	1784 Banat
Burgard Peter	2 P. "	"	1784 "
Bauer Niklas	3 P. "	"	1784 "
Schwan Jacob	5 P. "	"	1785 Ungarn
Beckerin Angelika	5 P. "	"	1785 "
Lermerin Anna Maria	4 P. "	"	1785 "
Langenfeld Johann	—	Schwarzenbach	1764 Banat
Kolin Niclas	—	"	1764 "
Rottgärber Peter	—	"	1764 "
Arend Michl	6 P. Bauer	"	1784 Galizien
Recktenwald Michael	6 P. "	"	1784 Ungarn
Staub Peter	6 P. "	"	1784 "
Simon Peter	—	Sitzerath	1766 Banat
Geyer Joseph	—	"	1766 "
Lett Christoph	6 P. Bauer	"	1784 "
May Matthias	4 P. "	"	1784 "
Müller Matthias	7 P. "	"	1784 "
Thumi Niclas	2 P. "	"	1784 "
Schnitz Michael	—	Sötern	1766 "
Holz Christian	—	"	1766 "
Schmid Johann Peter	—	"	1766 "
Welker Matthias	—	"	1766 "
Conrad Niclas	—	"	1766 "
Götz Heinrich	—	"	1766 "
Kron Paulus	—	"	1766 "
Welker Peter	—	"	1766 "
Welker Sebastian	—	"	1766 "
Welker Johannes	—	"	1766 "
Welker Niclas	—	"	1766 "
Conrad Claus	—	"	1766 "
Conrad Michael	—	"	1766 "
Götz Philipp Jacob	—	"	1766 "
Bart Niclas	—	"	1766 "
Bart Johannes	—	"	1766 "
Kunz Abraham	8 P. Bauer	"	1784 Galizien
Purpes Franz Karl	3 P. "	"	1785 Ungarn
Wurz Johann	6 P. "	"	1785 "
Ebersold Christian	5 P. "	"	1785 "
Tetzler Kilian	—	Sotzweiler	1764 Banat
Kollmann Jodocus	—	"	1764 "
Kühn Johann	—	"	1764 "

Name	Zahl der Familien- mitglieder / Beruf	Herkunftsort	Zeit und Ziel der Auswanderung	
Klein Johann	— —	Sotzweiler	1764	Banat
Zimer Johann	— —	"	1764	"
Haubschied Hubert	— —	"	1764	"
Groß Niclas	— —	"	1764	"
Didie Peter	— —	"	1764	"
Khün Sebastian	— —	"	1764	"
Schmid Niclas	— —	"	1764	"
Groß Anna Margarethe	— —	"	1764	"
Raber Peter	— —	"	1764	"
Maurer Georg	— —	"	1764	"
Kreideling Margarethe	— —	"	1764	"
Maurer Matthias	— —	Steinbach	1767	"
Miller Peter	— —	"	1767	"
Reidinger Niclas	2 P. Bauer	"	1784	Galizien
Weidinger Matthias	2 P. "	"	1784	"
Schreiner Barbara	2 P. "	"	1784	"
Anker Josef	2 P. Kaminfeger	"	1784	"
Sitz Johann Adam	2 P. Bauer	"	1784	"
Wardmanns Friedrich	8 P. "	"	1784	Ungarn
Daniel Niclas	— —	Steinberg	1764	Banat
Peter Martin	— —	Theley	1764	"
Nellius Anton	— —	"	1764	"
Peter Matthias	— —	"	1764	"
Thill Peter	— —	Tholey	1752—1754,,	"
Georg Johann	— —	"	1765	"
Schneberger Johann	— —	"	1765	"
Miller Theobald	— —	"	1765	"
Raber Stephan	— —	"	1765	"
Omayer Johann	— —	"	1765	"
Korb Theobald	— —	"	1765	"
Prefur Christian	— —	"	1765	"
Fischer Peter	— —	"	1765	"
Memheld Anton	— —	"	1765	"
Kayer Stephan	— —	"	1765	"
Peling Johann	— —	"	1765	"
Sonst Ludwig	6 P. Ackermann	"	1769	"
Philipie Peter	— —	Urexweiler	1752—1754,,	"
Keller Jacob	— —	"	1752—1754,,	"
Weiland Anton	— —	Urweiler	1765	"
Bild Johann	— —	Winterbach	1765	"
Petz Nickl	— —	"	1765	"

3. Das „Tomé-Kreuz“ in Marpingen

Johannes Thome wanderte im 18. Jahrhundert mit anderen Landsleuten zusammen an die mittlere Donau, um sich hier mit seiner Familie eine neue Existenz aufzubauen. Schon war das Haus erstellt und die junge Saat grünte auf den Feldern, als die Frühjahrsüberschwemmung die Mühe und Arbeit vieler Jahre vernichtete. Enttäuscht verließ er die Hofstelle und kehrte zurück nach Marpingen. In Dankbarkeit für die glückliche Heimkehr errichtete er das Kreuz. Es trägt die Inschrift: Johannes Tomé, 1777.



Thome-Kreuz
in Marpingen

4. In der Heimat der Ahnen

Still und friedlich lag die Gemeinde Bergweiler im Sonnenschein eines Spätherbsttages. Alles strahlte Ruhe aus. Nur ich war voller Spannung und Unruhe, als ich den Heimatort meiner Ahnen betrat. Vor 200 Jahren war der Namensträger meiner Sippe, Michael Waldner, von hier ausgezogen, um sich im fernen „Hungarn“ einen Bauernhof zu erwerben. Ganz deutlich sah ich den Wagen mit den Habseligkeiten der Abwandernden vor meinem geistigen Auge über die holprigen und unwegsamen Straßen fahren. Sie verließen sicher nicht leichtfertig die Heimat, das Land der Väter.

Die Familie des Kolonisten Michael Waldner hatte sich nicht allein auf den Weg gemacht. Eine größere Zahl „lothringischer“ Landsleute schloß sich zu einer Reisegruppe zusammen, um leichter die ungewohnten und ungewissen Verhältnisse im fremden Land meistern zu können. Der Weg führte über Mainz, Frankfurt a. M., Würzburg, Nürnberg zum Hauptsammelort Regensburg. Hier bestiegen sie die „Kehlheimer Plätten“ und fuhren stromabwärts der alten Kaiserstadt zu. In den Listen der Wiener Hofkammer vom 22. 5. 1764 finden wir die Namen der Reisegruppe angeführt. Es handelt sich

dabei um die Familien nachstehender Siedler: Michael Waldner aus Bergweiler, Kilian Tezler und Jodocus Kollmann aus Sotzweiler, Niclas Hippier aus Eppelborn, Martin Peter aus Theley, Niclas Groß aus Lindscheid, Jacob Pulch aus Thalexweiler, Jacob Pissier und Jacob Tetzler aus Neipel, Ruppert Philippi und Johann Titschen aus Steinbach, Johann Klein und Johann Kühn aus Sotzweiler, Matthias Peter aus Theley und Johann Zimmer aus Sotzweiler.

Nach einer kurzen Ruhepause ging die Fahrt weiter auf der Donau nach Pantschowa, wo das Reisegepäck auf Ochsenwagen umgeladen und auf dem Landwege in die Bestimmungsorte gebracht wurde. Die oben angeführte Reisegruppe wurde fast vollständig in der Heidegemeinde Groß-Jetscha angesiedelt. Jeder erhielt ein eigenes Haus, das Ackerland für einen Bauernhof und die notwendigen Gerätschaften.

Als im Jahre 1944 der große Strom der Vertriebenen nach Westen zog, war auch meine Familie dabei. Wir kamen zuerst nach Österreich. Als die Zeit drängte und wir uns für eine endgültige Bleibe entscheiden mußten, wählten wir als neue Heimat das Auswanderungsland unserer Ahnen. Mit bangem Herzen fuhren wir über die Grenze und klopfen zaghaft am Tor des alten Vaterhauses. Uns quälte die Frage nach Aufnahme, Anstellung und Zukunft unserer Kinder. Auch wir hatten wie die abwandernden Ahnen manche Schwierigkeit zu überwinden, aber liebevolle Hilfe vieler Menschen hat uns das Einleben erleichtert.

5. Aus einem Brief

„Ich kann mir es nicht versagen zu erzählen, daß ich auf der Fahrt durch die Urheimat der Junker, das Saarland, zu der Vermutung, ja fast schon zu der Überzeugung gekommen bin, daß meine Junker-Ahnen und die der Frau Endres, ja möglicherweise auch die Peter Barths aus einem Dorfe stammen. Du wirst nicht glauben, aber in Neipel, wo das angebliche Stammhaus noch steht, versicherte man mir, daß ihm benachbart, drüben überm Bach, das Stammhaus der Endres stand. Ein Junker hat es durch Erbschaft erworben und war gerade mit dem Abbruch fertig. Wir suchten in den Steinhäufen nach dem Stein, der über der Haustüre saß und in dem der Name Endres eingemeißelt war. Gar nicht auf eine solche Überraschung gefaßt, betrat ich, noch ehe ich bei dem Junker den Besuch machte, den Friedhof des Kirchdorfes Scheuern, zu dem das nahe (2 km) Neipel gehört. Dort fand ich dann auf den Grabsteinen die Junker, die Endres und unter vielen anderen im Banat vorkommenden Namen auch die Namen Barth. Es sind Wegzeichen der Geschlechter auf ihrem Gang durch die Zeit.

Wenn es mir auch gelang, in den Orten um Scheuern viele im Banat vorkommende Namen zu entdecken, auf den Grabsteinen in Scheuern fand ich besonders viele: Wilhelm, Scherer, Schnur, Petry, Paulus, Klein, Friesenhahn, Backes, Reis, Ernst, Adam. Als ich durch Scheuern fuhr und in die Gesichter der Menschen sah, war mir's, als ob ich durch eines unserer Heidedörfer führe. Da ich auf solche Überraschungen nicht gefaßt war, sondern nur in das Saarland gefahren war, um die Urheimat der Junker zu sehen, wurde mir diese Entdeckung zum Erlebnis. Ich fand so viel Freude daran und ich bin noch jetzt, wenn ich davon berichten darf, ergriffen, daß ich die Urheimat so vieler Banater Familien entdecken durfte. Ich will Dir nun noch die vielen dort vorgefundenen und auch bei uns im Banat vorkommenden Namen hierher schreiben. Vielleicht entdeckst Du mit Hilfe Deiner Eltern noch weitere Merkwürdigkeiten. Die Namen sind folgende: Cochems, Alt-

meyer, Kockler, Lenhardt, Ehl, Görres, Schiltz, Calbus, Six, Kannengieser, Stock, Klemm, Reis, Ernst, Adam, Engel, Kron, Momper, Gerlach. (Diese Namen hatten wir in Marienfeld). Die weiteren Namen kommen sonst im Banat vor: Recktenwald, Scharb, Bohn, Burger, Neurohr, Kappes, Stephan, Gerber, Uhl, Siller, Haßdenteufel, Roos, Weißgerber, Dellwet, Mersdorf, Paulus, Dupré, Laub, Friesenhahn, Lauer, Anton, Fuchs, Kreuter, Heinrich, Marx, Diewald (Dewald), Niklas, Sauer, Reinhard, Lemmer, Birkenheuer, Glas, Bock, Brenner, Brandenburg, Konz.“

6. St. Wendelin, Volksheiliger der Donaudeutschen

In der Zeit der früh- und mittelalterlichen Kolonisationsperiode verbreitete sich die St.-Martin-Verehrung mit den fränkischen und alemannischen Siedlern über ganz Mittel- und Ostdeutschland. St. Wendel ist erst im Spätmittelalter, nach der ersten ostdeutschen Siedlungsbewegung, wirklicher Volksheiliger geworden. Als aber um 1700 eine neue Auswanderungswelle anhebt, steht die Wendelini-Verehrung in voller Blüte. So zieht St. Wendelin mit den fränkischen Auswanderern in alle Neulandgebiete. Er begleitet die pfälzischen Bauern nach Amerika, er betreut seine alten Schutzbefohlenen auf dem Wanderweg an die mittlere Donau und findet mit ihnen eine neue Heimat in zahlreichen Kirchen und Kapellen.

Im pannonischen Raum, wo Land- und Viehwirtschaft erste und einzige Beschäftigung waren und wo unter fremdem Himmel die Siedler in ihren großen Bauernsorgen eines himmlischen Anwaltes bedurften, wurde er Beschützer und Patron der Donaudeutschen.

Die wichtigsten Wendelin-Patrozinien finden wir in Almas-Kamaras, Egerszalek, Fegyvernek, Füzesabony, Kirva, Zamoly, Miklopuszta, Mosonszentmiklos, Pusztasomorja, Osli, Vargsztes, Apar, Bezedek, Nagy-Arpad, Paks Püspökbagad, Balinka, Gant, Mor, Attala, Bezere, Bize, Dravatamasi, Göllje, Kaposhomok, Kardosret, Kisganna Nagcos, Pusztaszemes, Somogyicsicse, Somogyharsagy, Sümigisehi, Szentjakabfa, Szörcsenypuszta, Szomajom, Tüskevar, Türje, Wendelhegy, Zselickifalud, Tatarszentgyörgy. In Jugoslawien finden wir St. Wendel als Kirchenpatron in folgenden Gemeinden: Calma, Weißkirchen, Gronja, Jagodnjak, Javovo, Jarmina, Zemun-Novigrad; in Rumänien in Neubeschenowa, Bethlenhausen, Bogarosch, Gisela, Hatzfeld, Lindenfeld, Livada-Baumgarten, Groß-St.-Nikolaus, Ofsanitz, Percosowa, Guttenbrunn, Neupetsch.

In zahlreichen Gemeinden des Donauraumes war der St.-Wendel-Tag ein Feiertag, an dem Viehsegnungen und die Salzweihe stattfanden. Wer an diesem Tage zu arbeiten wagte, wurde bestraft. So mußten Feiertagsschänder in der Gemeinde Bogarosch/Banat 5 Pfund Wachs an die Kirche bezahlen und sich noch obendrein einer Gemeindestrafe unterwerfen.

St.-Wendelin-Reliquien befinden sich in Bethhausen und Perjamosch. Wallfahrtsheiliger war St. Wendelin im Bistum Temeschwar in Neubeschenowa, Lindenfeld, Livada, im Bistum Tirnau in der Umgebung von Preßburg. / Nach Selzer.

Man behauptet, die Welt werde durch Zufall regiert. Das aber weiß ich, daß die Zahlen uns belehren, ob sie gut oder schlecht regiert werde.

Goethe

Oweds am Brunne

Oweds an de Brunne gehn
un de Sandkruch fille,
eemoll norr mecht ich dort stehn
un mei Dorscht noch stille!

Eemoll noch die Hand ans Rohr
so wie domolls halle,
daß die Troppe, glittrich klor,
in die Kauschl falle.

Domolls' — War's net gischer gween?
Johre sin wie Stunne. —
Tief im Wasser leit e Steen,
tiefer is de Brunne...

Die Akaze dufte schwer
un es Dorf werd stiller;
aus me Garte schallt bis her
noch e Amschltriller.

Eener dengt noch die Sens.
Herz, fangscht an zu tolle,
weil du weescht, 's kummt ooch eens
frisches Wasser holle!

Frisches Wasser, Duft un Tau
dann im Blummegarte.
Morje owed! Awwer schau,
loß mich net lang warte!...

Wie die Johr so schnell vergehn,
die mei Kruch ball fille. —
Eemoll norr mecht ich dort stehn
un mei Dorscht noch stille!

Hans Wolfram Hockl

Aus „Die Donaudeutschen an der Saar“ (Homburg, 1962)
Mit Erlaubnis der Donaudeutschen Landsmannschaft in Homburg

Aus dem Verwaltungsbericht des Landkreises St. Wendel 1965

A. Bevölkerungsbewegung

(Nach den Angaben des Statistischen Amtes des Saarlandes)

Wohnbevölkerung am 1. 1. 1965	92 275
Zunahme insgesamt	+ 596
und zwar:	
Geburtenüberschuß	+ 873
Wanderung:	
Zuzüge	3 760
Fortzüge	4 037
Wanderungsgewinn	— 277
Wohnbevölkerung am 31. 12. 1965	92 871
davon männlich	45 190
davon weiblich	47 681
<hr/>	
Eheschließungen	623
Lebendgeborene	1 756
Gestorbene	883
davon im 1. Lebensjahr	39
unter 28 Tagen	32

Auf 1 000 Einwohner	Saarland	Kreis
Eheschließungen	9,0	6,7
Lebendgeborene	17,9	18,9
Gestorbene	10,2	9,5
Säuglingssterbefälle		
auf 100 Lebendgeborene	2,7	2,2

B. Landrätliche Verwaltung

I. Staatshoheitsangelegenheiten

1. Standesamtsaufsicht

Es mehren sich die Fälle der standesamtlichen Tätigkeit mit Auslandsberührung und damit auch die Anwendung ausländischen Rechts, ausländischer Beurkundungsgrundsätze und Arbeiten, die sich aus internationalen Vereinbarungen ergeben. Durch Gesetz vom 15. 1. 1965 hat der Bundestag dem Übereinkommen vom 14. September 1961 über die Erweiterung der Zuständigkeit der Behörden, vor denen nichteheliche Kinder anerkannt werden können (Konvention 5) und dem Übereinkommen vom 12. 9. 1962 über die Feststellung der mütterlichen Abstammung nichtehelicher Kinder (Konvention 6) zugestimmt und zugleich eine zur Ausführung der Übereinkommen erforderliche Zuständigkeitsregelung getroffen. Beide Übereinkommen sind am 24. Juli 1965 in Kraft getreten. Die Konvention 5 regelt die Zuständigkeit von Behörden, vor denen der Angehörige eines Vertragsstaates in einem anderen Staat rechtswirksame Erklärungen nach seinem Heimatrecht abgeben kann; die Konvention 6 soll in den Vertragsstaaten eine Rechtsangleichung für die Feststellung der mütterlichen Abstammung nichtehelicher Kinder bringen.

Die Standesamtsaufsicht hat bei zahlreichen Berichtigungsfällen mitgewirkt. Die Personenstandszweitbücher wurden fortgeführt. Es wurden 3 Standesbeamte und 2 Standesbeamten-Stellvertreter bestellt. Jeweils im Frühjahr und Herbst fanden für die Standesbeamten, die Stellvertreter und Mitarbeiter Schulungen statt.

2. Staatsangehörigkeitswesen

Für 11 Personen ist im vergangenen Jahr die Einbürgerung beantragt worden. Aus dem Vorjahre sind noch 11 Einbürgerungsanträge anhängig. Genehmigt wurden 5 Einbürgerungsanträge. 10 Ausländerinnen haben bei der Eheschließung durch Abgabe einer Erklärung die deutsche Staatsangehörigkeit erworben. Für 57 Personen wurden Staatsangehörigkeitsausweise und für 3 Personen Heimatscheine ausgestellt.

3. Paßwesen

Es wurden an Pässen neu ausgestellt: 277 Einzelpässe, 13 Familienpässe, 5 Fremdenpässe, 4 internationale Reiseausweise und 1 102 Kinderausweise. Verlängert wurden: 104 Einzel- und Familienpässe, 4 Fremdenpässe, 9 internationale Reiseausweise und 77 Kinderausweise.

Zwecks Übernahme von Personen aus dem polnisch besetzten Gebiet wurden 59 Anträge bearbeitet. Aus den übrigen Ostblockstaaten wollten 17 Personen in das Bundesgebiet. Der Bundesminister des Innern hat die Übernahme für 61 Personen genehmigt. Für Verwandtenbesuche aus Ostblockstaaten sind in 45 Fällen (davon 14 Fälle aus Jugoslawien) zur Erteilung der Einreisegesichtvermerke Unbedenklichkeitsbescheinigungen ausgestellt worden.

4. Ausländerpolizei

Das neue Ausländergesetz vom 28. April 1965 trat vorbehaltlich verschiedener Ermächtigungsvorschriften am 1. Oktober 1965 in Kraft.

Die Zahl der sich im Kreisgebiet aufhaltenden Ausländer wächst von Jahr zu Jahr. Am 30. 6. 1965 sind im Kreis St. Wendel 881 Ausländer ansässig gewesen. Es wurden 344 Aufenthaltserlaubnisse neu erteilt bzw. verlängert. 2 Ausweisungen wurden verfügt und durchgeführt, weil die Ausländer nicht im Besitze von gültigen Nationalpässen waren.

5. Ehrungen und Glückwünsche

Mützenmachermeister i. R. Carl Colling, St. Wendel, wurde mit der Verdienstmedaille des Verdienstordens der Bundesrepublik ausgezeichnet. Das Bundesverdienstkreuz Erster Klasse erhielt Oberstudienrat a. D. Gottfried Zepp, St. Wendel. Aus Anlaß der Vollendung des 90. Lebensjahres und älter wurden 63 Glückwunschschreiben übermittelt. Glückwünsche wurden ferner übermittelt bei einer eisernen Hochzeit, 4 diamantenen und 37 goldenen Hochzeiten.

6. Behördliche Namensänderungen

Für ein Ehepaar und deren 4 minderjährige Kinder wurde ein Antrag auf Änderung des Familiennamens bearbeitet und durch den Minister des Innern genehmigt. Die Genehmigung wurde ausgesprochen, weil der bisherige Name in Schreibweise und Ausspruch die Namensträger im Alltag behinderte.

II. Kreisrechtsausschuß

Der Kreisrechtsausschuß verhandelte im Berichtsjahr in 20 Sitzungen. Aus dem Vorjahre lagen noch 34 Widersprüche vor und 1965 kamen 128 dazu, so daß 162 Widersprüche zur Erledigung anstanden. Durch Rücknahmen, Vergleich usw. wurden 38 Fälle erledigt. 58 Widersprüche wurden als unzulässig bzw. unbegründet zurückgewiesen. In 13 Fällen erging eine zustimmende Entscheidung. Gegen

sieben Entscheidungen des Kreisrechtsausschusses ist Klage vor dem Verwaltungsgericht erhoben worden.

Die anhängig gewesenen Widersprüche verteilen sich auf die Sachgebiete wie folgt: Baurecht 103, allgemeines Polizeirecht 13, Grundstücksrecht 2, Sozialrecht 11, Kommunalrecht 31 und Straßenverkehrsrecht 2.

III. Gemeindeaufsicht

1. Wahlen

Die am 27. 6. 1965 stattgefundenen Landtagswahlen brachten im Kreis St. Wendel folgendes Ergebnis:

Wahlberechtigte insgesamt	60 358
Abgegebene Stimmen	53 186
Gültige Stimmen	51 739

Von den 51 739 gültigen Stimmen entfielen auf die

CDU	26 906
SPD	19 072
FDP/DPS	2 130
DDU	1 567
SVP/CVP	2 064 Stimmen

2. Vermögensveräußerungen

Die Gemeinden des Kreises haben im vergangenen Jahr 1965 579,67 ha gemeindlichen Grundbesitz veräußert. Die Genehmigungen gemäß § 78 GO wurden hierzu erteilt.

3. Aufforstungen

Für eine Gesamtfläche von 3 058,72 ha wurden insgesamt 19 Aufforstungserlaubnisse erteilt.

4. Darlehensgenehmigung

Zu 155 Darlehensanträgen wurden gemäß § 94 der Gemeindeordnung Genehmigungen erteilt.

5. Finanzwesen der Gemeinden

Die Rechnungsabschlüsse des Jahres 1965 zeigten bei 70 Gemeinden einen Sollüberschuß von zusammen 2 160 233,22 DM. Lediglich bei 4 Gemeinden brachte der Rechnungsabschluß einen Sollfehlbetrag von insgesamt 29 729,70 DM. Die Schlüsselzuweisungen beliefen sich auf netto 16 637 969,— DM, die Finanzausgleichsumlage auf 4 696 583 DM. Die Gesamtverschuldung der Gemeinden betrug zu Beginn des Jahres 25 514 151,56 DM. Neu aufgenommen wurden an Darlehen 7 057 897 DM. Die Gesamtverschuldung der Gemeinden betrug am Ende des Jahres 30 857 863,16 DM.

IV. Kreispolizeibehörde

1. Verkehrsunfälle

Im Kreis St. Wendel wurden im Jahre 1965 475 Verkehrsunfälle gemeldet. 318 Unfälle waren mit Personen- und Sachschaden und 157 mit Sachschaden verbunden. 23 Menschen wurden bei Verkehrsunfällen getötet, schwer verletzt wurden 193 und leicht verletzt 248 Personen.

2. Verkehrsübertretungen

1 337 Verkehrsübertretungsstrafanzeigen wurden bearbeitet und an die zuständigen Amtsgerichte weitergeleitet. In 4 Fällen konnten die für Verkehrsver-

stöße verantwortlichen Fahrer nicht ermittelt werden. Auf Vorladung der Straßenverkehrsbehörden nahmen 46 Personen in 7 Unterrichtsterminen am Verkehrsunterricht teil.

3. Verkehrspolizeiliche Anordnung

Zur Verbesserung der Verkehrsverhältnisse erließ die Straßenverkehrsbehörde 73 verkehrspolizeiliche Anordnungen. Bei diesen Anordnungen handelt es sich im einzelnen um Verkehrsbeschränkungen, Straßensperrungen, Geschwindigkeitsbegrenzungen, Halte- und Parkverbote. Darüber hinaus wurden Ausnahmegenehmigungen erteilt für Großraumtransporte, für Lautsprecherwerbung auf der Straße und Befreiung vom Verkehrsverbot an Sonn- und gesetzlichen Feiertagen.

In Bausachen wurden 192 polizeiliche Verfügungen und 164 Zwangsgeldfestsetzungen erlassen. Diese Maßnahmen waren erforderlich, um Bauherren zur Beachtung der Bestimmungen des Saarländischen Baugesetzes anzuhalten. Von anhängig gewordenen Verfahren sind 136 Fälle erledigt worden. Gegen 70 Personen wurde Strafanzeige wegen Verstoßes gegen baurechtliche Vorschriften erstattet.

4. Wasserpolizei

Die Untere Wasserbehörde erteilte in 3 Fällen die Erlaubnis zur Einleitung geklärter häuslicher Abwässer in oberirdische Gewässer, in 6 Fällen die wasserbehördliche Genehmigung zur Anlage von Fischweihern und in einem Fall das Zwangsrecht zum Durchleiten von Abwässern der Gemeindekanalisation über ein Privatgrundstück. 3 Verstöße gegen die Bestimmungen des Wasserhaushaltsgesetzes bzw. des Saarländischen Wassergesetzes wurden als Ordnungswidrigkeit angezeigt und 6 Beschwerden von Grundstückseigentümern bearbeitet.

Auf Anordnung des Ministeriums für öffentliche Arbeiten und Wohnungsbau wurden alle gemeindlichen Müllplätze des Kreises erfaßt. Gleichzeitig wurde das Wasserwirtschaftsamt mit der generellen Überprüfung aller Müllplätze beauftragt, damit diese den Anforderungen des Wasserhaushaltsgesetzes entsprechend hergerichtet werden.

5. Seuchen

Die Wildtollwut ist im Jahre 1965 im Kreis St. Wendel aufgetreten. Im Juli war im Jagdbezirk Bierfeld ein an Tollwut erkranktes Reh aufgefunden worden. Die notwendigen Bekämpfungsmaßnahmen dieser Seuche wurden veranlaßt und gleichzeitig der verstärkte Abschluß von Füchsen und Dachsen angeordnet, da durch diese Tiere die Tollwut vermutlich am häufigsten verbreitet wird. In einem Bienenstand in Leitersweiler wurde die Milbenseuche festgestellt, die verseuchten Bienenvölker abgeschwefelt und verbrannt sowie die übrigen Bienenvölker des Standes nach Weisung des Reg.-Vet.-Rates entsprechend behandelt.

6. Ordnungswidrigkeiten

Nach der derzeitigen Gesetzeslage ist der Landrat zuständig zur Ahndung von Ordnungswidrigkeiten bei Zuwiderhandlungen gegen das Güterkraftverkehrsgesetz, das Personenbeförderungsgesetz, das Gesetz über die Berufsausübung im Einzelhandel und das Gesetz zur Ordnung des Handwerks.

Im vergangenen Jahr waren folgende Ordnungswidrigkeiten hier anhängig, die mit Bußgeldbescheiden und Verwarnungen geahndet wurden:

a) 12 Zuwiderhandlungen gegen das Gesetz zur Ordnung des Handwerks,

b) 1 Zuwiderhandlung gegen das Gesetz über die Berufsausübung im Einzelhandel,

c) 11 Zuwiderhandlungen gegen das Güterkraftverkehrsgesetz.

7. Jagd- und Fischereiwesen

Das Jahr 1965 stand in jagdrechtlicher Hinsicht im Zeichen der Bildung von Jagdgenossenschaften. In allen Gemeinden des Kreises, in denen nur ein gemeinschaftlicher Jagdbezirk besteht, wurden — von einer Ausnahme abgesehen — die Grundflächenverzeichnisse fertiggestellt und zur Einsicht der Jagdgenossen ausgelegt. Hieran anschließend wurden in bereits über 20 Gemeinden die Jagdgenossen zu einer 1. konstituierenden Versammlung einberufen, in der dann jeweils ein Jagdvorstand, ein stellvertretender Jagdvorstand und ein Genossenschaftsausschuß nebst Stellvertretern gewählt sowie eine Satzung beschlossen worden ist. Bis zum 31. Dezember 1965 sind der unteren Jagdbehörde 21 Satzungen zur Genehmigung vorgelegt worden, von denen vor Jahresende eine Satzung genehmigt wurde.

Noch ein anderer Umstand auf dem Gebiet des Jagdrechts war kennzeichnend für das Jahr 1965. Das Auslaufen der Jagdpachtverträge in fast allen gemeinschaftlichen Jagdbezirken mit Ablauf des Jagdjahres 1965/1966 warf seine Schatten voraus. 20 neue Jagdpachtverträge wurden angezeigt; neu gebildet wurden 2 staatliche Eigenjagdbezirke, 3 Eigenjagdbezirke sind vergrößert worden.

Im Jagdjahr 1965/1966 wurden 455 Jahresjagdscheine und 12 Tagesjagdscheine ausgestellt bzw. verlängert. 5 Waffenerwerbsscheine wurden erteilt, 18 Waffenscheine ausgestellt bzw. verlängert und in 11 Fällen die Erteilung eines Waffen- oder Waffenerwerbsscheines abgelehnt.

Im Berichtsjahr konnten 262 Jahresfischereischeine ausgestellt bzw. verlängert werden.

8. Führerscheinewesen

Es wurden neu ausgestellt, ergänzt und umgeschrieben 3 679 Führerscheine, davon neu ausgestellt 2 154. Nach Entziehung der Fahrerlaubnis wurden 170 Fahrerlaubnisse wieder erteilt. In 158 Fällen haben die Gerichte wegen Trunkenheit am Steuer und in 23 Fällen aus sonstigen Gründen die Fahrerlaubnis für eine Dauer von 6 Monaten bis zu 3 Jahren entzogen. In weiteren 42 Fällen ist die Fahrerlaubnis vorläufig entzogen worden. Die Verwaltungsbehörde hat in eigener Zuständigkeit in 9 Fällen die Fahrerlaubnis entzogen.

9. Feuerlöschwesen

Die Stärke der Feuerwehr des Kreises St. Wendel beträgt 1 884 Mann. Auch im vergangenen Jahr wurde die Ausrüstung der Feuerwehr weiter verbessert. Seitens des Kreises wurden von dem Aufkommen aus der Feuerschutzsteuer für Gerätebeschaffungen 31 300,— DM zur Verfügung gestellt.

Das Feuerwehrenzeichen Stufe 1 (Silber) für 25jährige aktive Mitgliedschaft erhielten 7 Mann, der Stufe 2 (Gold) für 40jährige aktive Mitgliedschaft 4 Mann. Verstorben sind im Jahre 1965 24 Feuerwehrmänner. An die Hinterbliebenen wurde ein Sterbegeld von je 300,— DM = 7 200,— DM zur Auszahlung gebracht.

In 136 Fällen wurde die Feuerwehr alarmiert.

10. Zivilschutz

Der Personalstand der ausgebildeten Helfer und Helferinnen beträgt 793. In Ausbildungsveranstaltungen konnten 346 Personen für den zivilen Luftschutz ausgebildet werden. Der Behördenschutz ist entsprechend den gesetzlichen Bestimmungen aufgestellt und ausgerüstet worden. Die Ausbildung dieser

Helfer erfolgte durch den Bundesluftschutzverband im Zusammenhang mit dem Deutschen Roten Kreuz. 6 Personen haben als Vertreter der örtlichen Zivilschutzleiter an einem Lehrgang im Bundesamt für den zivilen Bevölkerungsschutz teilgenommen.

Ein Selbstschutzzug wurde von der Bundesregierung ausgerüstet und in St. Wendel stationiert.

11. Bundeswehr

Von 31 gestellten Anträgen auf Unabkömmlichstellung gemäß § 13 Wehrpflichtgesetz wurden 15 genehmigt, 4 abgelehnt und 9 an die zuständigen Behörden weitergeleitet, 3 Anträge wurden zurückgezogen.

Freistellung vom Wehrdienst gemäß § 13a Wehrpflichtgesetz für den Zivilschutz erfolgte in 2 Fällen. Von den übrigen anhängenden Anträgen sind 5 abgelehnt, ein Antrag infolge Wegfall der Voraussetzungen aufgehoben und ein Antrag zurückgezogen worden.

V. Straßenverkehrswesen

Im Jahre 1965 wurden 3 548 Zugänge von Kraftfahrzeugen und Anhängern registriert. Hiervon entfallen auf fabrikneue Personenwagen 1 494 und auf gebrauchte Personenwagen 1 287. Unter Berücksichtigung der Abgänge betrug der Fahrzeugbestand am 31. 12. 1965:

a) Krafträder	1 763
b) Personenwagen	9 792
c) Kraftomnibusse	54
d) Lastkraftwagen	1 645
e) Zugmaschinen	1 393
f) Sonderfahrzeuge	112
g) Anhänger	398
<u>insgesamt</u>	<u>15 157</u>

VI. Konzessions- und Gewerbewesen

Nach den Vorschriften des GastStGesetzes vom 28. April 1930 sind insgesamt 67 Erlaubnisse ausgestellt worden. Diese Erlaubnisse verteilen sich auf 14 Neuerichtungen, 46 Übernahmen und 7 Ausdehnungen. 2 Betriebe meldeten ihr Gewerbe ab. 27 Lebensmitteleinzelhändler erhielten die Erlaubnis zum Kleinhandel mit Branntwein und Spirituosen. Zum Zwecke des Übergangs eines schon bestehenden Betriebes auf einen neuen Inhaber wurden 42 Vorerlaubnisse erteilt. Nach § 6 GastSt.Ges. wurde 98 Gastwirten bzw. Vereinen der vorübergehende Betrieb einer Gast- oder Schankwirtschaft gestattet (anlässlich Vereinfestungen und sonstigen Jubiläen).

Am 31. 12. 1965 waren im Kreis St. Wendel 421 Gast- und Schankwirtschaften in Betrieb.

An sonstigen gewerblichen Erlaubnissen wurden erteilt:

- 28 Erlaubnisse zum Einzelhandel mit Lebensmitteln einschließlich Waren aller Art,
- 20 Erlaubnisse zum Einzelhandel mit Waren aller Art,
- 2 Erlaubnisse zum Einzelhandel mit Arznei und ärztlichen Hilfsmitteln,
- 30 Erlaubnisse zum Verkauf von Milch in verschlossenen Flaschen,
- 6 Erlaubnisse zum Verkauf von giftigen Pflanzenschutzmitteln,
- 55 Reisegewerbekarten,
- 11 Genehmigungen zur Ausführung von Verkehr mit Mietwagen,
- 4 Genehmigungen für den Güternahverkehr.

Nach den §§ 16 ff. der Gewerbeordnung wurden 6 Verfahren für genehmigungsbedürftige Anlagen abgeschlossen. Bei diesen Anlagen handelt es sich um solche, die durch die örtliche Lage oder die Beschaffenheit der Betriebsstätte für die Besitzer oder Bewohner der benachbarten Grundstücke oder für das Publikum erhebliche Nachteile, Gefahren oder Belästigungen herbeiführen können.

VII. Bauwesen

Die Bautätigkeit im Kreise St. Wendel veränderte sich gegenüber dem Vorjahr nur unwesentlich. Der Wunsch vieler Bürger nach einem eigenen Heim ist nach wie vor vorhanden. Das Bauanfrageverfahren vor Einreichung von Bauanträgen hat sich gut eingeführt und auch bewährt. Den Baubewerbern ist dadurch eine wirksame Hilfe gegeben. Schwierigkeiten und Unklarheiten sowohl in der Bevölkerung als auch bei vielen Gemeinden bestehen in großem Umfang noch über die Bedeutung des Außenbereichs und über die Zulässigkeit von Bauvorhaben im Außenbereich nach dem Bundesbaugesetz. Es erscheint vielen Bewerbern und Gemeinden unverständlich, daß ein Bauwerk, auch wenn es in harmonischer und ästhetischer Hinsicht in das Landschaftsbild paßt, trotzdem unzulässig sein soll. Es wird dabei immer wieder unberücksichtigt gelassen, daß nicht von der Harmonie zwischen Bauwerk und Landschaft, sondern von dem Zusammenhang zwischen Bauwerk und allgemeinem Nutzungscharakter des Bodens sowie der Ordnung der Landschaft ausgegangen werden muß. Immer wieder muß betont werden, daß Bauvorhaben im Außenbereich unerwünscht sind und eine geordnete und planvolle städtebauliche Entwicklung in Stadt und Land gefährden. Der Außenbereich soll von einer planlosen und wesensfremden Bebauung geschützt und freigehalten werden. Auch über die Grenze zwischen Außenbereich und den im Zusammenhang bebauten Ortsteilen bestehen regelmäßig Unklarheiten. Es ist in zahlreichen Verwaltungsverfahren bestätigt worden, daß die Grenze zwischen Außenbereich und Innenbereich durch das letzte Haus des im Zusammenhang bebauten Ortsteiles zum Außenbereich dargestellt wird. Eine bandartige Bebauung entlang von Ortsstraßen, die strahlenförmig vom Ortskern ausgehen und schließlich in Feldwege übergehen, ist in städtebaulicher Hinsicht planlos und ungeordnet. Bei der Planungsarbeit müssen Einzelinteressen hinter das öffentliche Interesse zurücktreten. Neben der rechtlichen Bedeutung des Vorverfahrens im Verwaltungsrechtsweg ist die aufklärende Wirkung im Kreisrechtsausschuß erwähnenswert, obwohl dies eine Belastung des Ausschusses darstellt. Viele Widerspruchsführer lassen sich in der mündlichen Verhandlung von ihrer irrigen und falschen Ansicht überzeugen und auf den richtigen Weg und die erfolgversprechende Lösung hinführen.

Hier noch einige statistische Angaben:

a) Baugenehmigungen einschl. Nachtragsgenehmigungen u. Verlängerungen	2 018
b) Baugenehmigungen für bauliche Anlagen geringen Umfangs und Abbruchgenehmigung	226
c) Vorbescheide auf Bauanfragen	87
d) Ablehnungen von Bauanträgen	77
e) Genehmigungen, Zeugnisse und Ablehnungen für den Bodenverkehr nach dem Bundesbaugesetz	519
f) Genehmigungen und Ablehnungen n. d. Grundstücksverkehrsverfahren	3 253

VIII. Flüchtlingswesen

Die im Jahre 1961 seitens des kommunistischen Regimes errichtete Sperrmauer hat sich auf den Flüchtlingsstrom aus der SBZ ausgewirkt. Heute reisen aus der Zone in der Mehrzahl Rentner in die Bundesrepublik ein, die mit Einwilligung der sowjetzonalen Behörden unter Mitnahme ihres gesamten Haus-

rats in die Bundesrepublik übersiedeln dürfen. Ab und zu kommt es auch vor, daß Rentner Besuchsreisen zum Anlaß nehmen, um bei ihren Kindern oder sonstigen Verwandten zu bleiben. Auch ist festzustellen, daß im vergangenen Jahr in zunehmendem Maße Vertriebene aus sonstigen Ostblockstaaten, ebenfalls mit besonderer Erlaubnis der zuständigen Behörden, in die Bundesrepublik einreisen und hier Aufenthalt nehmen. Bei diesen Zugezogenen handelt es sich in der Mehrzahl um Rentner. In den Kreis St. Wendel sind im vergangenen Jahre aus der SBZ und aus übrigen Oststaaten — insbesondere aus Jugoslawien — 26 Personen zugezogen.

Im Jahre 1965 lagen einschließlich der unerledigten Anträge aus dem Vorjahr insgesamt 73 Anträge auf Ausstellung von Vertriebenen- bzw. Flüchtlingsausweisen vor. An Ausweisen wurden ausgestellt:

a) 42 Ausweise A (Heimatvertriebene gemäß § 2 BVFG)

b) 2 Ausweise C (SBZ-Flüchtlinge gemäß § 3 BVFG)

Durch Rücknahme fanden 8 Anträge ihre Erledigung.

IX. Lastenausgleich

Aufgabe des Lastenausgleichs ist die Abgeltung von Schäden und Verlusten infolge der Vertreibungen und Zerstörungen in der Kriegs- und Nachkriegszeit sowie die Milderung der Härten der Währungsreform. Zu den verantwortungsvollsten Aufgaben der Ausgleichsbehörden gehört die Feststellung der Schäden nach dem Feststellungsgesetz. Besondere Schwierigkeiten macht dabei die Feststellung der Vertreibungsschäden, da die Vertriebenen meist keine beweiskräftigen Unterlagen über den Umfang des erlittenen Schadens beibringen können.

A Ergebnis der Schadensfeststellung — ohne Berücksichtigung der reinen Hausratsschäden — Stand 31. Dezember 1965

	Kriegs- sachschäden	Vertreibungs- schäden	Orts- schäden	insges.
Statistisch erfaßte Anträge	1 814	479	19	2 312
davon positiv entschiedene Anträge:				
durch Bescheid oder Gesamtbescheid	736	193	11	940
durch Teilbescheid	18	24	—	42
abgelehnte u. sonstwie erledigte Anträge	577	40	3	620

B Bericht über die Hauptentschädigung — Stand 31. Dezember 1965

a) Zuerkennung

Die Anzahl anerkannter Fälle betrug am 31. 12. 1965 835, die Summe der zuerkannten Endgrundbeträge 1 869 200,— DM.

b) Erfüllung

Auf Grund der HE-Weisungen einschl. der Spareinlagen wurde der Anspruch auf Hauptentschädigung bis zum 31. 12. 1965 in 1 431 Fällen mit einem Betrag von 1 958 600,— DM erfüllt. Von den 1 431 Erfüllungsfällen entfallen auf Vertriebene 304, auf Kriegssachgeschädigte 1 115 und auf Ostgeschädigte 12 Fälle.

C Von 96 eingereichten Anträgen auf Bewilligung von Aufbaudarlehen wurden 72 mit einem Gesamtbetrag von 868 468,— DM genehmigt. Im einzelnen entfallen auf Baudarlehen für die gewerbliche Wirtschaft und freie Berufe 8 Anträge mit einem Betrag von 210 000 DM, auf die Landwirtschaft ebenfalls 8 Anträge mit einem Gesamtbetrag von 402 400,— DM und ein Darlehen an einen Reparationsgeschädigten in Höhe von 26 068,— DM.

An WAG-Entschädigung wurden bis 31. Dezember 1965 100 307,— DM gezahlt.

D Kriegsschadensrente

Die Kriegsschadenrentenempfänger belaufen sich auf insgesamt 80, von denen 59 auf Vertriebene, 5 auf Kriegssachgeschädigte und 16 auf sonstige Personen entfallen. Im Jahre 1965 wurden an Kriegsschadenrenten 279 738,10 DM gezahlt.

E Hausratsentschädigung

An Hausratsentschädigung und Beihilfen zur Hausratsbeschaffung wurden im abgelaufenen Jahre insgesamt 561 000,— DM gewährt.

F Gesamtübersicht nach dem Stand vom 31. Dezember 1965 über die Leistungen nach dem LAG und nach Saarländischen Rechts- und Verwaltungsvorschriften außer Kriegsschadenrente:

1. Barerfüllungen	
1 431 Erfüllungsfälle	1 958 600.— DM
2. Aufbau-Darlehen	
bewilligte Anträge 72	842 400.— DM
3. Darlehen an Reparationsgeschädigte	
bewilligte Anträge 1	26 100.— DM
4. WAG-Entschädigung	100 300.— DM
5. Hausratsentschädigung und Beihilfen	
zur Hausratsbeschaffung	
bewilligte Anträge 443	561 000.— DM
insgesamt	3 488 400.— DM

X. Gemeindeprüfungswesen

Im Jahre 1965 fanden außer den monatlichen und den beiden unvermuteten Prüfungen der Kreiskasse die Prüfung der Amtskassen Niederkirchen, Nonnweiler, Oberkirchen-Namborn, Tholey, der Stadtkasse St. Wendel sowie der Gemeindekasse Marpingen statt.

Weiter erfolgte die Überprüfung der Kassen- und Haushaltsrechnungen der Gemeinden und des Amtes Tholey für mehrere Rechnungsjahre sowie die Prüfung der Soll-Listen der Staatlichen Verwaltung beim Landratsamt.

In Wahrnehmung der Aufgaben des Kreisrechnungsprüfungsamtes erfolgte die Durchführung der Visakontrolle, die Überprüfung sämtlicher Vergaben von Lieferungen und Leistungen vor Erteilung der Aufträge sowie die Überprüfung der Vierteljahresabrechnungen der Ämter über Aufwendungen in der Kriegsfolgenhilfe.

Ferner war das Gemeindeprüfungsamt mit der Durchführung von Sonderprüfungen betraut.

C. Kreisverwaltung

I. Kreistag und Kreisausschuß

Der aus 25 Mitgliedern bestehende Kreistag wurde am 25. 10. 1964 neu gewählt. Von den Kreistagsmitgliedern gehören 13 der CDU, 10 der SPD, 1 der FDP/DPS, 1 der SVP/CVP an.

In neun Sitzungen hatte sich der Kreistag u. a. zu befassen mit:

- Verleihung eines Wappens für den Landkreis St. Wendel
- Übernahme der Berufs- und Sonderschulen auf den Landkreis
- Erlaß einer Bekanntmachungssatzung
- Erlaß einer Satzung für die Kreissparkasse St. Wendel
- Erlaß einer Geschäftsordnung für die Sitzungen des Kreistages und Kreisausschusses

Wettbewerb zur Neugestaltung des Schaumbergplateaus
Trinkwasserversorgung für den Landkreis St. Wendel
Wahl von Mitgliedern zu Ausschüssen anderer Dienststellen

Die Entscheidungen des Kreistages wurden von dem aus der Mitte des Kreistages berufenen und aus 9 Mitgliedern bestehenden Kreisaußschuß vorbereitet. Darüber hinaus entschied der Kreisaußschuß in eigener Zuständigkeit über Zuschußanträge in Durchführung des Haushaltsplanes, Vergabe von Arbeiten zum Bau der Kreisrealschule und des Erweiterungsbaues des Verwaltungsgebäudes sowie in einer Vielzahl von kleineren Verwaltungs- und Personalangelegenheiten.

II. Kreisschulen

In Ausführung des Schulordnungsgesetzes vom 5. 5. 1965 sind am 1. 7. 1965 die Berufsschulen und Sonderschulen für lernbehinderte Kinder in die Trägerschaft des Landkreises übergegangen.

In der Trägerschaft des Landkreises standen am 31. 12. 1965 folgende Schulen: Sonderschule für lernbehinderte Kinder in St. Wendel und Wolfersweiler, Kreisrealschule St. Wendel, Kreishandelsschule St. Wendel, Gewerbliche Berufsschule St. Wendel, Kaufmännische Berufsschule St. Wendel, die Hauswirtschaftlichen Berufsschulen in St. Wendel, Freisen, Nonnweiler, Türkismühle, Marpingen, Scheuern und Tholey, die einjährigen Haushaltungsschulen in St. Wendel, Freisen, Türkismühle, Scheuern und Tholey sowie die Landwirtschaftsschule St. Wendel.

1. Sonderschule für Lernbehinderte

Die Sonderschule für lernbehinderte Kinder in St. Wendel ist mit ihren vier Klassen in der alten Berufsschule St. Wendel untergebracht, die Sonderschule Wolfersweiler mit einer Klasse ist in der Volksschule Wolfersweiler eingerichtet. Nach Umzug der Kreisrealschule in den Realschulneubau wird es möglich sein, die Sonderschule St. Wendel in dem vom Landkreis St. Wendel übernommenen ehemaligen Mädchenrealgymnasium St. Wendel unterzubringen.

2. Kreisrealschule St. Wendel

Mit Genehmigung des Ministeriums für Kultus, Unterricht und Volksbildung wurde ab Ostern 1965 in der Trägerschaft des Landkreises eine Kreisrealschule eingerichtet. 155 Schüler (74 Jungen, 81 Mädchen) sind in vier Klassen eingeschult worden. Die Unterbringung der Schule erfolgte in den Räumen der Hauswirtschaftlichen Berufsschule in Niederkirchen. Die Fahrtkosten der Schüler von St. Wendel nach Niederkirchen sind vom Kreis getragen worden.

Der Landkreis St. Wendel ist dabei, eine zwölfklassige Kreisrealschule mit Nebenräumen, Turnhalle und Gymnastikhalle in St. Wendel zu errichten. Die Gesamtkosten wurden mit 4,5—5 Mill. veranschlagt. In einem Bauwettbewerb errang Architekt Hanns Schönecker, St. Ingbert, den 1. Preis. Herr Schönecker ist auch die Gesamtleitung für den Bau der Schule übertragen worden.

3. Gewerbliche und Hauswirtschaftliche Berufsschulen

St. Wendel ist Sitz der Verwaltung der gesamten gewerblichen und hauswirtschaftlichen Abteilungen mit Ausnahme der Berufsschule in Nonnweiler. Angeschlossen sind eine landwirtschaftliche und eine Jungarbeiterabteilung. Hauswirtschaftliche Abteilungen bestehen in St. Wendel, Tholey, Scheuern, Türkismühle, Freisen und Marpingen. Bei den vier zuerst aufgeführten Schulen bestehen noch einjährige Haushaltungsschulen als Berufsfachschulen.

Die Schülerzahlen zeigen nach Überwindung der schwachen Geburtsjahrgänge eine aufsteigende Tendenz. Die Grundschülerzahl (November 1965) 2 186 setzt sich wie folgt zusammen:

810 gewerbliche Lehrlinge und Jungarbeiter

410 hauswirtschaftliche Schülerinnen

77 Berufsfachschüler

889 Schüler und Schülerinnen der Volksschulabschlußklassen, die wöchentlich an einem Berufsschultag mit 6 Unterrichtsstunden teilnehmen.

39 hauptamtliche und 16 nebenamtliche Lehrpersonen sind an den Schulen tätig.

Außerdem ist an der Bezirksberufsschule St. Wendel eine staatlich anerkannte Berufsaufbauschule mit durchschnittlich 100 Schülern eingerichtet, die den Berufsschülern die Möglichkeit gibt, sich über den berufsbezogenen Bildungsweg für den Besuch einer höheren Fachschule oder Berufsoberschule (Saarlandkolleg) vorzubereiten.

4. Kaufmännische Berufsschule

Zu den in die Trägerschaft des Landkreises übergegangenen Berufsschulen gehört auch die Kaufmännische Berufsschule St. Wendel. Zu ihr gehören 7 Kontorklassen mit 196 Schülern und Schülerinnen, 13 Einzelhandelsklassen mit 371 Schülern und Schülerinnen, davon sind 133 Knaben und 434 Mädchen. Von den Schülern kommen 46 aus St. Wendel, 521 von auswärts.

Zu zwei Prüfungsterminen hatten sich 125 Prüflinge gemeldet, von denen 104 Prüfungskandidaten zur Prüfung zugelassen wurden und auch die Kaufmannsgehilfenprüfung bestanden haben. In einer besonderen Lossprechungsfeier erhielten die Jungkaufleute den Kaufmannsgehilfenbrief und das Entlassungszeugnis.

5. Landwirtschaftsschule

Nach umfangreichen Umbaumaßnahmen im Schulgebäude konnte der Schulbetrieb im November 1965 wieder aufgenommen werden. Das Wintersemester 1965/66 wurde mit 31 Schülern und Schülerinnen eröffnet.

Im Rahmen der Fortbildungstätigkeit für Betriebsleiter fanden im Berichtsjahr vier Vortragsveranstaltungen durch die Landwirtschaftsschule und Wirtschaftsberatungsstelle in Zusammenarbeit mit dem Verein ehemaliger Schüler und Schülerinnen statt, deren zahlreicher Besuch (100 bis 150 Teilnehmer) gezeigt hat, daß unsere bäuerliche Bevölkerung bestrebt ist, durch ständige Fortbildung die Leistungen ihres Betriebes zu steigern. Zwei weitere Tagungen für die Bäuerinnen standen unter dem Thema „Neu- und Umbaumaßnahmen im bäuerlichen Betrieb“ und „Inneneinrichtung und Wohnkultur im Bauernhaus“.

26 Feldversuche wurden exakt ausgewertet und die Ergebnisse durch die Berater der Praxis zugänglich gemacht. Die Versuche bezogen sich auf folgende Fragestellungen: Prüfung neuer und für den Bezirk geeigneter Getreidesorten, Prüfung und Möglichkeiten der Verbesserung der Backqualität bei Weizen, Prüfung geeigneter Pflanzen für den Ackerfutterbau und Demonstration von Möglichkeiten zur Steigerung der Erträge auf Grünland.

Die im Vorjahr erstmalig eingeführte intensive Futterberatung in Einzelbetrieben wurde auch im letzten Jahr in 90 Betrieben durchgeführt. Hierbei wurden sowohl Einzelfutterrationen als auch die Erstellung von Futterplänen für die gesamte Winterfutterperiode vorgenommen.

Die Entwicklung der Betriebe war in den vergangenen Jahren gekennzeichnet durch eine Vergrößerung der bewirtschafteten Flächen und eine Verbesserung der Arbeitswirtschaft durch Einsatz von Maschinen, insbesondere in der Außenwirtschaft. Diese Entwicklung scheint ihren Höhepunkt überschritten zu haben, und die Mehrzahl der Betriebe beginnt nun folgerichtig, die Betriebsorganisation und die Innenwirtschaft (Veredlungswirtschaft) den neuen Verhältnissen anzupassen.

Zur Verbesserung der Einkommenslage der Betriebe ist in Wolfersweiler eine „Buchwaldmast e. G. m. b. H.“ als Fleischerzeugungs- und -vermarktungs-Gemeinschaft gegründet worden, der 19 hauptberufliche landwirtschaftliche Betriebe angehören. Ziel der Gemeinschaft ist, durch Mast der Tiere in einem Gemeinschaftsstall die Produktionskosten niedrig zu halten, um dadurch ein größeres Einkommen zu erzielen. Zur Vorbereitung und Durchführung der Maßnahme waren intensive Beratungsarbeiten seitens der Landwirtschaftsschule und Wirtschaftsberatungsstelle notwendig. Die erforderlichen Baumaßnahmen in den Einzelbetrieben konnten im Berichtsjahr begonnen und zum Teil abgeschlossen werden.

Die Maßnahmen des Grünen Planes wurden auch 1965 weitergeführt. Im einzelnen wurden gefördert: Milchkühanlagen und Milchkammern, Trocknung und Lagerung von Getreide in landwirtschaftlichen Erzeugerbetrieben, Gülleanlagen, Unterdach Trocknung (Heubelüftung), Kartoffelsilobau, Grünfütter-Silobau, überbetriebliche Maschinenhaltung, Geflügelstallbauten, bäuerliche Hauswirtschaft, Neuanlage von Dauergrünland, Einzäunung von Viehweiden, bauliche Maßnahmen in Altgehöften.

Die Entwicklung der Betriebe zur größeren Betriebseinheit durch Aufstockung der Fläche spiegelt sich sehr deutlich in der Bodennutzungserhebung 1965 wider. Daraus geht folgende Veränderung im Schulbezirk (Kreis St. Wendel und Ottweiler) hervor:

Betriebsgröße ha	Zahl der Betriebe			+	-
	1948	1960	1965		
05—10	10 956	7 805	6 877	—	37%
10—20	738	461	434	—	41%
20—50	69	117	262	+	279%
größer als 50	8	13	22	+	175%

6. Kreishandelsschule

Zu Beginn des Jahres 1965 war die Schule von 122 Schülern besucht. Zwei Oberstufen = 21 Knaben und 35 Mädchen; zwei Unterstufen = 22 Knaben und 44 Mädchen = 122 Schüler.

Die schriftliche Abschlußprüfung der Oberstufen war in der Woche vom 1. 2. bis 6. 2. 1965. Zur Prüfung waren zugelassen: 56 Prüflinge, 21 Knaben und 35 Mädchen. Der mündliche Teil der Abschlußprüfung fand am 4. März 1965 statt. 53 Prüflinge unterzogen sich der mündlichen Prüfung. Den Vorsitz führte Herr Handelsobststudiendirektor Schubert von der Staatlichen Handelsschule Homburg. Drei Prüflinge haben die mündliche Abschlußprüfung nicht bestanden, den anderen 50 Prüflingen konnte das Abschlußzeugnis ausgehändigt werden.

Die Aufnahmeprüfung für die neue Unterstufe wurde am 17. Februar 1965 durchgeführt. 169 Prüflinge hatten sich zur Prüfung angemeldet. 153 Prüflinge unterzogen sich der Aufnahmeprüfung. Aufgenommen wurden 96 Prüflinge. Wegen der großen Zahl von Anmeldungen wurde in diesem Jahr eine 3. Unterstufe neu eingerichtet. Das neue Schuljahr beginnt somit mit 2 Oberstufen und 3 Unterstufen.

Es unterrichten zur Zeit an der Kreishandelsschule 5 hauptamtliche Lehrkräfte, 2 Handelsobststudienräte, 1 Handelsstudienrat und 2 Handelsstudienassessoren.

Der Religionsunterricht wird nebenamtlich von einem katholischen und einem evangelischen Geistlichen erteilt. Den Turnunterricht erteilen ein Studienrat und eine Volksschullehrerin. Für den planmäßigen Turnunterricht fehlt eine Turnhalle. Der Kochunterricht wird von einer musisch-technischen Lehrerin gehalten.

III. Kultur- und Heimatpflege

1. Kreisbildstelle

Der Kreisbildstelle stehen 1 058 Filme (654 Stummfilme und 404 Tonfilme) zur Verfügung, die im Berichtsjahr von 25 754 Schülern gesehen wurden. In der Jugendpflege wurden 2 Stummfilme und 14 Tonfilme vor 450 Jugendlichen vorgeführt.

554 Lichtbildserien mit 16 850 Bildern kamen zum Einsatz, das Tonband wurde in 12 Fällen entliehen.

Die Neuanschaffungen betragen:

durch das Land:	9 Tonfilme
durch den Kreis:	2 komplette Tonfilmgeräte mit Zubehör
	1 Tonfilm
	19 Diaserien mit 295 Bildern

Interessierte Lehrerinnen und Lehrer sowie Jugendführerinnen konnten auch in diesem Jahre an den Filmgeräten ausgebildet werden.

2. Kreisvolksbildungswerk

Das Kreisvolksbildungswerk bemüht sich seit Jahren, allen Bewohnern des Kreises die Möglichkeit zu geben, in Vorträgen und Arbeitskreisen aus freiem Entschluß weitere Kenntnisse zu erwerben und eigene Fähigkeiten zu entwickeln.

Das Ergebnis der Arbeit der im Kreisvolksbildungswerk zusammengeschlossenen 19 örtlichen Volksbildungswerke macht deutlich, daß im vergangenen Winterhalbjahr die in den Vorjahren zahlenmäßig vorangetriebene Ausweitung der Volksbildungsarbeit erste Anzeichen der Intensivierung in den bestehenden Einrichtungen erkennen läßt. Die Vertiefung der Bildungsarbeit findet ihren Ausdruck in den von den Volksbildungswerken Marpingen und Niederkirchen erstmals durchgeführten Arbeitsgemeinschaften und Fremdsprachenkursen. In der Zukunft ist das Hauptaugenmerk mehr auf eine systematische Bildungsarbeit zu legen.

Die 108 Einzelveranstaltungen im Winterhalbjahr 1965/66 mit knapp 8 500 Besuchern verteilten sich auf das heimat- und völkerkundliche Sachgebiet mit 86 Veranstaltungen und 6 300 Teilnehmern, auf das geistes- und naturwissenschaftliche mit 6 Veranstaltungen und 700 Besuchern, auf das musische mit 4 Veranstaltungen und 420 Besuchern. Auf die sonstigen Sachgebiete, zu denen auch Veranstaltungen geselligen Charakters zählten, entfielen 12 Veranstaltungen mit 1 080 Teilnehmern. Folgende Veranstaltungen verdienen besondere Erwähnung:

1. Das Winterprogramm 1965/66 wurde nach der geübten Tradition mit einem Konzertabend des Saarländischen Kammerorchesters unter der Leitung von Prof. Karl Ristenpart am 8. 10. 1965 in der vollbesetzten Aula des Knabengymnasiums St. Wendel eröffnet.

2. Der Jugendsingkreis, eine Gemeinschaft junger Menschen aus verschiedenen Orten unseres Kreisgebietes und allen Berufsschichten, die sich der Pflege des deutschen Liedgutes — insbesondere des Volksliedes — widmet, vermochte mit seinen Konzertabenden „Erntedank“ und „So singen wir das Frühjahr an“ die zahlreichen Besucher in den Orten Schwarzenbach, Otzenhausen, Theley und Bosen für das gute Lied zu begeistern.

Die Konzertgemeinschaft „Obere Nahe“, ein aus ca. 60 Kindern bestehendes Jugendorchester für Zupf- und Volksmusik, wurde mit Erfolg beim VBW Niederkirchen erstmals eingesetzt.

Auch bei uns ist ganz allgemein ein Absinken der Besucherzahlen festzustellen. Eine Analyse der Besucherzahlen im Verhältnis zur Gemeindeeinwohnerzahl macht deutlich, daß die Veranstaltungen in kleineren Gemeinden weit stärker besucht werden als in den relativ größeren Gemeinden. Von den 8 500 Besuchern bei insgesamt 108 Veranstaltungen standen über die Hälfte in einem Alter unter 25 Jahren. Auf die Altersgrenze 25 bis 50 entfielen 24 v. H. und auf die Altersgruppe über 50 Jahre 17 v. H. Die Altersstruktur der Besucher hat sich damit während des vergangenen Winterhalbjahres nicht nennenswert verändert. Die Qualität der geleisteten Arbeit kann nicht allein an den Besucherzahlen abgelesen werden. Diese wird aber immer sichtbar und in etwa auch meßbar bei der tieferen geistigen Auseinandersetzung mit dem Bildungsgut.

Die Ausweitung des Volksbildungswesens und das stetige Ansteigen der Honorarsätze erhöhten zwangsläufig die Ausgaben. Bei einer Steigerung um rund 10 v. H. gegenüber dem Vorjahre stiegen die Kosten zur Durchführung des Programms im Rechnungsjahr 1965 auf 24 905,97 DM, davon wurden aus Kreismitteln 15 403,92 DM bereitgestellt.

Dorfverschönerung

Die Zahl der Gemeinden, die sich an dem seit Jahren auf Kreisebene durchgeführten Dorfverschönerungswettbewerb beteiligen, steigt von Jahr zu Jahr. Im Jahre 1963 waren es 12 Gemeinden, im Jahre 1964 13 und im Berichtsjahr 18 Gemeinden. Die Bewertung fiel wie folgt aus: Theley, Gronig und Nonnweiler „sehr gut“; Namborn, Freisen, Steinberg-Deckenhardt, Grügelborn, Leitersweiler, Bosen, Güdesweiler „gut“; Oberkirchen, Hofeld, Hoof, Saal, Happersweiler, Otzenhausen, Kastel „ziemlich gut“.

Zwei der besten Gemeinden, Theley und Nonnweiler, konnten am Wettbewerb auf Landesebene teilnehmen, der dem 1965 wieder durchgeführten Wettbewerb auf Bundesebene vorausging. Zur Freude der ganzen Kreisbevölkerung wurde die Gemeinde Theley unter rund 80 Bewerbern aus dem Saarland als die schönste Gemeinde des Saarlandes mit 870 von 1 000 möglichen Punkten ausgezeichnet. Dieser Erfolg ist um so bemerkenswerter, als die in der Bewertung nächstfolgende Gemeinde auf Landesebene mehr als 150 Punkte weniger bekam. Damit war Theley auserkoren, als Siegergemeinde des Saarlandes am Bundeswettbewerb teilzunehmen. Bangen Herzens, aber trotzdem hoffnungsvoll erwartete die ganze Gemeinde Theley mit ihrem rührigen Bürgermeister, die Kreisbehörde und alle, die mithalfen, Theley zu der schönsten Gemeinde des Saarlandes zu machen, die Bundeskommission. Diese besichtigte unter Leitung von Gartenbaudirektor Schmidt am Montag, dem 30. August 1965, eingehend alles das, was Theley aufzuweisen hatte. Was zunächst nicht erwartet, aber doch im stillen erhofft wurde, trat ein: Die Gemeinde Theley wurde mit einer Goldplakette ausgezeichnet und damit in die kleine Zahl der schönsten Gemeinden der Bundesrepublik eingereiht. Im Rahmen einer Feierstunde in Bad Godesberg, am 16. Dezember 1965, erhielt

Bürgermeister Lermen aus der Hand des Bundesministers für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten, Höcherl, die Goldplakette.

Die Glückwünsche des Landes überbrachte der Ministerpräsident des Saarlandes, Dr. Franz Josef Röder, im Rahmen einer von allen Vereinen der Gemeinde Theley am Sonntag, dem 23. Januar 1966, gestalteten Feierstunde.

Die Kunde von den erfolgreichen Bemühungen der Gemeinde Theley und den daraus folgenden Prämiierungen und Ehrungen drang bis in die entferntesten Teile des Saarlandes und weit darüber hinaus, was zur Folge hatte, daß Gemeinderäte, Obst- und Gartenbauvereine, Verkehrsvereine und andere Gremien den Ort Theley im Laufe des zweiten Halbjahres 1965 besichtigten. Im übrigen konnte in den letzten Monaten in mehreren Gemeinden des Kreises festgestellt werden, daß durch den großen Erfolg der Gemeinde Theley neue Impulse für die Dorfverschönerungsarbeit auf Kreisebene sichtbar werden.

Friedhofsgestaltung

Die Tatsache, daß mehr und mehr Gemeinderäte von innerhalb und außerhalb des Kreises mit dem Sachbearbeiter vorbildliche oder fast vorbildliche Friedhöfe im Kreisgebiet besichtigen, ist Zeugnis dafür, daß der Kreis St. Wendel auf diesem Sektor etwas vorzuweisen hat. Andererseits aber auch dafür, daß die Gemeinderäte besorgt sind, ihre Friedhöfe so weit wie erforderlich in Ordnung zu bringen und geplante Erweiterungen oder auch ganz neue Friedhöfe in einer neuzeitlichen Form gestaltet haben möchten.

Die Notwendigkeit des Baues von Friedhofskapellen ergibt sich in mehreren Gemeinden. Bereits fertiggestellt sind solche in Niederlinxweiler, Oberlinxweiler, Urexweiler, Hoof, Türkismühle, Steinberg-Deckenhardt und Leitersweiler. Im Bau befinden sich Friedhofskapellen in Hasborn, Niederkirchen, Marth und Saal. In weiteren rund 10 Gemeinden sind Pläne für Friedhofskapellen in Auftrag gegeben.

Obst- und Gartenbau

Aus den Tätigkeitsberichten der im Kreisgebiet vorhandenen vereinsmäßig betriebenen 30 Süßmostereien und 14 Brennereien ist jeweils zu ersehen, ob das Berichtsjahr ein gutes oder schlechtes Obstjahr war. Demnach ist das Jahr 1965 als ein mittelgutes bis gutes Obstjahr zu bezeichnen. Es wurden verwertet: insgesamt 24 015 Zentner Obst, und zwar

11 030 Zentner Obst zu 332 790 l Süßmost,

9 784 Zentner Obst zu 293 520 l Viez,

3 201 Zentner Obst zu 25 340 l trinkbarem Alkohol.

Das sind pro Kopf der Bevölkerung (bei einer Einwohnerzahl von rund 94 000) rund

3,5 l Süßmost,

3,0 l Viez,

0,25 l trinkbarer Alkohol.

Rund 5 000 Zentner Obst wurden in den Haushaltungen verwertet.

Die in den Obstverwertungsanlagen tätigen Süßmost- und Brenner nahmen an einem Kursus teil, der am 4. und 5. Oktober des Berichtsjahres in der Obstverwertungsanlage des Obst- und Gartenbauvereins Namborn von dem technischen Leiter der staatlich anerkannten Lehr- und Versuchsstation für gärungslose Früchteverwertung in Obererlenbach bei Frankfurt (Main) durchgeführt wurde. Die von den Obst- und Gartenbauvereinen veranstalteten 106 Versammlungen und rund 150 Gartenbegehungen mit 73 Fachvorträgen dienten der Fortbildung der in 58 Obst- und Gartenbauvereinen des Kreises

organisierten rund 6 000 Mitglieder. Erfreulicherweise konnten im Berichtsjahr zwei weitere Obst- und Gartenbauvereine in Osterbrücken und Reitscheid gegründet werden. Der Kreisverband organisierte eine Lehrfahrt mit Sonderzug zur Bundesgartenschau nach Essen, an der Vertreter aus über 40 Kreisgemeinden teilnahmen.

In mehreren Gemeinden ist es schon seit einigen Jahren zu einer bemerkenswerten Übung geworden, die früher von bäuerlichen Organisationen gestalteten Erntedankfeiern von dem Obst- und Gartenbauverein durchführen zu lassen.

Als ein wichtiges Ereignis auf dem Sektor Obstbau ist die im Berichtsjahr durchgeführte allgemeine Obstbaumzählung zu nennen. Das Ergebnis besagt, daß im Kreisgebiet 394 817 Obstbäume stehen, von denen 338 639 ertragsfähig und 56 178 noch nicht ertragsfähig sind.

Bei einer Gegenüberstellung zum Ergebnis der letzten Obstbaumzählung im Jahre 1950 ergibt sich, daß in den letzten 15 Jahren rund 100 000 Bäume im Kreisgebiet angepflanzt wurden. Aus dem Zählergebnis des Jahres 1965 geht weiter hervor, daß rund 80% der seit 1950 angepflanzten Bäume in Haus- und Kleingärten zur Selbstversorgung gepflanzt wurden, was der Vorstellung der Kreisbehörde hinsichtlich der Förderung des Obstbaues im Kreis St. Wendel in vollem Umfang entspricht.

Schule für Freizeitgärtner

Das Interesse, das die Schule für Freizeitgärtner und der im Gelände der Landwirtschaftsschule errichtete Lehr- und Beispielgarten bei den Obst- und Gartenbauern von innerhalb und außerhalb des Kreises findet, spiegelt sich im Besuch der Schule und der Besichtigung des Lehr- und Beispielgartens wider. Der erfreulich starke Zuspruch ist ein Beweis dafür, daß diese Einrichtungen einem Bedürfnis unserer Zeit entsprechen. Der im Frühjahr 1965 durchgeführte Lehrgang für Männer wurde von 68 Interessenten und die beiden Lehrgänge für Frauen von rund 140 Frauen besucht. Der Andrang der Frauen war so groß, daß die Teilnehmerinnen auf zwei Kurse verteilt werden mußten. Der Lehr- und Beispielgarten wurde an 29 Tagen von über 2 200 Personen besucht.

Im Berichtsjahr wurden weitere Anpflanzungen, und zwar mit Stauden und Alpenrosen, vorgenommen. Aus der Gruppe der Besucher von außerhalb des Kreises sind besonders eine größere Anzahl von Jungbauern aus dem Frankfurter Bezirk und eine größere Gruppe von Neusiedlern aus dem Kasseler Bezirk zu erwähnen.

Wie in den vergangenen Jahren, so wurde im Jahre 1965, und zwar am Montag, dem 20. Dezember, im Saalbau in St. Wendel eine Feierstunde durchgeführt, die die Beendigung der Lehrgänge an der Freizeitgärtnerschule und den Abschluß des Dorfverschönerungswettbewerbs 1965 zum Anlaß hatte. Wiederum war der große Saal des Saalbaues bis zum letzten Platz besetzt. Der Abend, in dessen Mittelpunkt ein Referat von Dr. Benckieser aus Frankfurt über das Thema „Baum und Mensch“ stand und von gesanglichen Darbietungen der Tholeyer Sängerknaben und des Theleyer Männerchores umrahmt wurde, war ein voller Erfolg.

IV. Sozialamt

1. Sozialhilfe

Das Bundessozialhilfegesetz (BSHG) vom 30. 6. 1961 (Bundesgesetzblatt I S. 815), in Kraft getreten am 1. 6. 1962, hat sich bewährt. Vor allem seine Grundkonzeption der Partnerschaft zwischen dem Träger der Sozialhilfe und dem

Hilfesuchenden und die Elastizität seiner Regelungen entsprechen den Bedingungen einer modernen Gesellschaft und sind auch für die Zukunft richtungweisend.

Auf Grund des Erlasses des Herrn Ministers für Arbeit und Sozialwesen vom 1. 6. 1965 sind mit Wirkung vom 1. 6. 1965 die monatlichen Regelsätze in der Sozialhilfe neu festgesetzt worden (Erhöhung des Eckregelsatzes von 110,— auf 120,— DM).

Das Gesetz zur Änderung und Ergänzung des BSHG vom 31. 8. 1965 (BGBl. I S. 1027) (in Kraft getreten ab 1. 10. 1965) brachte als wesentliche Neuregelung für die örtlichen Träger der Sozialhilfe die Erhöhung der Mehrbedarfszuschläge nach § 23 Abs. 1 von zwanzig vom Hundert auf dreißig vom Hundert.

Die Ausgaben des Landkreises als örtlicher Träger der Sozialhilfe betragen im Rechnungsjahr 1965:

a) Hilfe zum Lebensunterhalt	
Laufende Leistungen	608 013,53 DM
Einmalige Leistungen	137 229,93 DM
Leistungen in Anstalten	89 911,97 DM
	<hr/>
	835 155,43 DM
b) Hilfe in besonderen Lebenslagen	
Hilfe zum Aufbau oder zur Sicherung der Lebensgrundlage	4 525,— DM
Ausbildungshilfe	7 826,61 DM
Vorbeugende Gesundheitshilfe	4 758,52 DM
Krankenhilfe	110 297,01 DM
Hilfe für werdende Mütter und Wöchnerinnen	2 250,15 DM
Eingliederungshilfe für Behinderte	10 605,99 DM
Hilfe zur Pflege	5 398,50 DM
Sonstige Hilfe	931,30 DM
Hilfe für Gefährdete	337,89 DM
	<hr/>
	316 737,01 DM
	<hr/>
	1 151 892,44 DM
Ausgaben insgesamt:	
Von diesen Ausgaben wurden erstattet:	
Kostenbeiträge bzw. Kostenersatz	9 264,98 DM
Ersatzleistungen von Unterhaltungspflichtigen	31 873,51 DM
Ersatzleistungen von Sozialleistungsträgern	297 142,91 DM
Ersatzleistungen von Sonstigen	15 990,69 DM
Tilgung von Darlehen	6 142,47 DM
	<hr/>
Einnahmen zusammen	360 414,56 DM

Die Netto-Ausgaben des Landkreises an Sozialleistungen betragen demnach für 1965 791 477,88 DM. In diesem Betrage sind die Ausgaben für Kriegsfolgehilfeeempfänger, an denen Bund und Land beteiligt sind, enthalten.

Folgende Weihnachtsbeihilfen wurden gezahlt:

Für Hilfeempfänger	14 895,— DM
Für Minderbemittelte	82 065,— DM

Auf Grund des Bundessozialhilfegesetzes und des Erlasses über die Heranziehung der örtlichen Träger der Sozialhilfe zur Durchführung von Aufgaben des überörtlichen Trägers vom 7. 9. 1964 hat das Kreissozialamt bei allen im Kreisgebiet angefallenen Aufgaben des überörtlichen Trägers Amtshilfe ge-

leistet und die dem Sozialamt von dem überörtlichen Träger übertragenen Verwaltungsaufgaben mit selbständiger Entscheidungsbefugnis erledigt.

Die wirtschaftliche Betreuung der Tuberkulosekranken und Tuberkulosebedrohten und ihrer Angehörigen erforderte im Berichtsjahr einen Aufwand von 160 884,— DM. Hiervon entfallen auf:

Allgemeine Tbc-Hilfe	138 182,— DM
Personenkreis der Sonderfürsorgeberechtigten (einschließlich Weihnachtsbeihilfe)	14 537,— DM
Nichtpauschalierte Kriegsfolgenhilfeempfänger	4 994,— DM
Personenkreis der Bundesbediensteten	2 204,— DM
Aufwendungen gem. § 100, Abs. 2 BSHG in Verbindung mit § 37 BSHG (Krankenhilfe)	967,— DM
Ausgaben insgesamt	160 884,— DM
Die Rückeinnahmen (Erstattung durch Rentenversicherungsträger usw.) betragen	13 397,— DM

Demnach beliefen sich die Netto-Aufwendung in der Tuberkulosehilfe, die vom Land getragen wurden, auf 147 487,— DM.

Mit orthopädischen Schuhen, Körperersatzteilen (Prothesen), sonstigen orthopädischen Hilfsmitteln, Krankenfahrzeugen, Hörgeräten usw. wurden insgesamt 91 behinderte Personen versorgt. Daneben hat die Sozialhilfe in mehreren Fällen die Reparaturkosten für Prothesen, orthopädische Schuhe usw. getragen.

2. Kriegsofopferfürsorge

In der Kriegsofopferfürsorge sind 190 655,45 DM verausgabt und 21 160,91 DM vereinnahmt worden, so daß als Netto-Ausgabe 169 494,54 DM verbleiben. Die Ausgaben entfallen auf folgende Gruppen:

Berufsfürsorge	689,— DM
Erziehungsbeihilfe für Beschädigte	73 188,54 DM
Erziehungsbeihilfe für Waisen	25 791,26 DM
Ergänzende Hilfe zum Lebensunterhalt	35 262,53 DM
Erholungsfürsorge	30 115,18 DM
Sonstige Hilfe	25 608,94 DM
	<u>190 655,45 DM</u>

Von dem obengenannten Betrag von 169 494,54 DM hat der Bund 135 595,64 DM erstattet, so daß dem Kreis noch 33 898,90 DM an Ausgaben verblieben.

Ferner wurden genehmigt:

48 Anträge auf Kapitalabfindung im Gesamtbetrag von	355 536,— DM
12 Produktivdarlehen bzw. Kfz.-Darlehen über	42 700,— DM
71 Beschaffungsdarlehen über	43 910,— DM

Befreiung von der Rundfunkgebühr und Fernsehgebühr haben 308 Personen erhalten.

Im Bundesgesetzblatt 1965, Teil I, Seite 978, ist das Gesetz über die unentgeltliche Beförderung von Kriegs- und Wehrdienstbeschädigten sowie von anderen Behinderten im Nahverkehr vom 27. 8. 1965 veröffentlicht worden. Mit Rücksicht auf dieses Gesetz, das ab 1. Januar 1966 in Kraft getreten ist, hat der Bundesminister des Innern die Richtlinien über Ausweise für Schwerbeschädigte und Schwerbehinderte vom 11. Oktober 1965 erlassen. Sachlich zuständig für die Ausstellung der Ausweise ist der örtliche Träger der Kriegsofopferfürsorge. Mit der Ausstellung der neuen Ausweise wurde im Berichtsjahr begonnen.

3. Unterhaltssicherung

Auf Grund des Gesetzes über die Sicherung des Unterhalts der zum Wehrdienst einberufenen Wehrpflichtigen und ihrer Angehörigen wurden 431 Anträge auf Gewährung von Leistungen genehmigt.

Die Ausgaben betragen für:

Allgemeine Leistung	270 819,97 DM
Einzeleistung	53 638,06 DM
Sonderleistung	123 483,58 DM
Verdienstausfallentschädigung	108 043,01 DM
Härteausgleich	740,39 DM
zusammen:	<u>556 725,01 DM</u>

4. Sonstiges

In drei Sitzungen hat der nach dem Kriegsgefangenen-Entschädigungsgesetz gebildete Feststellungsausschuß 44 Anträge auf Kriegsgefangenen-Entschädigung, Wohnraumbeschaffungsdarlehen und Existenzaufbaudarlehen begutachtet. Es wurden 1965 Kriegsgefangenen-Entschädigungen von zusammen 6 650,— DM gezahlt.

Der gemäß § 10a Häftlingshilfegesetz gebildete Ausschuß, der vor Gewährung von Leistungen nach § 9a Abs. 1 und 9b HHG und im Widerspruchsverfahren zu hören ist, tagte viermal im Berichtsjahr. An Häftlingshilfe wurden 9 690,— DM gezahlt.

Die Ausgaben für die Krankenversorgung der Unterhaltshilfeempfänger gem. § 276 Lastenausgleichsgesetz (LAG) betragen 9 263,47 DM abzüglich Rückeinnahmen von 25,— DM = 9 238,47 DM. Davon wurden vom Lastenausgleichsamt 2 309,62 DM erstattet. Dem Kreis verblieben demnach Ausgaben in Höhe von 6 928,85 DM.

Die Ausgaben zu Lasten des Bundes für die Rückführung von Deutschen aus dem Ausland betragen 3 368,41 DM.

Das Kreissozialamt hat bei der Durchführung von Erholungskuren für 337 Schulkinder mitgewirkt.

Von den zu Beginn des Rechnungsjahres praktizierenden 15 Hebammen ist im Berichtsjahr eine Hebamme ausgeschieden.

Für 21 Krankenpflegestationen sind 18 000,— DM als Zuschüsse bewilligt worden. Die Kreiszuschüsse an die freien Wohlfahrtsverbände betragen im Jahre 1965 7 200,— DM. Daneben wurden Zuschüsse an Kriegsofopferverbände, das Rote Kreuz, Blindenvereinigungen usw. bewilligt.

V. Jugendamt

1. Jugendwohlfahrtsausschuß

Das Jugendamt besteht aus dem Jugendwohlfahrtsausschuß und der Verwaltung des Jugendamtes. Der Jugendwohlfahrtsausschuß, der sich aus 15 stimmberechtigten und 10 beratenden Mitgliedern zusammensetzt, war zu 6 Sitzungen einberufen worden. In seinen Sitzungen befaßte sich der Jugendwohlfahrtsausschuß anregend und fördernd mit den Aufgaben der Jugendhilfe, faßte Beschlüsse im Rahmen der im Haushaltsplan für Aufgaben der Jugendhilfe bereitgestellten Mittel. Auch hat er den Haushaltsplan, soweit er Angelegenheiten der Jugendhilfe betrifft, vorberaten.

2. Amtsvormundschaft

Am Ende des Jahres 1965 standen 671 Minderjährige unter Amtsvormundschaft. An Zugängen waren 67 infolge unehelicher Geburt und Übernahme

von anderen Jugendämtern und an Abgängen 88 infolge Überleitung in Einzelvormundschaft, Legitimation durch nachfolgende Ehe, Übertragung der elterlichen Gewalt auf die Mutter, Volljährigkeit, Abgabe an andere Jugendämter und Tod zu verzeichnen.

Vaterschaftsfeststellungen erfolgten:

- a) durch freiwillige Anerkennung mit vollstreckbarer Unterhaltsverpflichtung in 22 Fällen,
- b) durch Unterhaltsklagen in 18 Fällen.

Außerdem wurde in 14 Fällen für andere Jugendämter die Prozeßvertretung zur Feststellung der Vaterschaft übernommen.

Zwangsvollstreckungen wurden gegen 43 säumige Schuldner, die freiwillig ihrer Unterhaltspflicht nicht nachkamen, durchgeführt.

An Mündelgeld gingen rund 418 963,— DM in kleinen und kleinsten Beträgen ein. Verausgabt wurden rund 343 860,— DM. An Sparguthaben wurden am Ende des Berichtsjahres insgesamt 119 021,80 DM verwaltet.

3. Gemeindegewalt

In der Vormundschaftsgerichtshilfe waren 21 Amtspflegschaften zu führen. An der Bestellung von 59 Pflegern und bei der Bestellung von 33 Einzelvormündern wurde mitgewirkt. Zu 25 Volljährig- und Ehemündigkeitsanträgen wurde Stellung genommen.

In vermögensrechtlichen Angelegenheiten erstattete das Jugendamt 154 Gutachten an das Vormundschaftsgericht.

Wegen Übertragung der elterlichen Gewalt und Verkehrsregelung bei Ehescheidung und dauerndem Getrenntleben hat das Jugendamt zu 58 Anträgen Stellung genommen.

4. Pflegekinder

Am Ende des Berichtsjahres waren in Familienpflege unter Aufsicht des Jugendamtes 47 Kinder untergebracht. Leider fehlt es an geeigneten Pflegefamilien und guten Pflegenestern, die Kinder entgeltlich in Pflege nehmen. Erfahrungsgemäß wünschen die meisten Pflegefamilien nur Kinder mit dem Ziel der späteren Adoption.

5. Hilfen für Mutter und Kind

Die Inanspruchnahme der Hilfen vor und nach der Geburt, insbesondere bei unehelichen Müttern, zeigt eine steigende Tendenz. Vielfach treten familiäre Schwierigkeiten auf, weil Eltern oder Familienangehörige der Kindesmütter mit der Aufnahme eines unehelichen Kindes nicht einverstanden sind. Es ist auch oft recht schwierig, den Betreffenden deutlich zu machen, daß sie die erste Verpflichtung und Verantwortung haben und ihnen Opfer und Einschränkung in der eigenen Lebensführung zuzumuten sind.

Im Laufe des Berichtsjahres erhielten Hilfe zur Erziehung infolge Unterbringung in Heimpflege 25 und in Familienpflege 12 Minderjährige. Hierfür wendete der Kreis rund 68 000,— DM auf.

6. Erziehungsbeistandschaft

Am Anfang des Berichtsjahres bestanden 13 Erziehungsbeistandschaften. Hiervon endigten zwei infolge Volljährigkeit, drei wurden aufgehoben, weil Fürsorgeerziehung für die Minderjährigen erforderlich wurde.

In formloser erzieherischer Betreuung des Jugendamtes standen am Ende des Berichtsjahres bei 47 Zugängen und 20 Abgängen noch 170 Minderjährige. Gegenüber dem Vorjahre ist ein Ansteigen von ca. 20% zu verzeichnen.

7. Freiwillige Erziehungshilfe und Fürsorgeerziehung

Im Laufe des Berichtsjahres wurden 9 Anträge auf Fürsorgeerziehung und 1 Antrag auf Freiwillige Erziehungshilfe gestellt. Ausgeschieden sind 8 Minderjährige aus Freiwilliger Erziehungshilfe und 3 Minderjährige aus Fürsorgeerziehung.

Am Ende des Berichtsjahres standen noch 15 Minderjährige in Freiwilliger Erziehungshilfe und 16 in Fürsorgeerziehung.

8. Jugendgerichtshilfe

Straffällig wurden im Berichtsjahr 67 Minderjährige gegenüber 81 im Vorjahre. Im Vergleich zum Vorjahre ist ein leichter Rückgang zu beobachten. Bei den 67 Straftätern handelt es sich um 27 männliche und 6 weibliche Jugendliche und um 32 männliche und 2 weibliche Heranwachsende.

Bei den Straftaten ist ein Ansteigen der kriminellen Entgleisungen — 37 Fälle — zu beobachten, insbesondere erschreckend hoch ist hierbei die Zahl der Eigentumsdelikte — 25 —, während die Zahl der Verkehrsdelikte mit 21 ziemlich konstant blieb.

Bei den übrigen Straftaten handelt es sich um 7 Schulpflichtversäumnisse und 2 Entfernungen von der Truppe.

9. Jugendschutz

Das Jugendarbeitsschutzgesetz legt die Beschäftigungszeit von Kindern und Jugendlichen fest.

Bei kleineren Betrieben zeigte sich verschiedentlich, daß die tägliche oder wöchentliche Arbeitszeit nicht hinreichend eingehalten wurde oder aber, daß Arbeitgeber Jugendliche, ohne daß die vorgeschriebene ärztliche Erst- oder Nachuntersuchung vorlag, beschäftigten.

Eine Zusammenarbeit des Jugendamtes mit dem Gewerbeaufsichtsamt ist hier unerlässlich.

Auch das Gesetz zum Schutze der Jugend in der Öffentlichkeit erfordert die Zusammenarbeit verschiedener Behörden. So konnten im Laufe des Berichtsjahres im Einvernehmen mit der Polizei Jugendschutzkontrollen in Gaststätten bei Tanz- und Filmveranstaltungen durchgeführt werden.

In Verbindung mit der Aktion Jugendschutz — Landesarbeitsstelle des Saarlandes — wurde die Aktion „Saubere Leinwand“ durchgeführt.

Auch zum Vorlese-Wettbewerb für Schüler und Schülerinnen des sechsten Schuljahres der Volksschulen und der zweiten Klassen der weiterführenden Schulen wurde aufgerufen. An dem Vorlesewettbewerb haben sich

die kath. Volksschule Alweiler

die kath. Volksschule Winterbach und

das Staatl. Mädchenrealgymnasium St. Wendel

beteiligt. Die Kreissiegerin und die Klassensiegerinnen erhielten Buchgeschenke.

Durch Verteilung von Flugblättern wurden Eltern und Jugendliche auf die Jugendschutzbestimmungen hingewiesen.

10. Jugendpflege

Zur allgemeinen Förderung der Jugendpflege bewilligte der Kreis den als förderungswürdig anerkannten Jugendverbänden und Jugendgemeinschaften einen Gesamtbetrag von 12 000,— DM. Für die Förderung des Herbergswesens wurden 200,— DM aufgebracht. An Zuschüssen von Kindergärten und Kinderspielflächen wurden 75 000,— DM verausgabt. Für die Einrichtung von Kindergärten standen 10 000,— DM zur Verfügung.

Zur Schulkinderferienaktion wurden 2 000 DM verausgabt. Außerdem wurden für das Kriegsgräberjugendlager 1 020,— DM gezahlt.

11. Einrichtungen der Jugendhilfe

Folgende Einrichtungen der Jugendhilfe sind im Kreis vorhanden:

	Anzahl der verfügbaren Plätze:
1 Säuglingsheim	25
1 Erziehungsheim	
a) bis zur Beendigung der Volksschulpflicht	275
b) für nicht mehr schulpflichtige Minderjährige	16
24 Kindergärten	2 122
1 Jugendherberge	94

Das Jugendwohnheim in Tholey befindet sich z. Z. im Umbau.

VI. Kreisbauamt

Die Tätigkeit des Kreisbauamtes erstreckt sich auf verschiedene Arbeitsgebiete, die in zwei Kategorien eingeordnet werden können, nämlich:

- Allgemeine technische Verwaltung
- Aufstellung von Entwürfen, Durchführung und Abrechnung kommunaler Baumaßnahmen.

a) Allgemeine technische Verwaltung

Schätzungswesen:

138 Grundstücksbewertungen für die Kreissparkasse, Gemeinden und Finanzämter.

Bearbeitung von Darlehensanträgen:

- 288 Anträge für Neu- und Umbauten sowie Restfinanzierung und Aufstockungen zur Wohnraumbeschaffung,
13 Anträge auf Kapitalabfindung,
17 Anträge auf Wohnraumbeschaffungsdarlehen für Spätheimkehrer,
12 LAG-Anträge, Gutachten für das Ausgleichsamtsamt.

Gutachterausschuß:

1 811 Verträge wurden geprüft, davon 1 292 für die Kartei der Baulandpreise ausgewertet,

11 Bewertungsgutachten aufgestellt.

Prüfung von Rechnungen für die Gemeinden:

3 518 Rechnungen über Bauarbeiten für die Gemeinden wurden überprüft.

- Aufstellung von Entwürfen, Durchführung und Abrechnung kommunaler Baumaßnahmen

Planung:

Erstellung von Bebauungsplänen einschl. deren Vorentwurf	28 Stück
Änderung von Bebauungsplänen	9 Stück
Aufstellung von Flächennutzungsplänen	5 Stück
Stellungnahme zu Bauanfragen, Teilungs- und Bodenverkehrs-genehmigungen	65 Stück
Hochbau	1 447 000,— DM
Straßen- und Kanalbau	851 280,— DM
Wasserversorgung, Landeskultur, Brückenbau	2 477 900,— DM

VII. Landwirtschaft

A. Nutztviehhaltung

1. Allgemeines

Die Veredlungswirtschaft war auch 1965 die Hauptstütze der bäuerlichen Familienbetriebe. Ca. 70% der landwirtschaftlichen Nutzfläche dienten der

Erhaltung der Viehbestände und ca. 76% der Einnahmen kamen aus der Nutztviehhaltung.

2. Rindviehhaltung

1965 wurden in 1 726 Betrieben 15 351 Stück Rindvieh gezählt. Das ergibt einen Besatz pro Betrieb von 8,8 Stück. 1964 waren es 1 861 Betriebe und 14 810 Rinder. Die Zahl der Tierhalter ist seit Jahren allgemein rückläufig, aber die Zahl der Tiere in den einzelnen Betrieben ist ansteigend. Dem Landesverband der Rinderzüchter waren 107 Betriebe mit 774 eingetragenen Tieren angegliedert. Weitere 25 Betriebe hatten sich dem Kontrollverband angeschlossen. Auf der Auktion in Lebach wurden aus dem Landkreis St. Wendel versteigert: 29 Bullen, 23 Kalbinnen.

3. Milcherzeugung

Die Milchkontrollbetriebe zeigten 1965 die höchsten Durchschnittsleistungen auf Landesebene. 1 205 Abschlüsse brachten im Durchschnitt 4 435 kg Milch mit 175 kg Fett bei 3,95% Fett. Auch die höchsten Einzelleistungen kamen aus dem Kreis St. Wendel. An die Molkereien wurden 19 350 040 kg Milch abgeliefert, 1964 waren es 20 216 831 kg.

4. Schweinezucht

1965 wurden in 2 032 Betrieben 12 072 Schweine gehalten, 1964 waren es 2 187 Betriebe mit 12 269 Schweinen. Auf der Auktion in Lebach wurden 24 Eber und 22 Zuchtsauen abgesetzt. 110 Sauen und 8 Eber sind im Herdbuch eingetragen und weitere 22 Eber standen der Landeszucht zur Verfügung. Die Zahl der Mitglieder des Zuchtverbandes ist von 15 auf 20 gestiegen, und weitere 10 Betriebe sind als außerordentliche Mitglieder gemeldet. Die Stammeberschau in Lebach und die Mastleistungsprüfungen brachten für die einheimischen Züchter größere Erfolge.

5. Pferdehalter

Die Verringerung des Pferdebestandes hielt weiterhin an. 1965 wurden in 305 Betrieben 409 Pferde gezählt; 1964 waren es 350 Betriebe mit 471 Pferden. Ende 1965 wurden Verhandlungen für die Errichtung einer Deckstation im Staatlichen Hofgut Imsbach geführt.

6. Schafe

Die Zahl der Schafe ist von 1 378 auf 1 109 gefallen. Größere Verschiebungen fanden nicht statt.

7. Ziegenhaltung

Die fallende Tendenz hielt auch 1965 an. Die Viehzählung zeigte noch 252 Ziegen.

8. Federvieh

Allgemein ist in der Hühnerhaltung eine fallende Tendenz feststellbar. Die Zahl der Haushaltungen, die Hühner halten, nimmt ab, und der Besatz pro Betrieb nimmt zu. Der Kreisverband der Rassegeflügelzüchter führte im November in Oberthal seine Verbandsausstellung durch.

9. Kaninchen

Das Ergebnis der letzten Zählung zeigte 11 211 Kaninchen. Eine leichte Steigerung seit 1964 machte sich bemerkbar. Die Rassekaninchenzüchter sind auf 18 Ortsvereine verteilt und haben ca. 500 Mitglieder. Die Verbandsausstellung wurde in Freisen durchgeführt.

B. Statistik

1. Nutztviehhaltung

Der Viehbestand entwickelte sich in den letzten 3 Jahren wie folgt:

Tierart	Anzahl 1963	Anzahl 1964	Anzahl 1965
Pferde	555	474	409
Rindvieh	14 681	14 810	15 351
Schweine	12 208	12 269	12 072
Ziegen	439	275	252
Schafe	1 315	1 378	1 109
Hühner	105 715	102 718	100 591
Gänse	362	263	309
Enten	851	538	451
Truthühner	429	410	475
Bienenvölker	2 957	2 796	2 766
Kaninchen	12 981	10 579	11 211

2. Schlepperbestand und Mähdrescher

Die im Rahmen der Gasölbetriebsbeihilfe erstellte Statistik ergab, daß 1 123 Schlepper in der Landwirtschaft im Einsatz waren. 117 Betriebe hatten mehrere Schlepper. Hinzu kommen noch 119 Mähdrescher.

	bis 12 PS	13—17 PS	18—24 PS	25—35 PS	über 35 PS	Mäh-drescher	Betriebe mit mehreren Schleppern
bis 5 ha	70	156	35	8	—	269	1
5—10 ha	24	150	97	40	3	314	8
10—20 ha	2	32	146	151	10	341	23
20—50 ha	1	4	49	86	47	187	73
über 50 ha	1	1	1	4	5	12	14
	98	343	328	289	65	1 123	119

3. Betriebsgrößenstruktur

1960 und 1965 wurden die Bodennutzungsvor- und -haupterhebungen als allgemeine Erhebungen durchgeführt, d. h. in allen Gemeinden und Betrieben wurde die Erhebung durchgeführt. Innerhalb der Betriebsgrößenklassen nach landwirtschaftlicher Nutzfläche hat sich eine größere Veränderung in den Betrieben über 20 ha ergeben. 1960 wurden hier 65 und 1965 165 Betriebe gezählt. Bei den anderen Größenklassen wurden geringfügige Veränderungen festgestellt. Lediglich bei den Betrieben ohne landwirtschaftliche Nutzfläche beläuft sich die Erhöhung von 114 auf 193. Nachstehend ein Vergleich von 1960 zu 1965:

	1960	1965
Ldw.-Betriebe insgesamt	6 262	6 182
Ldw.-Betriebe mit LN	6 148	5 989
Ldw.-Betriebe ohne LN	114	193
LN 0,01 — 0,5 ha	442	560
LN 0,5 — 2,0 ha	3 345	3 164
LN 2,0 — 5,0 ha	1 471	1 363
LN 5,0 — 7,5 ha	273	260
LN 7,5 — 10,0 ha	204	131
LN 10,0 — 20,0 ha	341	337
LN 20,0 — 50,0 ha	65	165
über 50 ha	7	9

4. Bodennutzung

Die allgemeine Erhebung 1965 brachte im Verhältnis zu 1960 keine wesentlichen Änderungen. Bei der Unterteilung der einzelnen Anbauarten haben sich die Viehweiden auf Kosten der Wiesen vergrößert. Die Viehweiden sind von 818 ha auf 1 659 ha gestiegen.

Nachstehend ein Vergleich von 1960 zu 1965:

	1960 ha	1965 ha
1. Ackerland	16 320	16 196
2. Gartenland	805	885
3. Obstanlagen	512	508
4. Dauergrünland	9 801	9 569
5. landwirtschaftliche Nutzfläche (1—4)	27 438	27 151
	1960 ha	1965 ha
6. Waldflächen	13 698	13 486
7. unkultivierte Moorflächen	165	51
8. Öd- und Unland	1 740	1 493
9. Gebäude- und Hofflächen	1 144	1 286
10. Wegeland und Eisenbahnen	2 043	2 158
11. Gewässer	419	138
12. Friedhöfe, Parkanlagen, Sportplätze, Flug- und Übungsplätze	423	459
13. Wirtschaftsfläche (5—12)	47 610	46 228

5. Verkaufserlöse der Landwirtschaft in %

Getreide	9,5%
Kartoffeln	3,7%
Sonstige pflanzliche Erzeugnisse	10,9%
Rinder, Kälber, Milch	46,9%
Schafe	0,2%
Schweine	21,5%
Eier, Geflügel	7,3%
	100,0%

C. Strukturverbesserung

Bisher sind in 27 Gemeinden des Kreises Flurbereinigerungsverfahren durchgeführt worden bzw. in der Bearbeitung. Die landwirtschaftlich bereinigte Nutzfläche im klassischen Verfahren beträgt 7 116 ha und im beschleunigten Verfahren 10 489 ha. Hinzu kommen noch in einigen Gemeinden Teilverfahren.

Mit Ende des Jahres 1965 waren 40 Aussiedlungen fertiggestellt und weitere 40 in der Planung. Die Aussiedlungen selbst werden von den Siedlungsgesellschaften durchgeführt.

D. Förderungsmaßnahmen des Kreises

1. Allgemeines

Wie in den vergangenen Jahren, so wurden auch 1965 zur Förderung der Landwirtschaft erhebliche Beträge bereitgestellt. Im einzelnen wurden Beihilfen gewährt beim Ankauf von Bullen und Kalbinnen, Ebern und Zuchtschweinen, zur Durchführung der Klauenpflege, als Halte- und Pflegeprämien sowie zur Förderung der Rassekaninchen- und Rassegeflügelzucht. Weiter wurden Beihilfen gewährt zur Durchführung der Bezirksstuten- und Stammeberschau sowie zur Durchführung von Lehrfahrten. Der Schwerpunkt lag hier bei der Verbesserung der Produktivität landwirtschaftlicher Betriebe.

2. Lehrfahrten

In den letzten Jahren hat sich in den landwirtschaftlichen Betrieben eine starke Rationalisierung, bedingt durch das geringe Angebot an Arbeitskräften und durch den erhöhten Aufwand im Rahmen der Veredlungswirtschaft, entwickelt. Umstellungen in der Arbeitsweise, erhöhter Einsatz von Maschinen und andere Methoden in der Außen- und Innenwirtschaft zwingen die Betriebsleiter zu neuen Überlegungen. Um den Betriebsleitern einen überregionalen Einblick in die Betriebsgestaltung und Arbeitswirtschaft anderer Betriebe zu ermöglichen, wurden folgende Lehrfahrten durchgeführt:

- a) am 22. 5. 1965 zur Rheinischen Landwirtschaftsschau nach Köln,
- b) am 3. 6. 1965 zur Bundesfach- und Geflügelschau nach Dortmund,
- c) vom 9. bis 13. 8. 1965 eine Deutschlandfahrt mit Einbeziehung von Dänemark.

3. Gasöl-Betriebsbeihilfe

Insgesamt kamen 1 153 Anträge zur Bearbeitung. An beihilfefähigem Gasöl wurden 1 250 985 Liter ermittelt. Zur Auszahlung an die Landwirtschaft kamen 437 844,75 DM.

8. Bienenzucht

Die Bienenzucht leidet stark unter der schlechten Witterung, besonders aber unter seuchenartigen Krankheiten unter den Bienenvölkern. Trotzdem ist die Zahl der Imker kaum gesunken. Die Zahl der Bienenvölker ist merklich zurückgegangen.

Im ganzen Kreisgebiet wird in 28 Züchterkameradschaften eine Rasse — Carnica Hollersberg — gezogen.

Die Bestrebungen der Imker werden durch die Regierung und die Kreisverwaltung großzügig unterstützt. Auch einige Gemeinden und Obstbauvereine sowie Straßenverwaltung und Forstverwaltung, Bundesbahn und größere Privatwaldbesitzer suchen den Imkern durch Anpflanzung geeigneter Pflanzen zu helfen.

VIII. Gemeindewaldungen

1. Holzeinschlag und Verwertung

Der Holzeinschlag hatte im Wirtschaftsjahr folgendes Ergebnis:

Forstamtsbezirk	St. Wendel	Türkismühle
Derbholz	14 505 fm	3 770 fm
Reiserholz	760 fm	106 fm
Bruttoerlös insgesamt	537 343 DM	161 103 DM

2. Kulturarbeiten

Im Forstamtsbezirk St. Wendel sind 9 ha Waldfläche neu aufgeforstet und bei 11 ha älteren Kulturen Nachverbesserungen vorgenommen worden. 14 ha ertragloser Niederwald wurden in Hochwald umgewandelt. 239 ha Kulturen und Dickungen wurden gepflegt und gereinigt. Die Kosten der Kulturmaßnahmen betragen 80 339.— DM. Für die Aufforstung von 40 ha Waldfläche im Forstamtsbezirk Türkismühle wurden 187 365 Stück Pflanzen benötigt. Die Gesamtaufwendungen für die Kulturmaßnahmen betragen rd. 54 000.— DM. Den Gemeinden sind hierfür Zuschüsse aus Mitteln des „Grünen Planes“ zugeflossen.

3. Wegebaumaßnahmen

Im Forstamtsbezirk St. Wendel wurden mit einem Gesamtkostenaufwand 6 330 lfdm Wege neu gebaut oder befestigt, 7 354 lfdm Wege ausgebessert und unterhalten.

Zur genügenden Aufschließung des Waldes müssen noch ca. 30 000 lfdm befestigt werden.

Im Forstamtsbezirk Türkismühle konnten lediglich in 3 Gemeindewaldungen Wegebaumaßnahmen mit einem Kostenaufwand von 5 280.— DM durchgeführt werden.

4. Vogelschutz

Für den Vogelschutz sind im Forstamtsbezirk Türkismühle (Ankauf von Vogelfutter, Reinigung der Nistkästen etc.) rd. 800.— DM aufgewandt worden.

IX. Kreissparkasse

Wie in den vergangenen Jahren war auch im Jahre 1965 die allgemeine Geschäftsentwicklung positiv.

Die Gesamteinlagen steigerten sich um 12,7 Mio. DM = 15,4%. Sie betragen am Jahresende 95,2 Mio. DM. Im Aktivgeschäft war eine Steigerung um 9,2 Mio. DM = 8,9% auf 112,2 Mio. DM zu verzeichnen. Insbesondere erhöhten sich die langfristigen Ausleihungen, die vornehmlich dem Wohnungsbau und den Gemeinden unseres Geschäftsbereiches zur Durchführung ihrer kommunalen Aufgaben zur Verfügung gestellt wurden.

Die Bilanzsumme erreichte rd. 155 Mio. DM, was einer Steigerung von 11,4% entspricht.

Im Laufe des Geschäftsjahres wuchs der Spareinlagenbestand auf 73,4 Mio. DM an. Der absolute Anstieg um 9,1 Mio. DM = 14,23% des Jahresanfangsbestandes übertraf das Vorjahresergebnis von 8,6 Mio. um 0,5 Mio. DM. Die Zuwachsrate ist befriedigend.

Die Anzahl der Sparkonten stieg auf 46 290. Der Zugang beträgt 3 852 Konten = 9,1%. Statistisch entfällt auf jeden zweiten der ca. 92 750 Einwohner des Kreises St. Wendel ein Sparkonto bei unserer Sparkasse. Das Durchschnittsguthaben eines Sparkontos wuchs um 71,— DM auf 1 586,— DM an; pro Kopf der Kreisbevölkerung verwalteten wir 791,— DM Spargeld.

Die Zahl der Prämienparer hat sich auf 20 437 erhöht. 326 500 Sparmarken im Gegenwert von 1,63 Mio. DM wurden verkauft. 22 135 Gewinne im Gesamtbetrag von 265 100,— DM gelangten zur Ausschüttung.

Durch das Schulsparen standen wir am Jahresende in 79 Schulen des Kreisgebietes mit insgesamt 12 500 Schülern in Verbindung. Es wurde ein Sparergebnis von 65 000 DM erzielt, was etwa 5,20 DM pro Schüler ausmacht.

Die Sicht- und befristeten Einlagen sind von 19,2 Mio. DM um 2,3 Mio. DM auf 21,5 Mio. DM gestiegen, was einer Zuwachsrate von 12,0% entspricht.

Die Anzahl unserer Girokonten erhöhte sich um über 5 000 auf rd. 18 000 Stück. Die Habenumsätze auf diesen Konten erreichten 425,0 Mio. DM.

Im Jahre 1965 wurden 3 910 Darlehen und Kredite über insgesamt 28,7 Mio. DM bereitgestellt. Hierunter befanden sich 11,7 Mio. DM langfristige Mittel, die zum größten Teil zur Wohnungsbaufinanzierung dienen.

Den Kommunen des Kreises wurden 3,20 Mio. DM langfristig zur Verfügung gestellt. Zum 31. Dezember 1965 waren an langfristigen Darlehen einschl. durchlaufender Kredite (83,4 Mio. DM) und Kommunaldarlehen (16,0 Mio. DM) insgesamt 99,4 Mio. DM ausgeliehen.

Die Kontokorrentkredite haben sich um 600 T. DM auf 7,3 Mio. DM erhöht. Die Zahl der Kreditnehmer einschl. der Lohn- und Gehaltsempfänger stieg von 1 013 auf 1 236. Der mittlere Kreditbetrag belief sich auf 5 900.— DM.

Das Teilzahlungskreditgeschäft war rückläufig. Ende 1965 bestanden nur noch 447 derartige Kredite mit insgesamt 341 T. DM. Die Kundschaft bevorzugte den Kleinkredit (bis 2 000,— DM) und das Anschaffungsdarlehen (bis 10 000,— DM). Zum Jahresende hatten 2 123 Kunden von diesen Kreditmöglichkeiten mit einer Gesamtsumme von 3,5 Mio. DM Gebrauch gemacht. Der Durchschnittsbetrag eines Klein- und Anschaffungsdarlehens betrug 1 600 DM.

Die Gesamtausleihungen wuchsen im Berichtsjahr von 103,8 Mio. DM auf 112,2 Mio. DM an. Diese Summe verteilt sich auf 14 022 Darlehens- und Kreditnehmer, so daß rechnerisch auf den einzelnen Schuldner 8 002,— DM entfallen.

Das Wachstum der Sparkasse findet u. a. Ausdruck in der ständig steigenden Anzahl der Buchungsposten. Der tägliche Durchschnitt stieg im vergangenen Jahr von 9 500 auf 10 370, wobei nicht selten Spitzenbelastungen bis zu 15 000 Buchungen pro Arbeitstag anfielen.

Der Gesamtumsatz auf einer Seite des Hauptbuches ist um fast 350 Mio. DM auf 1,5 Mia. DM angestiegen. Unsere Sparkasse vergütete im Jahre 1965 2,7 Mio. DM Zinsen.

Im Wertpapiergeschäft wurden 946 Wertpapieran- und -verkäufe bearbeitet. Zum Jahresende bestanden 771 Wertpapierdepots.

Das Zweigstellennetz wurde weiter ausgebaut. Durch die Eröffnung von vier weiteren Zweigstellen in den Orten Oberlinxweiler, Gronig, Urweiler und Scheuern hat sich die Zahl der Zweigstellen auf 34 erhöht. Darüber hinaus ist eine „fahrbare Zweigstelle“ im Einsatz.

X. Finanz- und Steuerwesen

Nach dem Schulordnungsgesetz vom 5. 5. 1965 gingen die Berufs- und Sonderschulen ab 1. 7. 1965 in die Trägerschaft des Landkreises über. Die haushaltmäßige Sicherstellung der hierdurch notwendigen Ausgaben machte im Oktober 1965 die Verabschiedung eines Nachtragshaushalts erforderlich. Die Erweiterung des Verwaltungsgebäudes, der Umbau der Landwirtschaftsschule, der Neubau der Kreisrealschule und der Grunderwerb hierzu machten die Bereitstellung weiterer Haushaltsmittel erforderlich, die jedoch aus dem Sollüberschuß von 1963 und 1964 ohne Erhöhung der Kreisumlage aufgebracht werden konnten.

Bei den Sozialhilfeaufwendungen war eine wesentliche Steigerung gegenüber dem Vorjahre nicht zu verzeichnen.

Der Haushalt 1965 (einschl. seines Nachtragshaushalts) hatte ein Volumen in Einnahmen und Ausgaben

im ordentlichen Haushalt	5 737 240 DM
im außerordentlichen Haushalt	2 961 000 DM

Beim Jahresabschluß konnte ein Sollüberschuß ermittelt werden, der im Haushalt 1966 verwendet werden soll.

Am Jahresende 1965 stand ein Gesamtvermögen von 7 290 142,35 DM zu Buche. Die Jahreszuwachsrate betrug 352 128,39 DM. Der effektive Schuldstand des Kreises belief sich am 31. 12. 1965 auf 1 000 000 DM.

An Steuern und steuerähnlichen Einnahmen wurden vereinnahmt:

Schlüsselzuweisungen	883 272,— DM
Grunderwerbssteuern	394 875,46 DM
Jagdsteuer	13 257,33 DM
Kreisumlage	926 800,— DM